This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

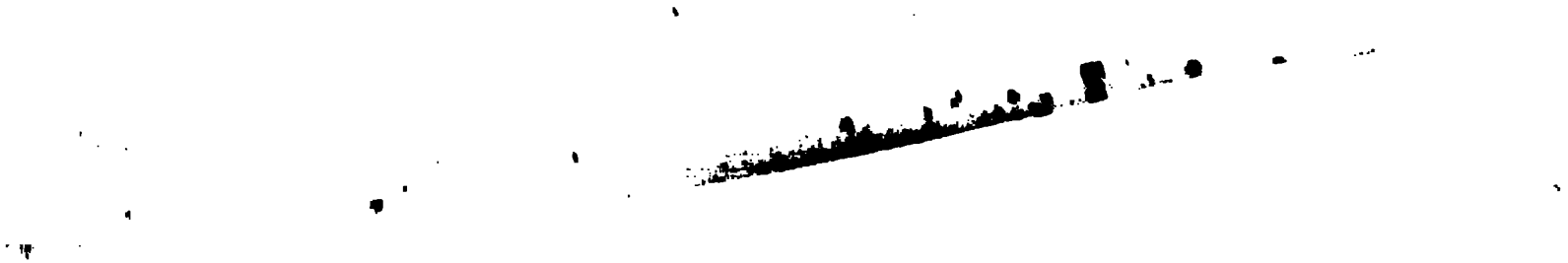
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Zweiter Band.

Motto:

„In diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Faust, 2. Theil.

Gesellschaft für [illegible]
[illegible] Zusammenarbeit e.V.
Gesellschaftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. [illegible]

Gießen, 1855.
J. Ricker'sche Buchhandlung.

☞ Beschmutzte und oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Aus dem Exil.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9
L. 931

Aus dem Exil.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr.
L. 931

Marie Thalmann

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Zweiter Band.

Motto:

„Ja dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß."

Fauſt, 2. Theil.

Gießen, 1855.
J. Ricker'ſche Buchhandlung.

CT 158
S 56
v. 2

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

1. Mein Aufenthalt im Canton Waadt. (Französische Schweiz.)

Dreizehntes Kapitel: Niederlassung in Lausanne. Selbstschau und Umschau nach einer bestimmten Existenz. Der Advocatenberuf in der Schweiz. Schwierigkeiten bei Erlangung des schweizerischen Bürgerrechts für einen Flüchtling. Sechswöchentliches Krankenlager. — Getäuschte Hoffnungen und Trost. — Der Tag von Bronzell. Rückblick auf die deutschen Einheitsbestrebungen. Das heidnisch römische und das christliche Staatsprinzip. Professor Leo von Halle und die Langeweile als sechste europäische Großmacht. Ablehnung der deutschen Kaiserkrone und Beginn der preußischen Unionsbestrebungen unter Leitung des Herrn v. Radowitz. Aus dessen neuen Gesprächen aus der Gegenwart. Scheitern der Union. Preußens Beruf in Deutschland. Ein schutzzöllnerisches Argument des Herrn Thiers. Preußen als größter reindeutscher Staat und seine polnischen Bestandtheile. Nationalität, Federation und

Seite

Conglomeration. Die neueſte Stellung Preußens zur orientaliſchen Frage. Der franzöſiſche Kaiſer und die Entfeſſelung der Nationalitäten 1

Vierzehntes Kapitel: Lauſanne. Lage, Inneres, Ausſichtspunkte und Umgebung. Die Campagne Haldimand. Felix Pyat nebſt Genoſſen und deren Proteſt gegen die Maßregeln des ſchweizeriſchen Bundesrathes. Spätere Maßregel gegen Herrn Thiers. Deutſche in Lauſanne. Ueberſetzungen der Schiller'ſchen Räuber in's Franzöſiſche. Georg Sand über Deutſche und Franzoſen. Zur franzöſiſchen Lage und zur Frage des Volksunterrichts. Bäder im Genfer See. Die Waadtländer. Zin, Zin, Rantamplan. Ueber die Beſtechung bei Wahlen. Volksbildung und Schulanſtalten des Cantons Waadt. Major Davel, General Laharpe und die Erringung der waadtländiſchen Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Berner Patricier. Die Franzoſen als Geburtshelfer fremder Freiheit. Klima und Sorgloſigkeit gegen dasſelbe am Genfer See. Eigene Bethätigung. Honorar der Newyork-Tribune. — Meine Verurtheilung zum Tode und Haltung der Bevölkerung daheim bei der bildlichen Vollſtreckung des Urtheils 37

Fünfzehntes Kapitel: Zur Steuer- und ſocialen Frage. Die indirecten Steuern, Zölle und Octroi's gegenüber der Vermögen- und Einkommenſteuer. Politiſches Recht ohne Steuerzahlung. Einwendungen gegen die Vermögen- und Einkommenſteuer. Girardin's allgemeines Aſſecuranzſyſtem. — Oeffentliche Wohlthätigkeit. Oeffentliche Creditinſtitute, Hypotheken-, Handels-, Induſtrie- und Wechſelbanken. Proudhon's crédit gratuit und was darauf beruht. Perſönlicher Credit. Arbeiteraſſociationen, active und paſſive. Arbeitseinſtellungen. Aſſociationen zum Zweck der Production, mit und ohne Staatsunterſtützung. Iſt das Princip der Aſſociation eine öconomiſche Kraft? Salariat und Participation. Brüderlichkeit. Kann die Participation auf der Gleichheit des Salars und dem Grundſatze: „Jedem nach ſeinen Bedürfniſſen" beruhen? — Louis Blanc, Marr, Engels, die Socialdictatur und das Reich der öconomiſchen Gleichheit. — Ruge, das europäiſche Centralcomité und die Freiheit. — Recht auf Arbeit. Die volkswirthſchaftliche Lage der Schweiz. Wie ſich die Socialdictatoren und die Kreuzzeitung in Verdammung der Schweiz begegnen 60

Seite

Sechszehntes Kapitel: Die bisherige französische Entwickelung seit der Februarrepublik. Organisation der Arbeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die honetten Republikaner der Constituante und die Arbeiter im Luxembourg. Mißgriffe und Conflicte beider Parteien. Die Auflösung der Nationalwerkstätten und die Junischlacht. Allgemeine Reaction, Erkenntniß der begangenen Irrthümer, Anfänge rationeller Versöhnung. Die Partei Cavaignac und die Pariser Nachwahlen des Frühjahrs 1850. — Die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts und das Verfassungsverbot gegen die Wiedererwählung des Präsidenten. Frieden oder Bürgerkrieg? Das rothe Gespenst. Siècle und Presse. — Guizot. — Büreaukratie und Armee. — Das Nebeneinander von Armee und Nationalgarde. Das preußische Landwehrsystem. Das schweizerische Milizsystem in Verbindung mit Cadetten-, Turn-, Scharfschützenwesen und Schwingfesten. Das eidgenössische Schießen des Jahres 1851 in Genf. Mögliche Vervollkommnungen des Milizsystems in Ansehung der Führer. Wahl der Führer. — Rüstow's militairische Schriften. Wer gibt die Entscheidung, der Menschengeist oder das Metall? — Geist der französischen Armee im Jahre 1851. Passiver Gehorsam. Changarnier, Charras und Lamoricière. — „Vertreter Frankreichs, berathet in Frieden!" Die Militairnovellen Alfred v. Vigny's. Conflict zwischen äußerer Form und sittlichem Inhalte 91

Siebzehntes Kapitel: Das Winzerfest zu Vevay. Château de Vuflens und Signal de Bougy. Montblanc. Sonnenauf- und Untergänge. Zu Rödinger und Frau Rödinger nach Montreux. Acht Tage in Montreux. Die Helden der „neuen Heloise." Spaziergänge. Der Rocher de Naye. Tischgesellschaft im Hôtel des Alpes. Deutsche, Deutschrussen und der Kaiser Nicolaus 113

2. Ein Reisebericht. Von Montreux über Martigny durch das Chamounythal nach Genf. Von Genf durch den waadtländischen, neufchateler und berner Jura über Solothurn nach Zürich. Von Zürich über den Albis nach Luzern, von Luzern durch das Entlibuch und Emmenthal nach Bern, und von da über Freiburg und Lausanne nach Genf.

Achtzehntes Kapitel: Von Montreux über Martigny nach Chamouny. Tête-Noire und Col de Balme. Das Montblanc-Pano-

Seite

rama vom Col de Balme aus. Das Chamouny-Thal, deſſen Gletſcher und Waſſerfälle. Ausſicht en face von der Flegère. Die Cascade des Pelerins und der Boſſons-Gletſcher. — Genf. Arve und Rhone. Das Montblanc-Panorama von Genf aus. Genfer Geiſt und Bildung. Bilder im Musée Bath. Fazy und die Niederreißung der Genfer Feſtungswerke. Ueber die Döle in die Jurathäler. Neue Gedichte von Freiligrath. Marat. Jagdpflege oder Ausrottung des Wildes. Die Jurathäler. Die Dent de Vaulion, der Lac de Joux und der Urſprung der Orbe. Der Saut du Doubs. Die Uhreninduſtrie im Jura. La Chaux de Fonds und die dortigen Arbeiter. Deutſche Flüchtlinge. Ein Abend im Arbeiterverein 128

Neunzehntes Kapitel: Zur Uhreninduſtrie. Ausſicht von der Botzinger Höhe. Gaſthofpreiſe. Durch's Aarethal nach Solothurn. Das Zeughaus zu Solothurn. Ausſicht vom Weißenſtein. Kosciusko's Grab. Finnland, Rußland und Schweden. Eine Begegnung. Rappard's mikroſcopiſches Inſtitut in Zürich. Frau Trendelenburg. Zur Emancipation des Weibes. Mit Rappard über den Albis nach Luzern, von da durch Entlibuch und Emmenthal nach Bern. Herbſt. Ein Müller im Entlibuch. Advocatenſtand. Im Schooße der Familie Mayer in Wawern. — Siècle und Preſſe. — Die Kinder und die Berge. Ein Adept. Freiburg. Die Drahtbrücken. Zur Parteiſtellung in Freiburg 149

3. Aufenthalt in Genf mit Zwiſchenverweilen in der Waadt und Bern.

Zwanzigſtes Kapitel: Ankunft in Genf. Meine Wohnung. Rechtſchaffenes Arbeiten. Immermann über die Heilſamkeit eines practiſchen Lebensberufes. Abſichten auf einen Lehrſtuhl an der Academie in Lauſanne. Mein Seelenzuſtand. Eine deutſche Familie in Genf. Der franzöſiſche Coup d'État. Die afrikaniſchen Säbelſchlepper und der paſſive Gehorſam. Die Legitimiſten und Orleaniſten und das allgemeine Stimmrecht. Das Frankfurter Parlament und das allgemeine Stimmrecht. Die franzöſiſche Montagne auf der Barricade. Nationalgarde, Arbeiter, Bauern und Beſitzer. Die wahre Baſis des Bonapartismus. Weſentliche Beibehaltung des alten Steuer- und Zollſyſtems. Arbeiteraſyle und Arbeiterwohnungen. Confiscation der Orleans'ſchen Güter. Rentenreduction und Nationalanleihen. Die Credit-

Seite

institute und der Bauernstand. Der Schlüssel zum heiligen Grabe, päpstliche Salbung und Krieg. England's und Frankreich's Lage. Die östreichische Haltung. Bedenken. Einfluß des Coup d'État auf die Flüchtlingschaft. Marschiren. Auflösung und neue Sammlung. Musik. Adler, Therese Milanollo, Ernst und Vieuxtemps. Frühling in Genf. Frau S. Meine Internirung nach Lausanne 171

Einundzwanzigstes Kapitel: Meine Wohnung auf dem Lande bei Lausanne. Besuch W.'s mit seiner Mutter in Lausanne. Die Campagne Bel und das Thälchen der Vauchère. Die schwarzköpfige Grasmücke. Uhland'sche Frühlingsgedichte. Der Wald von Sauvabelin, die Campagnen Roverea, Villamont und Haldimand. Calame's Brienzer See im Musée Arlaud. Die Demokratie und die Kunst. Heinrich Simon und Rappard auf der Durchreise in Lausanne. Eine Anecdote. Georg Sand über den deutschen Volkscharakter. Waadtländische Volksfeste. Wilhelm v. Humboldt's Briefe an eine Freundinn. Proudhon und Victor Hugo über den Staatsstreich. Rechtloses Brod und brodloses Recht. Proudhon's Anarchie und sein neuer Erziehungsstandpunkt. Treu und Glauben. V. Hugo's „Châtiments." Die Befürchtungen des Herrn v. Radowitz vor den äußersten Parteien der Zukunft, und V. Hugo's Propaganda gegen die Todesstrafe. Socialistische Nebel. Ueber den ästhetischen Werth der Châtiments. Reise in's Ormondthal. Eine gescheiterte Hoffnung. Ueber meine Familie. Ueber die Selbsttödtung. Vater- und Mutterliebe. Nach Bern. Letztes Ringen vor dem Versinken 199

Anhang zum einundzwanzigsten Kapitel 235

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Ankunft in Bern. Versinken in vollständige Verdauungsohnmacht. Diätfehler. Seiffert'sche Pillen. Aufgegeben. Mein Seelenzustand während der Krankheit. Beschäftigungen. Meißner, Kampf und Friede. Hafis. Ueber die Thierseelen von Vogt. Freier Wille. Denkohnmacht. Abschied von der Familie Mayer. Meine Behandlung und Pflege in Genf durch Peliſſier und Frau S. Zur Feindesliebe. Regime. Arvebäder. Keine Kraft ohne Materie. Gute Menschen. Allmählige Erholung. Der Mazzini'sche Aufstandsversuch. Veilchen. Erkrankung der Frau S. Nach Montreux. Eismessen. Herr Eugen Samson v. Himelstiern. Wohlthätige Folgen meiner Krankheit 239

Seite

Dreiundzwanzigstes Kapitel: Gott. Unsterblichkeit. Freier Wille. Materialismus und Spiritualismus 269

4. Letzter Reisebericht aus der Schweiz.

Vierundzwanzigstes Kapitel: Von Genf über Villeneuve, durch das Wallis und über die Gemmi in's Berner Oberland. Ein Zusammentreffen im Postwagen. Vanille-Eis. Die schwäbischen Freundinnen in Unterseen. Eine alte Bekanntschaft in Interlaken. Jungfrau und Montblanc. Die Berner Verfassungsfeuer. Ankunft Rödinger's. Das Lallen der Natur und die „Burgfluh" am Eingange des Simmenthales. Auf die Wengernalp. Eintreffen Vogt's. Bilder. Die Königinn von Holland im Oberlande. Schwingfest in Brienz. Dahlmann, Gervinus, Heinrich von Arnim, Prinz Carl von Preußen und Fürst Radziwill unter den Zuschauern. Zur Frage der Allianzen und Nationalitäten 290

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Nach Bern. Wiederbegrüßung der Familie Vogt. Die v. Rappard'sche Familie in Wabern. Ein Bibelgeschenk. Ueber Natur und Kunst. Der freie Wille. „Frankreich, seine Entwicklung und ihre Elemente." Form und Wesen. Zu den deutschen Preßzuständen. Horrer und sein Kriterium guter Musik. Ein Besuch aus den Rheinlanden. Zur preußischen Volksstimmung. Verbesserungen im Landwehrinstitute. Die classificirte Einkommensteuer. Zu Vogt in's Oberland. Am Todtensee. Nach Zürich zu Heinrich Simon. Frau Professor Gärtner. Das Bothmer'sche Haus. Göthe. Die orientalische Frage. Der Rheinfall bei Schaffhausen. Der Bodensee. Erinnerungen. Arenenberg und Louis Napoleon. Constanz. Würth in Rorschach. Das Marienbild in Einsiedeln. Wiedereintreffen in Genf 306

5. Reisebericht von Genf nach Nizza.

Sechsundzwanzigstes Kapitel: Von Genf nach Chambéry. Ein Gefesselter. Gegensatz zwischen Schweiz und Savoyen. Freiheit der Presse und gemäßigter Fortschritt im Königreich Sardinien. Eine Langue de Dijon. Elephantenmonument und Ständchen in Chambéry. Durch das Isère-Thal nach Grenoble und Valence. Bayard. Diligencen-Wirthschaft. — Die Familie Batthyany und Bischof Horvath. Avignon. Jourdan Coupe-tête und Petrarca. Per Eisenbahn nach Marseille. Das Meer 324

Seite

Siebenundzwanzigſtes Kapitel: Marſeille. Temperatur-Unterſchied. Der Marſeiller Hafen. Ausländiſche Vögel. Die Straßen Canebière, Beauveau und St. Ferréol. Zwei Statuen. Der Cours. Das Lazareth mit ſeinen Peſt-, Cholera- und Typhus-Gemälden. Ausſicht von Notre-Dame de la Garde. Marſeille's rühmliche Vergangenheit. Eine Verfaſſungsbeſtimmung der alten Phokäer. Die Inſel If mit ihrem Schloſſe und ihren Gefängnißzellen. Zur See. Sturm. Seekrankheit. — Frejus und Cannes. Ankunft in Nizza. Gegenſatz 336

6. Schluß. Mein Aufenthalt in Italien.

Achtundzwanzigſtes Kapitel als Schluß 351

Anhang zum achtundzwanzigſten Kapitel: Aus dem Süden 354

1. Mein Aufenthalt im Canton Waadt.

(Französische Schweiz.)

— Herbst 1850 bis Herbst 1851. —

Dreizehntes Kapitel.

Niederlassung in Lausanne. Selbstschau und Umschau nach einer bestimmten Existenz. Der Advocatenberuf in der Schweiz. Schwierigkeiten bei Erlangung des schweizerischen Bürgerrechts für einen Flüchtling. Sechswöchentliches Krankenlager. — Getäuschte Hoffnungen und Trost. — Der Tag von Bronzell. Rückblick auf die deutschen Einheitsbestrebungen. Das heidnisch römische und das christliche Staatsprinzip. Professor Leo von Halle und die Langeweile als sechste europäische Großmacht. Ablehnung der deutschen Kaiserkrone und Beginn der preußischen Unionsbestrebungen unter Leitung des Herrn v. Radowitz. Aus dessen neuen Gesprächen aus der Gegenwart. Scheitern der Union. Preußens Beruf in Deutschland. Ein schutzzöllnerisches Argument des Herrn Thiers. Preußen als größter reindeutscher Staat und seine polnischen Bestandtheile. Nationalität, Federation und Conglomeration. Die neueste Stellung Preußens zur orientalischen Frage. Der französische Kaiser und die Entfesselung der Nationalitäten.

An einem Morgen zu Ende August 1850 erwachte ich mutterseelenallein in Lausanne, nachdem sämmtliche Freunde nach ihren betreffenden Wohnsitzen zurückgekehrt waren. Ich hatte

nicht eine bekannte Seele in Lausanne, bloß ein Paar Zeilen der Empfehlung an zwei vormalige deutsche Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren, welche bereits seit mehreren Jahren, der Eine an der Academie, der Andere an dem Collége (Gymnasium) von Lausanne angestellt waren. Dies waren die Professoren Wiener und Soldan, in welchen ich später zwei treffliche Männer kennen lernen sollte. Damals kannte ich sie noch nicht. Ich hatte diese Einsamkeit absichtlich aufgesucht, sowohl um mich zum Französischsprechen zu zwingen, als auch um tüchtig zu schaffen. Ein Aufenthalt in Genf, wo damals noch der größere Theil der deutschen Flüchtlinge lebte, wäre diesen Zwecken minder günstig gewesen. Die eben zurückgelegte Reise hatte mich in meinen Vorsätzen noch besonders bestärkt. Damit ich es nur geradeheraus sage, ich hatte erkannt, daß ich im Vergleich mit meinen sämmtlichen Freunden ein Ignorant sei. Alle ohne Ausnahme fand ich reicher mit Kenntnissen ausgestattet, als mich. Ich war in meinen Jünglingsjahren gar viel auf der Jagd herumgelaufen, oft ganze Wochen lang. Ich liebte es leidenschaftlich, mich, die Flinte auf dem Rücken, mit meinen Hunden in Wald und Feld herum zu treiben. Und es wäre mir noch heute Leid, wenn ich eine Minute weniger auf der Jagd zugebracht hätte; ich war damals frisch und gesund und keine Strapatze war mir zu groß. Dazu kamen Musik, Quartettabende, Instrumentalverein, Militairstand, gar nicht zu reden von allen übrigen Zerstreuungen, Bällen, Kränzchen und Picknicks, welche allen jungen Leuten mehr oder minder gemeinschaftlich sind. Trotzdem hatte ich in meiner Fachwissenschaft allen Ansprüchen genügt und die drei juristischen Examina, wenn auch etwas weniger rasch hinter einander her, als mein Vater es gewünscht hätte, doch alle cum laude bestanden. Aber für andere Studien blieb neben so vielen Liebhabereien nicht viel Zeit übrig, und was ich an Zeit erübrigte, verwendete ich meist auf's Dichten, wobei man sich einbilden kann, recht schön zu empfinden, aber nicht viel Positives lernt. Kurz und gut! ich erkannte mich als einen Ignoranten. Ueberdies fühlte ich mich noch in meiner Natur angegriffen. Jene Krankheit, von

welcher sich bereits in Bern Symptome gezeigt hatten, sollte nun bald als gastrisch-nervöses Fieber zum Ausbruch kommen. Diese Umstände hatten zur Folge, daß ich mich, im Umgang mit den Freunden, wohl hie und da etwas zurückgesetzt fühlte, nicht durch Absicht — sie wollten mir Alle wohl —, sondern durch die Natur der Sache. Kleine, unabsichtliche Verletzungen ergaben sich daraus von selbst. Aufmerksamkeiten, die man sich nicht durch sein Wesen erobert, sind ein bloßes Almosen der Freundschaft. So Etwas muß man nicht verlangen. Seelisch herunter vermochte mich jedoch alles Dies nicht zu bringen. Denn wenn mir Vieles fehlt, was Andere besitzen, so glaube ich dagegen auch Anderes vor manchen Anderen voraus zu haben. Ich meine darunter hauptsächlich ein lebendiges Bedürfniß der Einheit, Geschlossenheit und Harmonie in Empfindung und Gedanke. Ich sehe nicht ein, warum ich das nicht gerade heraussagen soll, besonders da damit an und für sich noch gar nichts Absonderliches gegeben ist. In eine Nußschale ist leicht Einheit und Harmonie zu bringen. Eben so wenig gewährt bloßer Reichthum Befriedigung, wenn Das bloß so nebeneinander oder durcheinander liegt. Das Eine führt leicht zu charaktervoller Langeweile, das Andere zu genialer Charakterlosigkeit. Das sind die Extreme; das Wahre liegt eben in der Mitte. Zu wahrer Befriedigung gehört Einheit und Harmonie im Reichthume, und zwar möglichst anstrengungslos und von Hause aus, so daß die natürliche Wärme selbst in den Gedanken als Flamme hineinschlägt und ihn zu schöner, kräftiger That entzündet.

Alles Dies spornte mich zu neuer Thätigkeit an. Am meisten Bedürfniß fühlte ich nach Ergänzung meiner lückenhaften Kenntnisse auf den Gebieten der lebenden Sprachen, der Geschichte und Litteratur. Die liebe Existenz führte mich aber auch auf meine Rechtswissenschaft zurück. Die Tagesschriftstellerei ist für einen ungeschmeidigen Demokraten zur Stunde, die's noch erst geschlagen hat, ein trauriges Ding. Ich weiß wohl, daß Seelenhochmuth eben so leicht zur Nahrungslosigkeit führt, als eine zu zärtliche Rücksicht auf die Materie zur Gesinnungslosigkeit. Das

iſt die Logik der Welt. Aber jede Exiſtenz hat ihre beſonderen Bedingungen. Niemand kann über ſich hinaus. Ich ſchaute daher danach aus, ob ich nicht meinen Advocatenberuf in irgend einem Schweizercantone wiederaufnehmen könne.

In den größeren Städten der Schweiz, z. B. in Bern und Zürich, wo der Advocatenberuf noch am geachtetſten und einträglichſten iſt, gehört zu deſſen Ausübung vor Allem, daß man wirklicher Bürger ſei. An die Erlangung des Bürgerrechts in dieſen Städten war aber für einen Flüchtling gar nicht zu denken. Noch heute iſt Dies nicht nur für Zürich und Bern ein ausſichtsloſes, ſondern überhaupt für die ganze Schweiz ein ſehr problematiſches Unternehmen. Zwar fehlt es in verſchiedenen Cantonen der Schweiz nicht an Gemeinden, welche keinen Anſtand nehmen, einen unbeſcholtenen Flüchtling, wie jeden anderen Fremden, gegen Erlegung einer verhältnißmäßigen Einkaufsſumme, als Bürger in ihren Schooß aufzunehmen. Die Schwierigkeiten beginnen aber, wenn es ſich um die Beſtätigung eines alſo erlangten Gemeindebürger-Rechtes durch die betreffende Cantonal-Regierung und den eidgenöſſiſchen Bundesrath handelt. Die Regierung des Cantons Freiburg hat zwar, glaube ich, das Gemeindebürgerrecht d'Eſter's beſtätigt; der Beſtätigung des Bundesraths aber ermangelt daſſelbe noch heute, und es fragt ſich daher, ob die Freiburgiſche Regierung daſſelbe vorkommenden Falles, auf eigene Fauſt oder ſelbſt im Widerſpruche mit dem Bundesrathe, vertreten würde. In neueſter Zeit hat auch die Regierung von Genf, unbekümmert um die Meinung des Bundesraths, Bürgerrechte an Flüchtlinge ertheilt. In anderen Cantonen, in welchen Freunde von mir Gemeindebürgerrechte erworben haben, verweigert die Cantonalregierung von Hauſe aus, um des Widerſpruchs des Bundesrathes willen, die Beſtätigung. Da fragt ſich's alſo, ob im gegebenen Falle die betreffende Gemeinde ihren neuen Bürger zu ſchützen Willens und im Stande ſei, ſelbſt unabhängig von den Cantonal- und Bundesbehörden. Ich habe eine Antwort des Bundesrathes auf eine Anfrage um Beſtätigung eines zu erwerbenden Bürgerrechtes geleſen, worin

der betreffende Flüchtling abschläglich beschieden wurde, weil er den Nachweis der Entlassung aus dem heimathlichen Bürgerverbande nicht beizubringen vermochte. Daß man das heimathliche Bürgerrecht durch richterliches Erkenntniß oder ipso jure verloren habe, oder daß man sich desselben durch einseitigen Verzicht entledige, wurde nicht für ausreichend erkannt, was freilich als allgemeiner Grundsatz geradezu zu dem Resultate führen würde, daß die Schweiz ohne Genehmigung des Auslandes an Fremde überhaupt kein Bürgerrecht ertheilen könnte. Doch Das ist nur die formelle Seite. Der tiefere Grund ist wohl der, daß der Bundesrath in einer Zeit, wo es in ganz Europa von politischen Flüchtlingen wimmelt, es für angemessen erachtet, die Bahn der Zulassung zum schweizerischen Bürgerrechte wenigstens in allen den Fällen geschlossen zu erhalten, in welchen nicht durch die ausdrückliche Zustimmung der betreffenden Regierung des Uebersiedelungs-Candidaten jede Gefahr im Voraus beseitigt ist, daß die Schweiz, vermöge der Pflicht der Vertretung des neuen Bürgers, mit etwaigen ausländischen Reclamationen in Conflict gerathe.

Zwar wird noch darüber gestritten, ob, nach der neuen Bundesverfassung, zur Wirksamkeit eines ertheilten Bürgerrechts die bundesräthliche Bestätigung erforderlich sei, oder ob der Bund nur ein Recht des Einspruchs habe. Ein öffentlicher Einspruch desselben gegen die bisher ertheilten Bürgerrechte hat, so viel mir bekannt, bis jetzt nicht Statt gefunden, die abschläglichen Bescheide auf die Bestätigungsgesuche beweisen aber, daß man sich dieses Recht eintretenden Falles vorbehält.

Nach Alledem kommt es darauf an, welchen Zweck Du durch Erwerbung des Bürgerrechts erreichen willst. Kommt es Dir auf wirksamen Schutz gegen das Ausland an, so ist der einer einzelnen Gemeinde, ja selbst der eines einzelnen Cantons, wohl nicht zu hoch anzuschlagen; und hättest Du selbst die Genehmigung des Bundes erlangt, so würde sich die öffentliche Stimme gewiß gegen Dich erklären und Deinen Aufenthalt in der Schweiz zu keinem angenehmen machen, wenn Du durch Deine Person

und hartnäckiges Verharren auf dem erworbenen Rechte die Schweiz dem Auslande gegenüber in wirkliche Gefahr brächtest. Sofern Du dagegen durch Erwerbung des Bürgerrechts bloß die Vorbedingungen zu einer bürgerlichen Stellung erfüllen willst, kommt es darauf an, inwieweit diese Stellung von der betreffenden Cantonal- und der Bundesregierung unabhängig ist. Ist sie davon nicht unabhängig, so kann Dir natürlich Dein Bürgerrecht nicht Viel nützen, indem Du den Widerspruch dieser Behörden alsdann auf anderem Wege wiederfinden wirst. — Ich habe mich hierüber absichtlich des Näheren ausgelassen, weil manche Leute daheim gar nicht begreifen wollen, warum Unsereiner nicht schon längst wieder wohlbestallter Advocat in der Schweiz sei. —

Ich dachte auch an die Möglichkeit einer Verbündung mit einem Berner oder Züricher Advocaten zum Zwecke der Anfertigung häuslicher Arbeiten, wozu es natürlich des Bürgerrechtes, was in diesen Cantonen nicht zu haben war, nicht bedurft hätte. Aber die Glücklichen haben alles Schreiben dermaßen über Bord geworfen, daß mir der Züricher Fürsprech Brändlin versicherte, er fertige manchmal ganze Wochen lang keine Denkschrift an. In anderen Cantonen berechtigt zwar die Erwerbung des bloßen Niederlassungsrechtes zur Ausübung der Advocatur, und zwar ohne alles Examen. Aber daselbst haben die Advocaten auch kaum eine andere Stellung als bloße Mandatarien an preußischen Friedensgerichten. So z. B. in Luzern und Freiburg. Dasselbe gilt von Genf. Am Meisten empfahl sich noch der Canton St. Gallen, der, vermöge seiner Industrie, einen regen Handel, selbst Welthandel treibt. Aber derselbe Umstand empfiehlt auch den dort angesessenen Advocaten, einem voraussichtlichen Concurrenten nicht gerade die Wege zu bahnen. Herr Nationalrath Erpf von St. Gallen, welcher mir die wohlwollendste Theilnahme schenkte, schrieb mir, daß von dieser Seite Widerstand zu erwarten sei. Dennoch hoffe er, daß, mittelst Hinterlegung einer Caution von 800—1600 fl., in irgend einer Gemeinde des Cantons die Niederlassung zu erwirken sein werde. Auch glaube er,

daß der kleine Rath des Cantons, sowie der eidgenössische Bundesrath die erforderliche Bestätigung der Niederlassungsbewilligung für zwei bis drei fleißige und tüchtige Juristen ertheilen werde, woran eben im St. Gallenschen kein Ueberfluß sei. Es komme also vor allen Dingen auf Empfehlungen und Anknüpfungen in derjenigen Gemeinde an, wo man das Niederlassungsrecht zu erlangen beabsichtige. Dazu sei vorheriger einfacher Aufenthalt während längerer Zeit nöthig, damit die Leute den Neuankömmling persönlich kennen lernten, und dieser selbst sich unterdessen den Landesdialect aneigne und sich mit dem Gerichtsgebrauche bekannt mache. Fast unerläßlich aber sei geläufiges Französischsprechen. Sei ich also darin noch nicht sicher, so solle ich vor der Hand noch in der französischen Schweiz bleiben. Diesen Rath befolgte ich und nahm unterdessen die Gefälligkeit mehrerer Freunde in der Schweiz und in Deutschland zu Empfehlungen nach St. Gallen in Anspruch. — Der brave Mann lag damals schon an einer Krankheit zu Bette, die ihn alsbald hinwegraffen sollte. Noch von seinem Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte, ließ er mir durch seine Frau die genauesten und sorgfältigsten Mittheilungen machen. — Aber auch für mich selbst hatte die Stunde der Leiden geschlagen. Der Krankheitskeim, den ich schon viele Monate mit mir herumgeschleppt hatte, kam nun endlich zum Ausbruch. Er war gelegt durch die Gemüthsbewegungen während des Parlamentes. Galle, Leber und das ganze Verdauungssystem hatten gelitten. Warum nahm man das „tolle Jahr“ auch so pathetisch? Er war befördert durch die seit meinem Exil vielfach veränderte Lebensweise und die besondere Art, wie ich dieselbe in's Leben setzte. Ich war gewöhnt, mich sauber zu kleiden und hatte alle Bedürfnisse meines Alters und der Gesellschaftssphäre, in der ich aufgewachsen war. Dagegen hatte mein Budget wesentliche Beschränkungen erlitten. Um nun das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen, warf ich die Beschränkungen meist auf das geheime Ministerium des Innersten, den Magen. Pah! hatte ich doch auf der Jagd oft Tage lang Nichts genossen als ein Stück Brod und einen

Schluck Branntwein, hatte ich doch kaum gewußt, wo der Magen ſitzt, und geglaubt, Steine verdauen zu können! Ein Unterſchied zwiſchen ſchweren und leichten Speiſen war mir völlig unbekannt, und daß man unmittelbar nach dem Eſſen jede geiſtige Anſtrengung vermeiden ſolle, wußte ich nur von Hörenſagen. Dazu kam das Bedürfniß möglichſter Unabhängigkeit, und ſo übte meine unſterbliche Seele über den armen Körper eine Dictatur aus, welche alsbald zu einer Revolution der Materie führen mußte. Wäre dieſe Revolution noch vom Herzen ausgegangen! Das wäre doch noch eine poetiſche Krankheit geweſen. Aber es mußte grade der Magen ſein, damit ich einſehen lerne, daß auch die trivialſte Proſa ihr Recht habe. Die Krankheit erklärte ſich als heftiges gaſtriſch-nervöſes Fieber, und warf mich ſechs Wochen auf's Bett, von dem ich eine Zeit lang nicht wieder aufſtehen zu ſollen glaubte. Das waren ſechs Wochen! Krank und ganz allein in einer wildfremden Stadt. Irgend ein Frauenzimmer, was meine Stube reinigte, brachte mir die Arznei und mein bischen Krankenkoſt, oft unregelmäßig genug, daß ich in der Fieberhitze manchmal die Wände hinaufklettern zu müſſen meinte. Zum Glücke war damals gerade Dr. Frech aus Baden, früherer Hausarzt einer in England verheiratheten Tochter der Frau Großherzogin Stephanie von Baden, ſeit der Revolution ebenfalls Flüchtling, in Lauſanne anweſend, um daſelbſt das Doctorexamen noch einmal zu machen, diesmal vor einer ſchweizeriſchen Commiſſion, was ihm auch ſo trefflich gelang, daß er bald darauf in dem benachbarten Chateau d'Oex zu practiciren beginnen konnte. Dieſer widmete mir ſeine ärztliche Sorgfalt. Er beſuchte mich anfangs täglich, ſpäter alle Paar Tage einmal. Auch Soldan und Wiener, bei denen ich eben nur erſt vorgeſprochen hatte, kamen von Zeit zu Zeit, desgleichen einige badiſche Flüchtlinge, welche ſich ebenfalls in Lauſanne aufhielten, Kapferer, Roos und Volk. Aber wir kannten uns nur noch wenig, und ich war Tag und Nacht meiſt allein. Da war mir dann oft ſehr weich zu Muthe. Ich wohnte à la descente d'Ouchy, an dem Abhange der Stadt, der zum See hinabführt.

Von meinem Bette aus konnte ich die prächtigen Herbſtbeleuchtungen ſehen, durch welche der Genfer See ſich vor allen anderen auszeichnet. Ich ſah die Savoyer Alpen in der reinſten Gluth der untergehenden Sonne ſchwimmen. Ach! ſie waren ſehr ſchön, die lieben Berge; aber Diesmal hätte ich lieber Menſchen gehabt. Ich gedachte der Heimath und der traulichen Stube, in der ich wohl krank gelegen; ich gedachte der Mutter und Schweſter, der grünen Fenſtervorhänge, mit denen man das Licht abfing, und der liebenden Hände, welche dem Kranken die Fliegen ſcheuchten; und wenn ich dann, nach ſchlafloſen Nächten, in aller Frühe die Winzer ausziehen hörte, welche ihre fröhlichen Lieder in den grauenden Morgen hineinſangen, dann bekam ich manchmal eine ſo ſchrankenloſe Sehnſucht nach Menſchen, daß die Morgenſonne meine Kiſſen ganz naß fand. Meinen Aeltern gab ich erſt Nachricht, nachdem ich wieder aufgeſtanden war. Aber meine Freunde in der übrigen Schweiz hatten von meinem Zuſtande Kenntniß erhalten. Und ſo klopft's eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde und herein tritt die wohlthuende, vertrauenerweckende Erſcheinung meines würdigen Freundes Loewe. Ich war ſo erfreut, als ich ihn ſah, daß ich aus dem Bette hätte ſpringen mögen, wenn ich es gekonnt hätte. Er war eigens von Neuſchatel herübergekommen, um ſich von meinem Befinden zu unterrichten. Er fand mich bereits auf der Beſſerung, billigte die ganze Behandlungsweiſe des Dr. Frech und empfahl mir zur Reconvalescenz täglich ein Glas Cortaillod, von welchem er mir nach ſeiner Rückkehr nach Neuſchatel ſofort ein halbes Dutzend Flaſchen ſchickte. Dabei ſagte er mir, ſolche Krankheiten hätten das Eigenthümliche, daß ſie, bei ſorgfältiger Pflege der Reconvalescenz, dem Körper oft zu größerer Klarheit, Freudigkeit und Spannkraft verhülfen, als er vorher beſeſſen, wohingegen eine vernachläſſigte Reconvalescenz leicht zu dauerndem Unbehagen, mürriſchem Weſen und Hypochondrie führe. Ach! hätte ich ſeine Rathſchläge befolgt! Doch das hing noch mehr von äußeren Umſtänden, als von mir ſelbſt ab. Ja! wenn man von der liebenden Sorge und den wohlthuenden Anregungen einer Familie

umgeben ist, wenn eine Mama Einem für jedes Reconvalescenzstadium das entsprechende Süppchen kocht und Alles vom Tische fern hält, was nur gesunde Unterleibsnerven zu überwinden vermögen! Aber so in der Fremde, unerfahren, mit beschränkten Mitteln, einsam, stets kämpfend, oft unlieblich berührt, — Das ist etwas ganz Anderes.

Ich hatte mich kaum von meinem Krankenlager wieder erhoben, als meine Aussichten wegen Erlangung einer Advocatur zu Wasser werden sollten. Meine Freunde, besonders die Schwaben in Stuttgart, denen es an Verbindungen in St. Gallen nicht fehlte, hatten mich mehrfach dort empfohlen. Entscheidend ward folgende Mittheilung. Freund Rödinger hatte einen alten Bekannten im St. Gallen'schen, den Professor Völker in Harbruck bei Rheinegg, weiland Burschenschafter und Turner in Tübingen, gebürtig aus Eisenach, welchen Jean Paul, an den er im Geiste der deutscheinheitlichen Bestrebungen der zwanziger Jahre mit als Abgeordneter nach Stuttgart geschickt wurde, die „wandernde Wartburg“ nannte. Bald darauf wurde er flüchtig, — Das ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Ihm aber brach das Herz nicht entzwei, vielmehr brach er sich rüstig eine neue Bahn. Nachdem er auch die Schweiz hatte verlassen müssen, ging er nach England, gründete dort ein Erziehungs- und Turn-Institut, kehrte später als wohlhabender Mann in die Schweiz zurück, und ist dort jetzt ein in weiten Kreisen geachteter Gutsbesitzer, Präsident eines Gerichtes, glücklicher Schütze bei allen großen Scharfschützenfesten, und sowohl unter den Milizen als mit der Feder ein tüchtiger Vorkämpfer für die neuen eidgenössischen Institutionen. Diesem vielgeprüften ehemaligen Landsmanne konnte weder das erwünschte Interesse noch die nothwendige Erfahrung fehlen, mir einen guten Rath zu geben. Er aber schrieb an die schwäbischen Freunde: „Ich habe jüngst in St. Gallen einige meiner einflußreichsten Bekannten zu vereinigen gesucht, um einläßlich zu berathen, was zur Einleitung und Beförderung des Zweckes Ihres Freundes geschehen könne, dessen vielgeltender (?) Name geeignet ist, das wärmste Interesse

zu erregen. In unserem Kreise ist aber leider keine Aussicht zu einer auch nur einigermaßen lohnenden Thätigkeit für einen Juristen, der nicht mit den Landesgewohnheiten gleichsam erwachsen ist. In Bern, Zürich, wo ein größerer Kreis einem Gelehrten (?) und mit Talenten begabten Manne wohl eher Anerkennung und Geltung verschaffen kann, (— aber wer gibt ihm das nöthige Bürgerrecht?! —) möchte noch zunächst eine ersprießliche Unterkunft aufzufinden sein. In unserem und den benachbarten Cantonen dagegen ist kein Feld, wo nur in entfernter Art eine gedeihliche Bearbeitung zu hoffen.“ Herr Völker scheint die Wahrheit gesagt zu haben; denn alle meine Freunde, welche ähnliche Pläne im St. Gallen'schen verfolgten, sind entweder dabei gescheitert, oder davon wieder abgestanden, so Becher, Tschzirner und Freund Würth von Sigmaringen, welcher, nach mehrjährigem Aufenthalte als Rechtsconsulent im St. Gallen'schen, schließlich nach Chur übergesiedelt ist. Der Brief war jedenfalls entmuthigend für mich. Ich packte meine auf diesen Gegenstand bezügliche Correspondenz zusammen, schrieb drüber: „Gescheiterter Fürsprech“, und habe sie seit jener Zeit jetzt wieder zum ersten Male durchflogen.

Das war traurig, doch wußte ich mich zu trösten. Ich hatte nicht bloß vermöge der Wahl meines Vaters, sondern auch aus eigenem Berufe Jurisprudenz studirt. Wer dachte damals daran, daß Philologie, Medicin, Naturwissenschaften oder irgend eine andere kosmopolitische Wissenschaft in den bevorstehenden Zeitläuften gerathener sei? Gerathener nicht bloß im Hinblick auf ein mögliches Exil, sondern auch im allgemeinen Hinblick auf das fortschreitende Bedürfniß der Völker nach Selbstverwaltung, vermöge dessen dieselben früher oder später auch zur Selbstverwaltung der Justiz gelangen müssen, wie Dies in der Schweiz und anderen freien Ländern schon jetzt zum Theile der Fall ist? Daran dachte damals kein Mensch. Dagegen sah ich in dem Studium des Rechts eine Schule des Scharfsinns und der Beredsamkeit, in dem Advocatenstande insbesondere einen Beruf des

Vorkampfes für die Freiheit. Was kann es Schöneres geben, als zu beweiſen, daß alle Menſchen unſchuldig oder zum Mindeſten entſchuldbar ſind? — Trotzdem ward mir das Trockene des Rechtsſtudiums oft recht ſauer. Wenn ich bei Beginn des Frühlings manchmal auf meinem Studirſtübchen ſaß, eingeengt zwiſchen Corpus juris, den Cinq Codes und dem preußiſchen Landrechte; wenn ich dann durch mein Fenſter gewahrte, wie die Buchenſpitzen des Pfalzeler Waldes leiſe zu ergrünen begannen, und wie mit Einem Male Alles zu blühen und zu ſingen anfing; dann fuhr mir oft ein warmer Schauer durch die Glieder; ich ſchmiß die Lehre von den verſchiedenen Status und der capitis diminutio bei Seite; fühlte mich einfach frei und einen Kopf größer, und ſuchte das Weite. Aber die Gewiſſensbiſſe blieben nicht aus. Gegen dieſe ſuchte ich mir zu helfen, wie folgt. Das nachſtehende Gedicht iſt inmitten der Vorbereitung zum Referendarexamen entſtanden.

Themis und ihr Schüler.

Themis.

Flüchtling halt! bekenne frei, —
Daß mein Zorn Dich nicht ereilt, —
Wo ſo lange ohne Scheu
Ferne Du von mir geweilt?

Sprich! wer riß Dich frevelnd fort
Von der Göttin Hochaltar?
Sieh! Der Kranz iſt ſchon gedorrt,
Der Dein letztes Opfer war.

Schüler.

Ach! in Deinen ernſten Hallen
Weilte ich bei frühem Licht;
Zitternd Deine Wageſchaalen
Strebeten nach Gleichgewicht.

Denn ein treuer Schüler Dir
Wägt' ich her und wägte hin,
Nahm dort weg und häufte hier
Nach des Rechtes ſtrengem Sinn.

Sieh da plötzlich sich erhellen
Rings den Aether; mild und schön,
Eingehüllt in Strahlenwellen
Hold die Muse vor mir steh'n!

„Laß den düsterernsten Ort,
Komm' durch Flur und Au' mit mir!"
Und es riß mich mächtig fort
Und bewußtlos folgt ich ihr.

Ließ die Wage unstät schaukeln,
Floh Dein frostigernst Revier,
Mit der Muse froh zu gaukeln
Fort durch Wonnen, fremde Dir.

Wie ich da in würz'gen Kräutern
Wandle unter'm Blätterdach,
Reizt es kindisch mich zu schleudern
Steinchen in den muntern Bach.

Siehe wie die Welle rollet
Finster nun und ärgerlich,
Wie getrübt ihr Spiegel grollet,
Der noch eben Silber glich!

Und im Walde konnt' ich lauschen,
Wie Das singt und hüpft und fliegt,
Bis in Schlummer sanftes Rauschen
Schlanker Wipfel mich gewiegt.

Träumte dann von Kriegerschaaren,
Wie Geschützes Donner brummt,
Um erwachend zu gewahren,
Daß ein Bienchen mich umsummt.

Bunt dort unter alter Eichen
Vielbelaubtem Schattendach
Dreht sich der Dryaden Reigen;
Satyrs Lüfte werden wach.

Siehe! durch der Zweige Lücke
Gierig und mit Blitzes Macht
Treffen glutherfüllte Blicke
Unverhüllter Reize Pracht.

Frei vom Zwange neid'ſcher Mieder
Glänzt der üpp'gen Buſen Schnee,
Wogt im Tanze auf und nieder
Gleich dem ſchön bewegten See!

Plötzlich jetzt in toller Freude
Stürmet Bockfuß wild hervor,
Haſchet trunken nach der Beute,
Die er lüſtern auserkor.

Wie der Pfeil der Senn' entſchwirret,
Geht es fort im Nu, huſch huſch!
Und das leichte Füßchen irret
Flüchtig hin durch Strauch und Buſch.

Schwergetäuſcht und grollerfüllet
Ob des Schickſals ſchlechter Gunſt,
Hinkt von dannen ungeſtillet
Satyr's ungezähmte Brunſt. —

All die Fülle dieſer Wonnen
Herrin! bot die Muſe mir,
Dennoch bin ich ihr entronnen,
Kehre ernſt zurück zu Dir.

Tret' in Deine düſtern Hallen,
Nahe ſinnend dem Altar,
Bring' von meinen Opfern allen
Dir die meiſten, beſten dar.

Themis.

Jüngling! haben will ich alle,
Der Altäre hab' ich viel,
Tief und groß iſt meine Halle,
Ferne biſt Du noch vom Ziel.

Einzig meinem Dienſte weihen
Sollſt Du Dich voll Wißbegier,
Keinem Götzen ſollſt Du ſtreuen
Opferdüfte neben mir.

Schüler.

Nein! Das ſoll Dir nicht gelingen,
Strenge Göttin, nimmerdar!
Soll das arme Herz zerſpringen
Hier bei Deinem Eisaltar?

Nimmer kannſt Du's ja erfüllen,
Froſt'ger Glanz umſtarret Dich,
Nimmer ach! die Sehnſucht ſtillen,
Die es ſchwellt ſo mächtiglich.

Nur Du kannſt es hoch beglücken,
Dichtung, und auf freier Bahn
Es in trunkenem Entzücken
Taumelnd heben himmelan.

So empfand ich ſchon damals. Als eine Schule des Scharfſinns, der Beredſamkeit, der Freiheit, auch der Humanität gilt mir der Advocatenſtand noch heute, wenn er richtig aufgefaßt wird. Aber im Verlaufe meiner practiſchen Beſchäftigung lernte ich noch eine andere Seite desſelben kennen, welche die wahre Erfüllung des Menſchen eben nicht befördert. Am meiſten tieferes Intereſſe bieten noch die Criminalprozeſſe. Aber was den Hauptgegenſtand der Advocatenpraxis ausmacht und die Kaſſe füllt, das ſind die Civilprozeſſe. Was bildet nun den thatſächlichen Inhalt dieſer Civilprozeſſe? Doch oft gar untergeordnete Fragen: Feudaleigenſinn, Bourgeoiszwiſte, Bauerngrillen; Fideicommiſſe, proteſtirte Wechſel, Dachtraufen, Wegegerechtigkeiten und Miſtpfützen. Nichts für ungut, Ihr alten Freunde und Studiengenoſſen, die Ihr jetzt gewiſſenhaft Eurem Berufe nachgeht und dadurch anſtändig Eure Familien ernährt, während ich als Vagabund in der Welt herumfahre, Nichts für ungut! Dieſe Arbeit muß auch gethan ſein, ſie nährt ihren Mann und daneben treibt ein ordentlicher Menſch auch noch manches Andere. Ich geſtehe ja auch, daß ich mich ihr gerne wieder zugewendet hätte, wären mir nicht unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg getreten. Nun Dies geſchehen, mache ich's ein Wenig wie der Fuchs mit den Trauben. Aber ganz ſüß ſind ſie auch wirklich nicht; und auch Ihr werdet zugeſtehen, daß ſich manch würdigerer Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit denken läßt.

Es war gerade um jene Zeit, als es auch in der Politik wieder etwas lebendiger zu werden anfing. Der Tag von Bron-

zell nahte heran, durch welchen das Verhältniß Preußens zu Oestreich, und die deutsche Frage endlich aus den bisherigen Provisorien und Interims heraustreten und wieder eine bestimmtere Gestalt annehmen sollte. Es sei mir ein kurzer Rückblick auf diese Phasen gestattet.

Im Gefolge der französischen Februarrevolution und ihrer Nachwirkungen in Deutschland war bereits durch preußisches Patent vom 14. April 1848 eine wirkliche Regeneration des deutschen Bundes in Aussicht gestellt worden, welche Preußen im Verein mit der Kaiserlich Oestreichischen Regierung den übrigen deutschen Bundesgenossen vorzuschlagen beabsichtige. Diesem Patente folgte alsbald jenes vom 18. desselben Monates, worin es wörtlich heißt: „Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die, Unseren deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingt, konnten Wir nicht ahnen, daß in derselben Stunde große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden." Diese „erleichternden" Ereignisse bestanden in der Wiener Märzrevolution. Schon hier bricht sich die Natur der Sache wie unwillkürlich Bahn, leise und schonend, aber sichtbar. Dagegen muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, daß der König von Preußen bereits bei dem sogenannten deutschen Umritte jede Anmuthung, irgend einem deutschen Fürsten Gewalt anzuthun, auf das Bestimmteste von der Hand wies. „Man möge ihn nicht mißverstehen, wenn er sich jetzt die deutsche Fahne vortragen lasse; er wolle keine Krone usurpiren und keine Fürsten vom Throne stoßen." Herr v. Radowitz, in dieser Hinsicht wohl ein zuverlässiger Gewährsmann, gibt uns darüber in seinen „neuen Gesprächen aus der Gegenwart" nähere Aufschlüsse. Solchen Anmuthungen hätte nur vermöge des „heidnisch römischen Princips" willfahrt werden können. „Was Fried-

rich der Große, was Napoleon vollbracht, war durch das heidnisch römische Princip bedingt; mit dieser politischen Größe geht der schlichte Christenglauben nicht zusammen.“ Wir sind nur zu leicht geneigt, Sätze, die uns um der daraus gezogenen Folgerungen willen widerstreben, dieserhalb ohne alle Würdigung kurzweg über Bord zu werfen, und so das Kind mit dem Bade auszuschütten. Vermeiden wir Dies im untergebenen Falle und erkennen wir an: Ja! die Theilung Polens, an welcher sich Friedrich der Große betheiligte, ja! die Eroberungskriege Napoleon's sind nicht um ein Haar besser als die römische Weltunterjochung. Alledem liegt ein verwerfliches Princip zu Grunde, welches man das heidnisch römische nennen mag. Das Christenthum dagegen beruht auf der Anerkennung der Rechte des Nächsten, welchem gegenüber nicht das Mittel der Gewalt, sondern jenes der friedlichen Verständigung am Platze ist. Dies Princip ist auch das unsere, es ist das demokratische. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Royalismus dasselbe lediglich zwischen Fürsten angewendet wissen will, während wir es auf alle Menschen auszudehnen wünschen. Und in der That! kämpft nicht eigentlich jeder Mensch für ein Königreich, sein Leben? — Wie wahr sagt Carlyle in seiner französischen Revolution: „Jeder Einzelne von diesen Massen hat sein eigenes Herz, seine eigenen Sorgen, steht bedeckt da mit seiner eigenen Haut, und wenn man ihn sticht, so blutet er. O! purpurne Durchlaucht, Heiligkeit, Ehrwürden! Du z. B. Cardinal Großalmosenier mit Deiner plüschenen Ehrenbedeckung, der Du Macht hast durch Würden und Gelder, und zu solchen Zwecken feierlich, im Angesichte Gottes, auf Deine Weltwarte gestellt wurdest, — welcher Gedanke: daß jeder Einzelne von diesen Massen, gerade wie Du selbst, ein wunderbarer Mensch ist, der sehend oder blind für sein unendliches Königreich, dieses Leben, das er in alle Ewigkeit nur einmal empfing, kämpft, — ein Funke der Gottheit, was Du unsterbliche Seele nennst, in ihm!“ Dergleichen schilt Herr Professor Leo in Halle nun freilich: „Scheininteressen, hervorgezwungen durch die Langeweile“,

welche letztere er sehr wahr die sechste europäische Großmacht nennt. Denn die Langeweile geht, wenn nicht Abhülfe erfolgt und die Geduld des Gelangweilten endlich ihr Ende erreicht, regelmäßig in andere, bedenklichere Gemüthszustände über. Aber warum erfreut man sich denn nicht an den schönen „gelben Kornfeldern“ mit den „rothen und blauen Blumen“ und den „grünen Haselhecken“, welche ihnen als Einfassung dienen? Herr Leo kann sich nicht bitter genug darüber äußern, daß man über den „Scheininteressen“ allen Sinn für diese Naturschönheiten verloren. Traurig ist's, ja; aber billige Entschuldigung scheint es mir doch zu verdienen, wenn derjenige, welcher von dem schönen gelben Korne nur gar Wenig im Magen, dagegen den Haselstock auf dem Rücken hat, diese idyllischen Gegenstände mit etwas anderen Augen ansieht, als der in behaglicher Verdauungspromenade einherschreitende Herr Professor. Sagtet Ihr noch: Euch fehlt die Kraft und Einsicht, Eure Interessen geltend zu machen! so könnte man das für den Augenblick zugeben. Aber zu sagen: Ihr habt keine Interessen, das finde ich wirklich etwas grob. Man hätte auch Nichts gegen Eure organische Gliederung, wäre sie nicht ein bloßes Mittel, den ersten gegliederten Organismus, welcher zu leben begehrt, den Menschen, zum Tempel hinauszuschmeißen. Warum ersinnt Ihr denn bloß organische Gliederungen für Euch und Eure Krautjunker und, wenn's hoch kommt, für die Bourgeoisie? Sind denn arme Bauern und städtische Industriearbeiter nicht auch bestimmte Gesellschaftsklassen mit besonderen Interessen? Wollt Ihr die mit eben so viel Recht zum Kampfe für ihre gesellschaftliche Stellung ausstatten wie die Anderen, dann gliedert unseretwegen, soviel Ihr wollt. Aber nicht wahr! bei einer allseitigen organischen Gliederung mit gleichmäßiger Rechtesausstattung führe man am Ende nicht besser als mit dem „Atomismus der Kopfvertretung“! Bleiben wir drum auch lieber bei unserem Atomismus. Ist doch jedes unserer Atome ein schönerer Organismus als all' Euer papiernes Machwerk, und sind wir doch vor Allem sicher, daß uns dabei kein Mensch verloren geht. Sind die Men-

ſchen nur erſt alle da, dann werden ſie ſich ſchon von ſelbſt nach ihren Intereſſen zuſammenfinden, auch ohne Eure Hülfe. Unſer ganzer Parteiunterſchied beſteht eigentlich nur darin, daß Ihr für die Hohen und Reichen kämpft, wir für die Niedern und Armen. Aber trotzdem ſeid Ihr die wahren Chriſten, ſind wir die ſchamloſen Heiden, Das verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Ich gab eben, in Aufrechthaltung der wirklichen Intereſſen aller Geſellſchaftsmitglieder, gleichwohl zu, daß der großen Mehrheit augenblicklich die Kraft und Einſicht fehle, ihre Intereſſen geltend zu machen. Dem war nicht immer ſo; vielmehr gab es eine Zeit, wo man dieſe Kraft wirklich hatte, freilich auch nur für den Augenblick. Das beſtehende Königthum ſah ſich damals insbeſondere auch dazu genöthigt, auf die Ordnung der deutſchen Einheit und Freiheit von ſich aus zu verzichten, und dieſelbe dem neuen Volkskönigthume des Frankfurter Parlamentes, auch Souverainetät genannt, zu überlaſſen. Ob dieſe Souverainetät Seitens der deutſchen Regierungen auch ausdrücklich anerkannt worden? Dieſe Frage iſt nicht ohne Bedeutung. Hatte dieſe Anerkennung allerſeits Statt gefunden, und ging dann das Haus der Hohenzollern zur Durchführung der neuen deutſchen Reichsverfaſſung energiſch vor, ſo war Dies in der That etwas ganz Anderes, als ein Act der Uſurpation von ſich aus. Daß man das deutſche Parlament in ſeinen ſouverainen Beſtrebungen bis zum Abſchluß der Reichsverfaſſung ruhig gewähren ließ, iſt eine unläugbare Thatſache. Ob man dieſe Souverainetät auch ausdrücklich anerkannt habe, darüber wird geſtritten. Da bleibt denn Nichts übrig, als wiederholtes Verweiſen auf den Wortlaut der Bundesbeſchlüſſe vom 30. März und 7. April 1848 und deren nothwendige Erklärung aus den ihnen vorausgegangenen Forderungen des Vorparlamentes; auf den charakteriſtiſchen Unterſchied der beiden preußiſchen Wahlgeſetze für Berlin und Frankfurt, in deren letzterem das in dem erſteren gewahrte Recht der „Vereinbarung“ ausgemerzt iſt; auf die bald darauf erfolgte Selbſtauflöſung der deutſchen Bundesverſammlung und den Schwur des Herrn Erzherzog

Reichsverwesers; auf den Conflict des Parlamentes mit Sr. Majestät dem Könige von Hannover und manches Andere, was ich in meiner Brochüre für die deutschen Reichsverfassungskämpfer einläßlich hervorgehoben habe. Doch lassen wir Das. Soviel steht fest, daß dem Volkskönigthume zu Frankfurt die Einsicht und Kraft fehlte, sein Werk durchzuführen. Der König von Preußen lehnte die ihm von demselben angetragene deutsche Kaiserkrone ab, und während die souverainen Anmaßlinge in Stuttgart, Baden und der Pfalz heidnisch römisch verständigt wurden, begannen die bekannten Vereinbarungsversuche zwischen den deutschen Fürsten auf Grund des christlichen Princips. Doch hatte der König von Preußen in seiner Antwort an die Frankfurter Kaiserdeputation gesagt: „In dem Beschlusse der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, meine Herren, mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Werth ich zu schätzen weiß.“ Ein Anrecht ist freilich noch nicht gerade ein Recht, noch weniger eine Pflicht. Aber eine historische Aeußerung bleibt diese Antwort immerhin. Dürfen wir Herrn Biedermann Glauben schenken, so hatte die Entwicklung des stürmischen Jahres an anderer Stelle noch tiefer gewirkt. Die Frau Prinzessin von Preußen soll die Kaiserdeputation in einer besonderen Audienz empfangen, sie huldreich behandelt und mit Wärme ausgerufen haben: „Ach! er hat keine Kinder!“ — Was Herrn v. Radowitz anbelangt, so ist meine feste Ueberzeugung, daß er seinem königlichen Freunde von der Annahme dieser Reichsverfassung abgerathen habe. Damit trat Herr v. Gagern in das Gefolge des Herrn v. Radowitz, welcher letztere nunmehr die Vormundschaft über das zu einigende Deutschland antrat. Er selbst gibt uns darüber in seinen „Gesprächen“ interessante Aufschlüsse. „Wie konnte man nur glauben,“ — sagt Waldheim (H. v. Radowitz selbst), „die preußische Regierung werde eine solche Verfassung annehmen, und um ihretwillen einen Bruch mit Oestreich hervorrufen?“ — worauf Büchner (der Gothaer) erwiedert: Preußen hätte

trotzdem am 3. April 1849 die Kaiserkrone annehmen müssen. Rußland hätte nicht gleichzeitig in Ungarn und Deutschland interveniren können; schlimmsten Falles hätte man noch immer die Freigebung Posens, als Kernes einer Bewegung zur Herstellung Polens, gehabt. Welches Ministerium in Frankreich oder England hätte gewagt, in dieser Frage seine Waffen mit den russischen zu vereinigen? Sodann rief der Kaiser den Reichstag zusammen, „und warf mit diesem die demokratischen Einschiebsel aus der Frankfurter Verfassung heraus“. .... „Fand sich dafür keine Majorität, so löste er den Reichstag auf und octroyirte ein conservatives Wahlgesetz mit Census und Klassen.“ So der Gothaer. Das ist nicht unerbaulich, besonders wenn man bedenkt, daß, nach ausdrücklicher Bestimmung der Reichsverfassung, der Kaiser seine Würde nicht eher antreten durfte, als nachdem sowohl er selbst als auch sämmtliche Beamte und Militairs des Reichs wie der Einzelstaaten der neuen Verfassung den Eid der Treue geleistet. Trotzdem erkennt Waldheim die Großartigkeit der Idee an und läugnet auch nicht einmal die Möglichkeit ihrer Durchführung an dem bloßen Maßstabe des Verstandes gemessen. Aber die Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelms IV habe dem entgegengestanden, ferner die Betrachtung, „daß man den Teufel nicht austreibe durch der Teufel Obersten“ (den Aufruhr in Ungarn, Polen und Italien). — Mir scheint übrigens, daß eine solche Octroyirung auch ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Auf conservative Parlamentswahlen wäre wohl zu rechnen gewesen, wenn das Haus Hohenzollern das Anerbieten des Parlaments angenommen und dadurch einen friedlichen Zustand der Freiheit und Ordnung herbeigeführt hätte. Aber ein gewaltsamer Umsturz der beschworenen Verfassung, nachdem das Rechtsbewußtsein von ihrem Bestande durch das Mittel des Eides bis in die tiefsten Schichten des Beamtenstandes und der Armee, und zwar nicht nur in Preußen, sondern im gesammten Deutschland, hinabgeleitet worden, ein solcher Umsturz wäre doch sehr bedenklich gewesen. Ich

denke darin beſſer von Deutſchland als von Frankreich. Ein Hauptſtein des Anſtoßes aber war die dem neuen Kaiſer durch die deutſche Reichsverfaſſung auferlegte Pflicht, die deutſchöſtreichiſchen Provinzen gelegentlich dem neuen deutſchen Reiche wieder einzuverleiben. Dieſe Pflicht enthielt den Kriegsfall mit Oeſtreich. Dieſen wollte man nicht. Ja noch Mehr. Als der Gothaer fragt, warum man denn, nach einmal abgelehnter Reichsverfaſſung, nicht mindeſtens das Erfurter Parlament, ſtatt erſt am 20. März 1850, bereits am 15. Juli 1849 zuſammenberufen habe, vor dem Abfalle Görgei's und Ungarns Unterwerfung, vor dem Falle Venedigs und dem Frieden mit Sardinien, — da antwortet Waldheim: „Man wollte nicht Oeſtreichs Agonie benutzen und die Rebellion in deſſen Landen durch die Ausſicht auf auswärtige Unterſtützung nähren.“ Das war ganz conſequent. Denn die Benutzung dieſer Agonie mußte, nach deren Aufhören, zum Kampfe mit dem wiederaufgerichteten Oeſtreich führen, und am Ende dieſes Kampfes lag, wenn die preußiſchen Waffen die Oberhand behielten, die Sprengung Oeſtreichs, die Entfeſſelung der Nationalitäten und ein nothwendiger freiheitlicher Rückſchlag auf Preußen ſelbſt. Hörte dagegen die Agonie nicht auf, ſo trat ganz derſelbe Erfolg auch ohne preußiſche Mitwirkung ein. Denn eine dauernde Agonie führt eben ſchließlich immer zur Auflöſung. Man ſieht, die Wechſelbeziehungen zwiſchen der Frage der Freiheit und der Frage der Nationalitäten waren damals ſchon dieſelben wie heute.

Ebenſo natürlich war nun aber, daß das Aufhören der nichtbenutzten Agonie Oeſtreichs wieder zur öſtreichiſchen Action führte und daß die Union, welche man während der Agonie nicht abgeſchloſſen hatte, nunmehr noch vielweniger unter der öſtreichiſchen Action abgeſchloſſen werden konnte. Auf die Frage des Gothaers, warum man denn die Union nicht wenigſtens ſpäter endgültig abſchloß, antwortet daher Waldheim: „Als das Parlament in Erfurt zuſammentrat, kehrte bereits Oeſtreich, ſeiner inneren Gefahren durch Rußland überhoben, ſeine ganze Kraft gegen die Union, und nicht nur die Mittelſtaaten, ſondern auch

andere Unionsfürsten fanden hieran einen Halt theils zum Abfall, theils zum Schwanken.“ Dazu hatte man die dem Unionswerke feindlichen Neupreußen im eigenen Schooße, als schärfsten Ausdruck des Widerstrebens gegen die befürchtete freiheitliche Rückwirkung auf Preußen selbst. — Das ist Alles sehr wahr und es bleibt Nichts hinzuzufügen, als daß nicht gar zu viel Scharfsinn dazu gehörte, um es vorauszusehen. Was sollte nun geschehen? Oestreich berief den alten deutschen Bundestag nach Frankfurt am Main, Preußen die der Union bis dahin treugebliebenen Fürsten nach Berlin. In dieser am 10. Mai 1850 in Berlin vereinigten Fürstenconferenz sprach der König von Preußen folgende Worte: „Er hoffe auf das Zustandekommen der engeren deutschen Union, und man müsse damit zu Stande kommen, unbekümmert um die Beschlüsse des nach Frankfurt zusammenberufenen Congresses.“ Am 13. September desselben Jahres erklärte der König einer im Interesse des Unionswerkes an ihn abgesendeten Deputation der conservativ-constitutionellen Wahl- und Hülfsvereine Berlin's: „Die Bedeutung, als König des preußischen Volkes deutscher Fürst zu sein, habe ich wohl erkannt. Ich bin meiner aufrichtigen deutschen Gesinnungen wegen selbst auch im eigenen Lande verkannt worden, ja man hat sich sogar zu Schmähungen hinreißen lassen. Das hat mich aber nie beirren können. Ich bin meinen ehrlichen und geraden Weg gewandelt..... Ich habe mich von Niemanden auf denselben drängen lassen. Was ich für Deutschland vollenden will, ist mein eigener Herzensdrang. An der deutschen Idee halte ich fest..... Als König von Preußen werde ich Dem, was ich für Deutschland erstrebe, Geltung zu verschaffen, — als Freund und Bundesgenosse aber auch zu versöhnen und zu vermitteln wissen, soweit es die Ehre Preußens gestattet, deren treuester Wächter ich bin..... Wenn es zum Aeußersten kommen sollte, so weiß ich, daß mein getreues Volk mir zur Seite stehen wird.“

Das waren Worte, welche damals in ganz Europa mit Spannung gehört wurden. Die Lösung der Frage trat immer näher, bis sie, befördert durch den churhessischen Verfassungsstreit, zum Tage von Bronzell führte. Hören wir darüber Herrn v. Radowitz selbst: „Als der Augenblick da war, wo das Schwert gezogen werden mußte, als die Aufforderung dazu erging nicht bloß von Räthen der Krone, die davon durchdrungen waren, daß nie ein gerechterer, ein würdigerer, ein dienlicherer Moment eintreten könne, um den großen Entschluß zu fassen, sondern auch von Seiten aus, wo man das Höchste zu verlieren hatte (Sic!) und es dennoch geringer achtete als die Ehre Preußens, da siegte, obwohl aus ehrlicher Ueberzeugung entsprungen, die Ansicht, daß um eines solchen Objectes willen nicht ein solcher Preis eingesetzt werden dürfe. Die Politik Preußens wurde eine andere."

Man hat Viel gestritten über den eigentlichen Inhalt dieses mysteriösen Charakters. Manche hatten ihn sogar in Verdacht genommen, die Interessen des katholischen Oestreichs im Rathe des protestantischen Preußens zu befördern, gleichsam als katholischen Kuckuk, der sich in Preußen eingenistet habe, um ein schwarzgelbes Ei in dessen protestantisches Nest zu legen. Im Munde eines Mannes, der jedes Wort, das er sprach, so scharf abmaß, wie Herr v. Radowitz, war allerdings jene bekannte Aeußerung in der Polendebatte geeignet, Manchen irre zu machen: „Wenn es sich um die Vertheidigung der katholischen Kirche handelte," — was Redner im untergebenen Falle, in welchem er sich von den für die Wiederherstellung Polens stimmenden Katholiken trennte, in Abrede stellte, — „so würde ich über meine Stellung nicht einen Augenblick im Zweifel sein; jede andere Rücksicht, politische wie nationale, müßte schwinden." Ganz dieselbe Aeußerung macht Waldheim auch wieder in seinen neuen Gesprächen aus der Gegenwart gegenüber dem katholischen Baier (Themar), mit dem einzigen Unterschiede, daß er drei Worte hinzufügt, welche in den stenographischen Berichten der Paulskirche fehlen, so daß der Satz heute lautet: „Wenn

es sich um die Vertheidigung der katholischen Kirche „„gegen ungerechte Angriffe““ handelte, u. s. w.“ Man fühlt die volle Bedeutung dieses Zusatzes; damit ist das souveraine Joch der Kirche abgeworfen. So kann Jedermann den Satz unterschreiben. Kurz und gut! Herr v. Radowitz mag für den Katholicismus empfunden haben, was er will, darüber hege ich für meine Person keinen Zweifel, daß er die Idee der Hegemonie Preußens in Deutschland als Lieblings-, Haupt- und Schlußidee seines Lebens mit in's Grab genommen. Wahrscheinlich glaubte er gar nicht daran, daß dem Katholicismus von Seiten der Hohenzollern irgend eine Gefahr drohe. — Hinsichtlich des Ausganges eines Kampfes mit Oestreich stellt der Gothaer Büchner die Frage: „Wenn zu rechter Zeit und im rechten Umfange gerüstet worden wäre, hatten wir Männer, welche das Heer Preußens zum Siege zu führen vermochten?“ worauf er selbst von dem Neupreußen Galsdorf zur Antwort erhält: „daß seine Sorge deshalb nicht gar groß gewesen.“ Derselbe spricht zwar gleichzeitig die Befürchtung aus, daß die argen Parteispaltungen, welche damals die französische Republik lähmten, rasch genug einer Einigung Platz gemacht haben würden, wenn es sich darum gehandelt hätte, einen Bruch zwischen Preußen und Oestreich zu nutzen, um das linke Rheinufer zu erobern. Darauf entgegnet aber Büchner: „Oder auch vielleicht in Italien einzurücken, die östreichische Herrschaft in der Lombardei zu vernichten und Savoyen (— und Nizza —) an Frankreich zu bringen. Täuschen sonst gute Nachrichten nicht, so lag dieser Gedanke wenigstens dem Präsidenten und dessen Freunden bedeutend näher, als die Gefahren Preußens zu Gunsten der östreichischen Hegemonie zu vermehren.“ — Auch sei ein solches Auftreten für Frankreich praktischer, da die Italiener doch gewiß Oestreich mehr widerstrebten, als die Rheinländer der preußischen Monarchie. Von dieser Seite sei also die Gefahr größer gewesen für Oestreich. Ueber England's Theilnahmlosigkeit an der deutschen Sache dagegen klagen Alle. Dagegen soll dort „in den höchsten Regionen“ die deutsche Sache deutlicher erkannt und mit-

empfunden worden sein, wie leider an vielen deutschen Höfen ....“ „Edle Herzen schlugen für die Sache unseres deutschen Vaterlandes und klare Augen sahen, was zu thun gewesen wäre.“ Ob man sich in diesen Regionen etwa des angeblichen Briefes Kossuth's aus Widdin de dato September 1849 erinnerte, worin es, nach Szemere, geheißen haben soll: „Am Besten wäre es, ein Coburg würde Ungarns König“? — Die Demokraten aber mögen sich des anderen Umstandes erinnern, daß die Theilnahmlosigkeit der englischen Politik an der deutschen Einheitsbewegung von dem Waffenstillstande von Malmö an datirt. Die Engländer sind eben ein praktisches Volk und gewohnt, mit Kräften zu rechnen. Für sie genügte schon der Waffenstillstand von Malmö zu der Erkenntniß, daß unserer Einheitsbewegung die zu deren Durchführung erforderliche Kraft fehle. Vorher, so lange man noch an das Vorhandensein dieser Kraft geglaubt hatte, waren sämmtliche englische Gesandte bei den auswärtigen Höfen in einem der deutschen Sache günstigen Sinne instruirt worden. Auch hatte ja Lord Palmerston einen für Deutschland ganz annehmbaren und gerechten Vorschlag zur Ziehung einer Demarkationslinie zwischen der deutschen und dänischen Nationalität in Schleswig gemacht. Aber dies genügte damals den meerumschlungenen Herren Professoren in Frankfurt nicht. Sie schlossen lieber, in ihrem Vertrauen auf Preußen, den Waffenstillstand von Malmö, um nachher Alles zu verlieren, auch die Sympathieen Englands. —

Wenn nun aber Herr v. Radowitz weder durch religiöse, noch durch militairische, noch durch internationale Bedenken von einem Bruche mit Oestreich zurückgeschreckt wurde, so bleibt es dagegen um so unbegreiflicher, wie er über diejenigen Bedenken hinweggekommen, welche bisher von diesem Bruche zurückgehalten hatten, daß man nämlich „den Teufel nicht austreibe durch der Teufel Obersten“. Die Frage der Nationalitäten und des nothwendigen freiheitlichen Rückschlages ihrer Entfesselung auf Preußen selbst war ja noch immer dieselbe wie vorher. Davon erhielt ich damals in Lausanne die lebendigsten Beweise.

Unter den zu jener Zeit sich noch daselbst aufhaltenden italienischen Flüchtlingen, welche sich in ihrem bisherigen Leben kreuzwenig um Preußen bekümmert hatten, zündeten damals sämmtliche Nachrichten aus Berlin wie der Blitz. Sie gingen mich wiederholt eindringlichst mit der Frage an: Wird Preußen das Schwert ziehen? — Ich antwortete: Vielleicht, aber um es alsbald unblutig wieder einzustecken! — Das ist keine nachträgliche Weisheit, nein! so antwortete ich schon damals. Ich glaubte nicht daran, daß Preußen den Kampf beginnen werde. Nicht um der Kleinheit des Objectes willen; dies wäre mit dem Kampfe wieder gewachsen; die Unionsvorstandschaft hätte sich sogar wieder bis zum deutschen Kaiserthume erheben können. Aber in gleichem Maße mußte auch die Beimischung demokratischer Freiheit wieder wachsen. Was mochte nur Herr v. Radowitz hierüber denken? Dachte auch er vielleicht für Ungarn an einen Coburg, für Italien und Polen an ähnliche constitutionelle Schöpfungen? — Die Italiener, welche mich in Lausanne angingen, dachten an die Republik.

Doch Herr v. Radowitz mußte das Feld räumen, und es trat in der preußischen Politik jener bedeutungsvolle Wendepunkt ein, von welchem ab ein neuer Aufschwung des bis dahin immer noch nicht ganz gesicherten Einflusses der neupreußischen Partei begann. Was unmittelbar darauf folgte, weiß Jedermann. Die Mobilisation der preußischen Armee blieb eine bloße Demonstration. Preußen räumte alle neueingenommenen Stellungen, in Hessen, Baden, Schleswig, Hamburg, und kurze Zeit nachher befand sich auch nicht mehr ein preußischer Soldat außerhalb der Gränzen seines Landes. Eine Zeit lang war zwar noch die Rede von anzustrebender Parität mit Oestreich, von einem Alterniren des Bundestagspräsidiums zwischen Preußen und Oestreich; aber da es klar war, daß man um eines so außerordentlich verminderten Objectes willen den Bruch nicht herbeiführen werde, welchen man Angesichts weit größerer Objecte consequent vermieden hatte, so gab Oestreich auch nicht um eines Haares Breite nach, und Preußen trat mit den ihm treu gebliebenen Unions-

fürſten in den durch Oeſtreich nach Frankfurt zuſammenberufenen Congreß ein, um daſelbſt unter habsburgiſchem Präſidium ſeinen alten Platz wieder einzunehmen. Dieſe Thatſachen ſind die Begleiter der Befeſtigung des neupreußiſchen Einfluſſes. Damit war aber auch die bis dahin noch ſchwebende Frage des Steuerverweigerungsrechtes und jeder Art von wirklichem Conſtitutionalismus im Sinne dieſer Partei entſchieden, nicht bloß für Churheſſen, ſondern für ganz Deutſchland, Preußen miteinbegriffen. Mir iſt es gar nicht überraſchend, daß eine Partei lieber einen Acker Teltauer Rüben abſolut, als einen mächtigen Staatsverband ſelbſtbewußter Menſchen in beſchränkter Weiſe beherrſcht. Ich für meinen Theil erkläre wenigſtens ohne alles Bedenken, daß ich lieber als Bürger der kleinſten Gemeinde frei, denn als Mitglied des größten Staatsverbandes verſclavt lebe.

Ueberſehen wir übrigens nicht die tiefen Nachwirkungen, welche dieſe Ereigniſſe zurückgelaſſen haben. Vorerſt nicht den Abſchiedsbrief Friedrich Wilhelms IV an Herrn v. Radowitz, welcher von wirklicher Ergriffenheit Kunde giebt und beweiſt, daß das innerſte Leben des Königs hier in Mitleidenſchaft gezogen war. „So eben gehen Sie zur Thüre hinaus — heißt es in dieſem Briefe —, mein treuer und theuerſter Freund, und ſchon nehme ich die Feder, um Ihnen ein Wort der Trauer, der Treue und der Hoffnung nachzurufen. Ich habe Ihre Entlaſſung aus dem auswärtigen Amte gezeichnet, Gott weiß es, mit ſchwerem Herzen. .... Ich danke Ihnen aus Meinem tiefſten Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die meiſterhafte und geiſtreiche Ausführung Meiner Gedanken und Meines Willens. Und beide kräftigten und hoben ſich an Ihrem Willen und Ihren Gedanken; denn wir hatten dieſelben. Es war trotz aller Tribulation eine ſchöne Zeit, ein ſchöner Moment Meines Lebens, und ich werde dem Herrn (den wir Beide bekennen und auf den wir Beide hoffen) ſo lang ich athme, dankbar dafür ſein. Gott der Herr geleite Sie und führe in Gnaden bald unſere Wege wieder zuſammen.“ Haſt Du, lieber Leſer, in Deinem Privatleben vielleicht einmal jenen Kampf

zwiſchen wirklicher Liebe und äußerer Pflicht beſtanden, der ja wohl menſchliche Herzen zu bewegen pflegt? — Nun! den Vergleich magſt Du ſelbſt ergänzen. Wahr bleibt übrigens: Was ſiegt, iſt das Stärkere, trotz allen Schmerzes, und hinter Dem, was wir äußere Pflicht nennen, ſtecken durchweg anderweitige eigene Bedürfniſſe von mehr oder minder nüchterner Art. Dieſer Brief war der Empfindungsausdruck des Freundes gegenüber dem Freunde. Bald folgte in der Thronrede vom 21. Nov. 1850 der Gedankenausdruck des Königes gegenüber den Kammern: „Ich halte an dem Gedanken, der meinen bisherigen Beſtrebungen zu Grunde liegt, in Hoffnung auf die Zukunft feſt, werde aber deſſen Verwirklichung auf neuen Grundlagen erſt dann wieder aufnehmen, wenn über die künftige Geſtaltung des geſammten deutſchen Bundes entſchieden ſein wird.“ Das war bald geſchehen. Dieſe Entſcheidung führte einfach zum alten Bunde zurück.

Wie mögen unterdeſſen die Empfindungen an den Stellen beſchaffen geweſen ſein, wo man, obgleich man das Höchſte zu verlieren, freilich auch zu gewinnen hatte, nach Herrn v. Radowitz, zur Faſſung des großen Entſchluſſes bereit geweſen ſein ſoll? Und wie mögen dieſe Empfindungen ſich ſeitdem, bei aller folgenden Entwicklung, geſtaltet haben? Beim Gedanken an jene glückliche Mutter, deren jugendlicher Sohn, als Kaiſer von Oeſtreich, wie ein neues Geſtirn am deutſchen und europäiſchen Horizonte heraufzog, höher und höher, alle übrigen Sterne mehr und mehr verdunkelnd? Man iſt doch auch Mutter und hat ein Herz, und Herzen haben Empfindungen, und zu den tiefſten, ſtärkſten und ſchönſten Empfindungen gehören die Mutterliebe und der Mutterſtolz.

Und was hat uns denn Herr v. Radowitz ſelbſt als Teſtament hinterlaſſen? Hören wir ihn! Es lohnt ſich der Mühe. Was denkt man wohl, daß er uns hinterlaſſen? — Jetzt, wo ganz andere Fragen die Welt bewegen, wo Aller Augen auf Sebaſtopol und auf die große Alternative gerichtet ſind: Wird Oeſtreich zu irgend einer Zeit für die Weſtmächte mit eintreten,

oder werden dieſe letzteren, wenn nicht einen bedenklichen Frieden ſchließen, die Nationalitäten aufrufen? — Herr v. Radowitz hat uns nichts Anderes hinterlaſſen, als eine Antwort auf die Frage der Nationalitäten. Hören wir ihn ſelbſt: „In ſeiner Sonderung von den anderen politiſchen Bedingungen, von dem Vertragsrechte, den kriegeriſchen und Handelsintereſſen, dem ganzen hiſtoriſchen Entwicklungsgange iſt das Nationalitätsprincip ungenügend und kann höchſt verderblich werden. Mit dieſen lebendigen Gliedmaßen verbunden iſt es hingegen die Seele des Staatslebens; und daß es als eine höhere, weil geiſtigere Inſtanz über die anderen Bedingungen des politiſchen Lebens getreten, das iſt eben die Signatur der europäiſchen Gegenwart.“ Waldheim erklärt geradezu, „daß Italien und andere Lande in offenbarem Rückſchlage liegen, daß daſſelbe uns in Deutſchland nicht werde erſpart werden.“ . . . „Wir haben zu harren und zu bitten, daß die Prüfungen nicht zu lange und nicht zu herbe ſeien“..... „Der Reſt iſt Schweigen.“

Das iſt alſo der Schluß, gezwungene Rückkehr zum ehemals beſtrittenen Ausgangspunkte. Es lebt doch eine wunderbare Logik in den Ereigniſſen.

Dieſe geſchichtlichen Rückblicke haben keinen anderen Zweck, als zu zeigen, daß eine ſo tief einſchneidende Frage wie die der deutſchen Einigung nicht vorübergehen konnte, ohne tiefe Spuren ihrer Entwicklung in allen, ſelbſt den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zurück zu laſſen. Doch Das iſt nur Perſönliches, Vorübergehendes. Das Beſtändige aber iſt Dies, daß Preußen in Deutſchland die Principien des Proteſtantismus, des Freihandels und der nationalen Entwicklung vertritt, und daß es durch dieſe Principien religiös, öconomiſch und politiſch der Art mit dem Fortſchritte verknüpft iſt, daß ſein Einfluß in Deutſchland und Europa nothwendig mit ihnen ſteigt und fällt. Ich habe ſchon wiederholt erklärt, daß die der Freiheit zugewendete Seite des Proteſtantismus nicht in dieſer oder jener liturgiſchen Form, ſondern in dem ihm innewohnenden ewigen Pro-

teſte gegen jeden Vernunftſtillſtand beſteht. Auch weiß ich, daß man aus dem Schutzzollſyſteme nicht mit gleichen Füßen in den Freihandel ſpringt, eben ſo wenig als man einem Schwachen auf einmal beide Krücken nimmt. Aber Krücken ſind eben Krücken, und Jemanden der Krücken zu entwöhnen, iſt ein Fortſchritt und Freiheitszuwachs in doppelter Hinſicht, einmal für Diejenigen, welche die Krücken bezahlen müſſen, und dann auch für Denjenigen, welcher, indem er ſich derſelben entledigt, zu Selbſtſtändigkeit und erneuter Kraft gelangt. Lebhafter iſt mir aber der Zuſammenhang des Freihandelsſyſtems mit der Freiheit und allen großen Ideeen der Neuzeit nie zum Bewußtſein gekommen, als bei der Rede, welche Herr Thiers in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung Frankreichs vom 27. Juni 1851 gegen den Freihandelsantrag des Abgeordneten Saint-Beuve zu Gunſten des Schutzzollſyſtems hielt. Ganz beſonderen Beifall ärndtete der Redner von dieſer weiſen Verſammlung, welche auch wirklich das Freihandelsprincip mit 428 Stimmen gegen 199 Stimmen verwarf, durch folgende Gedankenreihe: Diejenigen Zweige des Ackerbaues und Gewerbfleißes, welche ſich zufolge Bodens, Klima's, nationaler Anſtelligkeit und anderer befördernder Umſtände in anderen Ländern überlegen entwickeln, werden natürlich bei freiem Handel, in Folge dieſer Ueberlegenheit des Auslandes, im eigenen Lande zurückgehen oder ganz ausſterben. Dadurch wird das Vaterland hinſichtlich der betreffenden Erzeugniſſe mehr oder minder abhängig vom Auslande. Was ſoll nun aber im Falle eines Krieges aus dem Vaterlande werden, wenn es in Betreff eines großen Theiles ſeiner nothwendigen Lebensbedürfniſſe von dem Willen des Feindes abhängig iſt? — Ein triftiges Bedenken! Aber läßt ſich dieſes triftige Bedenken gegen die natürliche Vertheilung der Arbeit im Großen nicht eben ſo gut gegen die Vertheilung der Arbeit im Kleinen anführen? In der That, wenn Stadt und Land zueinander in Zwiſt gerathen, wäre es dann nicht beſſer, das Land hätte auch Gewerbe und Fabriken, die Stadt auch Korn- und Kartoffelfelder? Und wenn Menſch und Menſch ſich veruneini-

gen, oder wenn bürgerlicher Zwiſt und Barricaden auf einige Zeit gar alle Communication hemmen, wäre es dann nicht beſſer, Jedermann könnte ſich ſein Brod ſelbſt backen und ſeine Schuhe ſelbſt anfertigen? Ohne Zweifel! Will man daher Brod und Schuhe von ſeinem Nächſten, welcher aus deren Anfertigung einen eigenen Lebensberuf macht, billiger und beſſer haben, als man ſie ſelbſt herſtellen könnte, ſo muß man ſich davor hüten, mit demſelben in trennende Conflicte zu gerathen. Gerade dieſer Umſtand möchte nicht wenig zur Abſchaffung des mittelalterlichen Fauſtrechtes beigetragen haben. Fällt doch dieſe Abſchaffung gerade mit dem Wiederaufblühen der Gewerbe und Künſte zuſammen! — Nun gut! eben ſo ſoll und wird die natürliche Vertheilung der Arbeit im Großen unter den nationalen Individuen und die dadurch begründete gegenſeitige Abhängigkeit der Nationen von einander die Kriege ſtets ſeltener und eine humane Weiſe internationaler Vereinbarung ſtets nothwendiger machen. Nach Herrn Thiers ſollen wir theuere und ſchlechte Producte genießen, um die Brutalität nicht zu beeinträchtigen. Leben wir lieber billig und gut, um die Humanität zu befördern!

Was das nationale Princip angeht, ſo iſt eben Preußen der größte rein deutſche Staat. Selbſt die deſſen nationalen Beruf anzweifelnde Kreuzzeitung ſprach ja jüngſt, in Vertheidigung der als militairiſch ungünſtig anerkannten Oſtgränze Preußens gegenüber Rußland, ihre Befriedigung darüber aus, daß Preußen im Wiener Congreß nicht mehr Polen bekommen habe. „Dadurch hätte es ſeinen reinen Charakter verloren und wäre vielleicht 1848 auseinander geſprengt worden.“ Deshalb dürfe man auch jetzt nicht verlangen, was bereits der preußiſche Feldmarſchall von Knesebeck zur Zeit des Wiener Congreſſes verlangt habe, daß nämlich die jetzige Gränze Preußens gegen Rußland dahin verändert werde, daß ſie bis Modlin der Weichſel und dann dem moraſtigen und unwirthbaren Thale der Narew folge; obwohl es auf Wahrheit beruhe, „daß unter dem militairiſchen Geſichtspunkte die dermalige Oſtgränze Preußens durchaus nicht günſtig ſei.“ — Als wenn es kein anderes Mittel gäbe, Preußen vor

polnischem Zuwachs zu bewahren, als diesen an Rußland zu geben! Könnte Das nicht etwa auch durch eine Wiederherstellung Polens geschehen? — „Aber — Ihr Thoren! — Rußland lag ja gerade daran, die polnische Nationalität, von welcher sich 70,000 Mann in der napoleonischen Invasionsarmee befunden hatten, zu neutralisiren!“ (Sic!) Ihr armen Polen! So hält der Feind Euch strenge Rechnung von dem, was Ihr gegen ihn gethan! Aber der angebliche Freund hat längst vergessen, was Ihr für ihn gethan. Die Politik kennt keinen Dank. Zwar ist es wahr, daß man Todte nicht wieder zum Leben erwecken kann, und daß die eigene Kraft der Quell alles wahren Lebens ist. Aber wenn der Druck einer ganzen Welt auf Einem lastet, dann ist es schreiende Ungerechtigkeit, aus dem Unterliegen auf den Mangel an Kraft zu schließen. Nähme man den Druck von Euch, so würden dadurch ganze Landstriche, welche heutzutage vollständig germanisirt sind, freilich auch nicht wieder polnisch werden. Aber tröstet Euch! Während wir Euch germanisiren, werden wir an der Eider danisirt. Es geschieht uns schon ganz Recht. Was Du nicht willst, daß Dir geschehe, Das füg' auch keinem Anderen zu. — Es ist aber ein heilloses Gesetz in der heutigen europäischen Entwicklung, und der Fluch der gegen Euch verübten bösen That wirkt fort und fort.

Hinsichtlich der allgemeinen Bedeutung des Nationalitätsprincips können wir uns der Ansicht des Herrn v. Radowitz nur anschließen, daß es nicht das allein entscheidende sei. Ja es ist nicht einmal das höchste Princip des Völkerlebens, es ist nur das erste. Wie in der bürgerlichen Gesellschaft das Individuum vor seinen Verträgen mit Anderen kommt, so kommt auch im Völkerleben das nationale Individuum vor den internationalen Combinationen, und es gibt nichts Verderblicheres als jene Verblendung, welche, alle Zwischenstufen verläugnend, sofort mit gleichen Füßen in die Humanität hineinspringen will. Das ist derselbe Irrthum wie der Jener, welche mit Verläugnung der Demokratie, gleich in die Anarchie hineinspringen wollen, da doch die Demokratie nothwendige Basis für alle höheren

Culturzuſtände iſt. Ebenſo iſt die Nationalität nothwendige Baſis der allgemeinen Humanität. Drum iſt ſie das Erſte. Aber ſie iſt nicht das Höchſte. Wie vielmehr der ſociale Menſch ein höheres Weſen iſt als das ſchroff in ſich abgeſchloſſene Individuum, ſo iſt auch das Princip der Völkerfederation ein höheres als das einſeitig nationale. In der Schweiz leben drei verſchiedene Nationalitäten, Deutſche, Franzoſen und Italiener in freier Federation friedlich zuſammen. Sie haben ſich in Münze, Maß, Gewicht, Poſt- und Telegraphenweſen, in Zoll- und Militairſyſtem eine Einheit geſchaffen, deren Nützlichkeit auf der Hand liegt. Im Uebrigen hält Jeder auf ſeine Freiheit und Eigenthümlichkeit, von der er nicht mehr aufgeben will, als zum allgemeinen Beſten nothwendig iſt, — ſo ſehr, daß eine einheitlichere Eiſenbahnverwaltung und eine eidgenöſſiſche Univerſität bisher nicht in's Leben zu ſetzen waren. Wer wird läugnen, daß dieſe freie Federation einen höheren Culturzuſtand darſtelle, als ein bornirter Nationalismus? — Man hüte ſich aber wohl, mit dem Principe der Federation jenes der Conglomeration zu verwechſeln. Die Federation beruht auf der friedlichen Vereinbarung freier Nationen untereinander; die Conglomeration beruht auf der gewaltſamen Vereinigung unfreier Nationen zu gemeinſchaftlicher Beherrſchung. Die Erſtere beruht auf dem Principe der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, die Zweite auf dem Principe der Gewalt und Vormundſchaft. Auch ein Gewaltherr und Vormund kann Gutes thun, und der mündig werdende Menſch wird dies Gute ſeines bloßen Urſprungs willen nicht von ſich werfen. Aber von der anderen Seite behaupten, daß der Menſch um dieſes Guten willen nie mündig werden dürfe, würde dahin führen, daß der Mündel um des Vormundes, nicht aber der Vormund um des Mündels willen da ſei. So aufgefaßt überwiegt das Schlimme dieſer Vormundſchaft alles Gute, was nur immer durch ſie geſchehen kann, weil ſie auf Zerſtörung der freien Selbſtbeſtimmung, das iſt des Quelles aller Kraft und Schönheit, aller Thätigkeit und alles Wohlſtandes hinarbeitet. Dabei erhält der Weitervorgerückte

dieſelbe Erziehung wie der noch im Rückſtande Befindliche; und wenn er ſich darüber beklagt, ſo gibt man ihm zur Antwort: Dafür biſt Du ja auch mit den Anderen zu einem größeren Ganzen verbunden! — Aber zum Kuckuk! Jeder will ſich nach ſeinen Vorderſätzen entwickeln; wer noch im Abc ſtickt, der erhalte ſeinen beſonderen Unterricht, und auch da wird ein auf Selbſtſtändigkeit abzielender ſtets vorzüglicher ſein als das Gegentheil. — Es gibt Leute, welche alles Dies einſehen, doch aber um des Guten willen, welches durch die Vormundſchaft geſchehen kann, nicht mit ihr brechen wollen. Dieſe ſagen dann, die Conglomeration werde ſchon allmählig in die Federation übergehen. Ja Das wiſſen wir wohl; aber wir wiſſen noch Mehr. Wir wiſſen auch, daß der Weg zur freien Federation nothwendig durch die Nationalität führt, wie der Weg zu den Verträgen eines bisher rechtsunfähigen Individuums nothwendig durch die Herſtellung ſeiner rechtlichen Perſönlichkeit führt. Und unſer Haupttroſt in dieſen Fragen zwiſchen Nationalität, Federation und Conglomeration beſteht ſchließlich darin, daß die ganze Wucht der Freiheitsfrage, welche unſterblich iſt, mit drin liegt.

Herr v. Radowitz hat ſich in ſeinen neuen Geſprächen aus der Gegenwart auch über die neue Centraliſation des öſtreichiſchen Geſammtſtaates geäußert. Daß man in Oeſtreich zur alten „Sonderthümlichkeit“ zurückkehren werde, hofft ſelbſt Themar (der katholiſche Baier) nicht mehr, ſo ſehr er es um Oeſtreichs und Deutſchlands willen wünſchte. Waldheim (v. Radowitz) fügt hinzu, daß Oeſtreich ſchon früher (vor der neuen Centraliſation) „das Haupthinderniß für jede nationale Entwicklung des Bundes geweſen ſei.“ — — „Schon damals hätte es (zu viel beſcheideneren Verbeſſerungen) einer Zurückführung der öſtreichiſchen Erblande auf die reine Perſonalunion bedurft.“ Durch dieſe Umſtände ſei „Oeſtreich aus Deutſchland **hinaus**, Preußen in Deutſchland **hinein**gewachſen.“ Das iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade wahr. Preußen iſt ſtets nur inſoweit in Deutſchland hineingewachſen, als es

die dem Fortſchritte zugewendeten drei Hauptfactoren ſeines Volkslebens, beſonders aber den dritten, d. h. die Nationalität in Verbindung mit dem Fortſchritte vertreten hat. Seit Bronzell z. B. iſt Preußen nicht mehr in Deutſchland hineingewachſen. Wir würden ſagen, es habe ſeitdem in dieſer Beziehung Stillſtand geherrſcht, wenn es einen Stillſtand gäbe. Aber es gibt keinen Stillſtand, am Allerwenigſten gegenüber einem Gegner, der unſere Schwäche erkannt hat. Indem dieſer vorſchreitet, verwandelt er unſeren gewünſchten Stillſtand in Rückſchritt. So drängt Oeſtreich durch ſeine Annäherung an die Weſtmächte Preußen zum Bündniſſe mit Rußland. Vor der Hand halten wir freilich noch an der Neutralität, und man muß zugeben, daß für Preußen mehr Gründe zur Neutralität vorliegen als für Oeſtreich. Ich denke dabei nicht an Verwandſchaftsbande; wenn auch der König von Preußen der Schwager des Kaiſers Nicolaus war, ſo war und iſt doch Preußen deshalb nicht die Schwägerinn Rußlands. Ich denke auch nicht an die ſonſt begreifliche Pietät für den teſtamentariſchen Rath eines verſtorbenen Vaters; die Vorausſetzung dieſes Rathes, d. h. die entente cordiale zwiſchen Oeſtreich und Rußland, beſteht ja nicht mehr. Das Entſcheidende iſt vielmehr, daß Preußen nicht ſo ſcharf im Gedränge zwiſchen Rußland und der Revolution iſt, wie Oeſtreich. Oeſtreich mochte ſich beeilen, die Stellung der Frage der Nationalitäten durch ein Bündniß mit den Weſtmächten zu verhindern. Dagegen iſt dieſe Frage, welche eine Schwäche Oeſtreichs bildet, gerade der Lebensnerv Preußens und Deutſchlands. Zwar haben auch Preußen und Deutſchland einen gewiſſen Reſpect vor dieſer Frage, weil damit noch Anderes verbunden iſt, was ſich nicht gut im Voraus berechnen läßt. Auch der einzelne Menſch fürchtet ſich ja oft vor ſich ſelbſt und zwar gerade vor der Aufrüttelung ſeiner tiefſten und ſtärkſten Kräfte. Wenn aber die Frage der Nationalitäten dereinſt wirklich geſtellt werden wird, und zwar mit grundſätzlicher Aufrichtigkeit, nicht als bloßes Mittel zum Zwecke, dann iſt es noch eine große Frage, ob die Kreuzritter ſtark genug

ſein werden, Preußen von der Erfüllung ſeines natürlichen Berufes dauernd abzuhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Lauſanne. Lage, Inneres, Ausſichtspunkte und Umgebung. Die Campagne Haldimand. Felix Pyat nebſt Genoſſen und deren Proteſt gegen die Maßregeln des ſchweizeriſchen Bundesrathes. Spätere Maßregel gegen Herrn Thiers. Deutſche in Lauſanne. Ueberſetzungen der Schiller'ſchen Räuber in's Franzöſiſche. Georg Sand über Deutſche und Franzoſen. Zur franzöſiſchen Lage und zur Frage des Volksunterrichts. Bäder im Genfer See. Die Waadtländer. Zin, Zin, Rantamplan. Ueber die Beſtechung bei Wahlen. Volksbildung und Schulanſtalten des Cantons Waadt. Major Davel, General Laharpe und die Erringung der waadtländiſchen Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Berner Patricier. Die Franzoſen als Geburtshelfer fremder Freiheit. Klima und Sorgloſigkeit gegen dasſelbe am Genfer See. Eigene Bethätigung. Honorar der Newyork-Tribune. — Meine Verurtheilung zum Tode und Haltung der Bevölkerung daheim bei der bildlichen Vollſtreckung des Urtheils.

Lauſanne, die Hauptſtadt des Cantons Waadt und der Sitz ſeiner oberſten Behörden, liegt an den Abhängen des ſich vom Jura in ſüdöſtlicher Richtung landeinwärts ziehenden Mont-Jorat (Jurten), noch ziemlich hoch über dem See, an deſſen nördlichem Ufer. Die Strecke von Lauſanne bis Genf mag etwa zwei Drittel, die von Lauſanne bis Villeneuve ein Drittel des nördlichen Seeufers betragen. Es iſt ein herrlicher Punkt, dieſes kecke Lauſanne, wie es ſchon luſtig nach dem Gebirge hinaufrückt, um das ganze prächtige Seebecken und die Schweizeralpen vom Moleſon bis zur Dent de Morcles, das Savoyer Gebirge von der Dent d'Oche bis zum fernen Salève zu beherrſchen. Ein ſo umfaſſendes Schauſpiel bietet weder Montreux noch Genf dar, und ſchon Jean Jacques Rouſſeau gab, zur Gewinnung eines Geſammteindruckes vom Genfer See, Lauſanne entſchieden den Vorzug. Dieſer Geſammteindruck hat Etwas

vom Ernste des Vierwaldstätter- und Wallensees einerseits, und von der Freundlichkeit des Züricher Sees andererseits. Während dessen Süd- und Ostufer von hohen, zum Theil schroffen Gebirgen umragt sind, zieht sich zu dessen nördlichen Ufern vom Jura her fruchtbare Ebene hinab. So hat man hohen Ernst und freundliche Anmuth zugleich, einen Gegensatz, mit dem die Melancholie des Sees in natürlichem Einklange steht. Von dem bei Genf sichelförmig auslaufenden See sprechen die Lausanner mit mitleidigem Achselzucken: »Qu'est-ce qu'elle veut, cette Genève, avec son petit bout de lac?« Und es ist wahr, die Ansicht auf das Hauptbecken des Leman, die man in Lausanne hat, ist dem »Endchen See«, auf welches man in Genf beschränkt bleibt, entschieden vorzuziehen. Die Stadt selbst ist auf drei verschiedenen Hügeln erbaut, die Straßen führen bald bergauf, bald bergab, und mit Ausnahme der schönen künstlichen Terrassen ist kaum eine ebene Stelle zu finden. Das ist zwar für die Bewegung im Innern nicht sehr angenehm, aber die Stadt als Ganzes, überragt von ihrer Kathedrale und ihrem Schlosse, gewährt einen stattlichen Anblick. Diese Kathedrale, im 13. Jahrhundert in gothischem Style erbaut, ist zwar äußerlich durch Anbau in widersprechendem Geiste manchfach verunstaltet, dagegen innerlich im Wesentlichen rein erhalten, und kein Eintretender wird des erhebenden und beruhigenden Eindruckes ihrer einfachen, keuschen und harmonischen Verhältnisse ermangeln. 160 Treppenstufen hat man vom Markte aus hinanzusteigen, um die Terrasse zu erreichen, auf welcher die Kirche sich erhebt. Im Jahre 1536 hatte in dieser Kirche, unter Betheiligung Calvin's, jene berühmte Disputation Statt, deren Folge die Trennung des Waadtlandes von der römischen Kirche, die Lösung des savoyischen Unterthanenverhältnisses und die Vereinigung mit dem protestantischen Bern war, bei dem das Waadtland bis 1798 blieb. Die Kathedrale und manche andere Kirchen besitzen aber noch heute ihre alten katholischen Glocken, und ein so schönes Geläute, wie in Lausanne, habe ich in der ganzen Schweiz nicht wieder gehört. Das Ankündende, Aufrufende, feierlich Erhebende eines schönen

Glockengeläutes gewährt mir stets einen hohen Genuß. Es greift so unmittelbar an die ganze Seele. Es belebt mir nicht sowohl meine katholischen Erinnerungen, als vielmehr meine eigene Weltanschauung. Was ist denn unser Streben Anderes als ein ewiger Aufruf zu freier Erhebung aus tiefster Tiefe? — Auch werden in Lausanne diese Glocken nicht nur zu kirchlichen, sondern auch zu politischen Zwecken geläutet, zum Zusammentritt des großen Rathes, zu hohen Bürgerfesten, z. B. zum Jahrestage der aus der 45er Revolution verbessert hervorgegangenen Constitution; und ich kann dem Leser versichern, daß dieselben ihre Poesie ebenso tief und innig in diesen Tag der Freiheit, als in den höchsten katholischen Festtag hineinhallen. Aus Lausanne führen vier Hauptstraßen hinaus, eine ostwärts am Ufer des Sees zur Verbindung mit der Simplonstraße, eine westwärts am Ufer des Sees zur Verbindung mit Genf und Frankreich, und zwei andere nördlich aufwärts, die eine linker Hand nach Yverdon an der Südspitze des Neuenburger Sees, die andere rechter Hand nach Bern. Diese letztere verzweigt sich später, so daß man die Wahl hat, Bern über Murten oder Freiburg zu erreichen. Oberhalb der Stadt hat man die Berner und Yverdoner Straße neuerlich durch einen Tunnel verbunden, damit die Fuhrleute mit ihren oft schweren Frachten nicht, wie bisher, genöthigt seien, zum Zwecke des Einlenkens aus der einen Straße in die andere in die ganze Tiefe der Stadt hinab- und auf der anderen Seite den entsprechenden steilen Stich wieder hinaufzufahren.

Der bedeutendsten und umfassendsten Aussicht in und um Lausanne genießt man unstreitig von dem „Signal“, einer bewaldeten Anhöhe hinter der Stadt, zu welcher östlich ein prächtiger Waldweg voll Schattens und Vogelgesangs hinaufführt. Auf halbem Wege, am Schützenhause, mache man Halt. Dort befindet sich eine Art Felsenkellers, wo man ein vortreffliches Bier zapft. Die Aussicht von der Höhe geht, wenn Du die Front nach dem See kehrst, links noch etwas über den Moléson hinaus, erstreckt sich von da über die Freiburger, Berner und Waadtländer Alpen bis zur Dent de Morcles, springt alsdann über

den Eingang des Wallis hinüber zur Dent d'Oche und läuft weiter über die Savoyer Alpen bis zum Mont Salève, welchem zu Füßen das calviniſtiſche Rom liegt. Der Gebirgswelt des Berner Oberlandes kommt dies Bergpanorama nicht gleich. Die ſüdlich ſich vor Dir ausbreitenden Savoyer Gebirge ſind zwar keineswegs ohne ſchöne Formen, beſonders die reichgeſtaltige Dent d'Oche, welche in Montreux noch reicher hervortritt. Aber ſie ſind ſämmtlich ohne ewigen Schnee. Nur Eines der in zweiter Linie hervorragenden Berghäupter iſt ein Schneehaupt, und zwar nur ein leiſe geſprenkeltes. Die öſtlich vom Moléſon her im Winkel auf die Savoyer Gebirge zulaufenden Schweizerberge zeigen zwar im Hintergrunde einige reichverſchneite Gipfel, insbeſondere das reizende Oldenhorn und die gewaltige Schneewand der Diablerets; aber auf der ganzen Kette heben ſich meiſt nur die oberſten Bergſpitzen ab; es fehlt die individuelle Größe der Berner Alpen vom Scheitel bis zur Sohle. Der See in ſeiner ganzen Ausdehnung bildet den Vordergrund. Im Rücken ziehen ſich die etwas einförmigen Linien des Jura hin, doch oft gehoben und verklärt durch die reiche Glorie der untergehenden Sonne. Den Montblanc ſieht man vom »Signal« aus nicht. Ich habe oft darüber ſtreiten hören, die Sache aber bei heiterem Wetter genau unterſucht und zuverläſſig feſtgeſtellt. Das Wahre iſt, daß man von Lauſanne ſelbſt aus, und zwar von der Terraſſe »Derrière-Bourg« bei ganz wolkenreinem Himmel ein winziges Stückchen des Montblanc in einem Einſchnitte der Savoyer Voralpen gewahren kann, natürlich nur als Gegenſtand der Curioſität, nicht des landſchaftlichen Genuſſes. Auf dem Signal aber ſieht man ſelbſt dieſes Stückchen nicht mehr, weil bei der Verſchiebung des Standpunktes an die Stelle des Bergausſchnittes ein ganzer Bergkörper getreten iſt. Dagegen tritt der Montblanc als Bruſtbild ſchon ein Stündchen aufwärts auf der Straße nach Yverdon, noch beſſer auf Chateau Vuflens bei Morges, am gewaltigſten aber auf dem »Signal de Bougy«, ein halbes Stündchen oberhalb Aubonne, hervor. Dieſer letztere Punkt, einer der großartigſten der Schweiz, bildete noch einige Zeit den Gegenſtand

meiner Sehnsucht. In Genf endlich sieht man nicht nur den Montblanc, sondern einen Theil der ganzen Montblanckette im Rahmen zweier schneeloser Vorberge, des Mole und des kleineren Salève. Das ist eben ein Vorzug Genfs vor den übrigen Städten des Seeufers. Eben so wenig sieht man in Lausanne die prächtige Dent du midi, welche den besonderen Schmuck Montreux's und seiner Umgebung ausmacht. Wenn man auf der entgegengesetzten westlichen Seite vom Signal nach Lausanne wieder hinabsteigt, dann genießt man, etwa ¼ Stündchen vor dem Eintritt in die Stadt, einer überraschenden Ansicht der in vereinsamter Majestät hervortretenden Kathedrale. — Ein anderer, weniger umfassender, aber durch seinen mannichfaltigen Vordergrund besonders bemerkenswerther Aussichtspunkt ist auf der Straße nach Yverdon, dicht vor dem im Rücken der Stadt gelegenen Kirchhofe, wo eine steinerne Bank mich des Abends, bei der Rückkehr von meinen Spaziergängen, oft zum Sitzen einlud. Gerade vor Einem liegt der großartige, aus ungeheueren Granitblöcken aufgeführte Grand-Pont, welcher zur Verbindung zweier Stadthügel über den Thalgrund des Flon hinüberführt. Aus allerlei Gebüsch treten die vielen schöngewölbten Bogen des Grand-Pont stolz hervor. Rechter Hand erheben sich die Savoyer Alpen hinter den reichbelaubten Baumgruppen von Montbenon, durch welche hie und da der blaue See zauberhaft hindurchspielt. Linker Hand tritt das Schweizergebirge hinter einem anderen Vordergrunde, den sich pyramidalisch bis hoch zur Kathedrale aufbauenden Häusern der Stadt, hervor. Auf der gedachten Bank mußt Du nun im rechten Augenblicke sitzen, d. i. gerade beim Sonnenuntergange. Der ganze Vordergrund, die Stadt wie die Baumgruppen von Montbenon, ist schon von der Sonne verlassen. Die erstere sieht fahl, maurisch, fast gespensterhaft aus; das Grün von Montbenon dagegen scheint dunkler und erregt das Gefühl des saftigsten Lebens. Hinter diesem doppelten Vordergrunde ragen dann die Alpen, hell angeglüht von der scheidenden Sonne, in den von rosigem Glanze durch und durch erstrahlenden Abendhimmel hinein. So oft ich

an ſchönen Abenden auf jener Bank ſaß, fand ich das Schauſpiel jedesmal hinreißend.

Der hügelige Boden macht die Umgebungen Lauſanne's außerordentlich mannichfaltig und reich an ſchönem Detail, ſo daß, wer mit offenen Augen hindurchwandert, ſtets neue Schönheiten entdeckt. Thal und Hügel, Wieſe und Wald wechſeln anmuthig miteinander. In nächſter Nähe der Stadt findet ſich reiches Eichen- und Buchengehölz, abermals ein Vortheil, den Lauſanne vor Genf voraus hat, wo auf eine Entfernung von anderthalb Stunden kein ordentlicher Wald anzutreffen iſt, ſo daß ich in Genf oft um den Waldmeiſter zur Bowle verlegen war, den man ſich in Lauſanne von den allernächſten Spaziergängen mit nach Hauſe brachte. Lauſanne ſcheint früher mehr von Fremden beſucht geweſen zu ſein als gegenwärtig. Die vielen Coiffeure und Zuckerbäcker, welche den jetzigen Bedarf gewiß überſteigen, weiſen ſchon äußerlich darauf hin. Auch fehlt es nicht an herrlichen Campagnen auf den Höhen wie am Ufer des Sees. Die ausgezeichnetſte unter den letzteren, ausgezeichnet ſowohl durch ihren Beſitzer als durch ihre reiche und geſchmackvolle Anordnung, iſt die Campagne Haldimand. Wie human ſchon, daß dieſelbe jederzeit aller Welt ohne Umſtände zugänglich iſt! So, meine ich, müſſe jeder humane Beſitzer empfinden. Iſt denn mein Genuß nicht höher, wenn ich ſehe, daß die Schönheit meiner Schöpfung auch auf Andere wirkt, als wenn ich mich mit derſelben zwiſchen vier Mauern engherzig einſchließe? Gegenüber ſo humanen Beſitzern wie Herr Haldimand ſoll aber auch jede Bevölkerung ſo richtig empfinden wie die Bevölkerung Lauſanne's. Obgleich täglich, beſonders des Sonntags, Leute von allen Ständen die Campagne durchwandern, ſo bemerkte ich doch nie eine Beſchädigung, ja auch nur eine geknickte Blume. Herr Haldimand iſt auch der Gründer des trefflich eingerichteten Blindeninſtituts an der Straße nach Yverdon, zu welchem er bedeutende Summen hergegeben hat. Außerdem erfuhr ich von Soldan und Wiener, daß er in einzelnen Fällen ſtrebſamen Kräften, welche ſich durch Geldmangel gehemmt ſahen, ohne alle Sicherheit, aus

bloßem humanem Intereſſe, an- und aufgeholfen hat. Ich kenne den Mann gar nicht. Ich thue aber ſeines edlen Thuns gerne Erwähnung, um damit ein Scherflein dazu beizutragen, daß die Wagſchale des Guten und Schönen von ungläubiger Lebenstrivialität nicht gänzlich in die Höhe geſchnellt werde. Die Campagne iſt öſtlich von der Stadt dicht am Ufer des Sees gelegen, welcher ſie mit ſeiner Welle beſpült. Ich beſuchte ſie ſehr häufig zu allen Jahreszeiten. Wie oft gedenke ich Deiner, o! Du ſchöner Aufenthalt voll reizender Melancholie, — mit Deinen ganzen Beeten brennender Verbenen, mit Deinem zierlichen, ſchon von Weitem duftenden Treibhauſe voll der zarteſten Blumen, mit Deinen ſauberen Raſenplätzen und ſchattigen Bosquets, vor Allem aber mit Deinen prächtigen Bäumen. Gleich am Eingange ſtehen ein Paar rieſige Nußbäume, welche die Luft weithin mit ihrem bitteren Aroma durchwürzen; weiterhin treten Dir Eichen, Buchen, Birken, Kaſtanien, alle möglichen Arten von Nadelhölzern, Tannen, Fichten, Kiefern und Lerchen, oft von großer Formſchönheit, entgegen; dazwiſchen rieſeln Bächlein und bilden von Zeit zu Zeit kleine Cascaden. Einen Hauptplatz in meiner Erinnerung aber nimmt eine Tanne ein, in geringer Entfernung, öſtlich vom Wohngebäude, — ein wahres Bild finſterſtolzer Schönheit. Im Innern, dicht um den Hauptſtamm, zog ſich eine wilde Rebe hinauf, im Frühjahr und Sommer hellgrün; im Herbſte aber ſah ich ſie feuerroth. Das war ein wunderbarer Anblick. Durch und durch entflammt hielt ſie den finſteren Geliebten vom Scheitel bis zur Sohle innig umſchlungen, und er ſtand da immer noch kraftvoll, doch gemilderten Stolzes und wie durchleuchtet von ſüßer Beſiegung.

In dieſer Campagne ſaß im Spätherbſt 1850 oft Felix Pyat, ein Lieblingsdichter des franzöſiſchen Volkes und Einer der ausgezeichnetſten Redner unter den demokratiſchen Volksvertretern Frankreichs; bisweilen mit Einem oder dem Anderen ſeiner Schickſalsgenoſſen, welche im Juni 1849, aus Anlaß der Bombardements Roms, in die Straßen von Paris hinabgeſtiegen und in Folge der damaligen Theilnahmloſigkeit des Volkes

Flüchtlinge geworden waren. Meiſt jedoch ſaß er ſinnend allein auf einer Bank am Geſtade des Sees, dem Jura zugekehrt, hinter welchem die Sonne in ſeine heimathlichen Gefilde hinabtauchte. Er ſollte nicht mehr lange da ſitzen. Denn die damaligen Miniſter der mißhandelten Republik fanden kein Ende der Beſchwerden über die gefährlichen Umtriebe der Paar Flüchtlinge, welche in den ſchweizeriſchen Nachbarcantonen verweilten, ſo daß der ſchweizeriſche Bundesrath ſich endlich veranlaßt fand, dieſelben einzuladen, ſich in die inneren Cantone der deutſchen Schweiz zu begeben. Dagegen nun proteſtirten die franzöſiſchen Flüchtlinge im Namen der republikaniſchen Solidarität in heftigen Ausdrücken, als gegen eine ſchreiende Verletzung des Aſylrechtes. Ich glaube, ſie hätten der Völkerſolidarität einen beſſeren Dienſt erwieſen, wenn ſie ſich ruhig nach den deutſchen Cantonen begeben hätten, um dort unſere Sprache zu erlernen, wie wir die ihrige erlernen. Was ſoll denn dieſe ewige theoretiſche Proclamirung der Völkerſolidarität, welche ja ſo lange ein todter Buchſtabe bleiben muß, als ſelbſt die hauptſächlichſten Wortführer ſich nicht untereinander zu verſtändigen vermögen? Man hofft auf eine große europäiſche Conflagration. Vorausgeſetzt nun, dieſe Hoffnung ginge in Erfüllung, wie viele Fälle laſſen ſich da nicht denken, in welchen die Kenntniß der deutſchen Sprache einem franzöſiſchen Republikaner vom größten Vortheile wäre? — Aber die große Nation verläßt ſich darauf, daß die Anderen Franzöſiſch lernen. Wenn aber dann die Völkerſolidarität nicht zur babyloniſchen Verwirrung wird, ſo iſt's wahrlich nicht Euer Verdienſt. — Aber auch ganz abgeſehen davon begreife ich nicht, wie man in einem ſolchen Falle proteſtiren kann. Setzen wir folgenden Fall. Ich bin ein wohlhäbiger Hausbeſitzer und habe mehrere Fremdenſtuben. Ich erhalte Beſuch und lege meinen Gaſt in eine dieſer Stuben. Später aber erfordert die Oeconomie des Hauſes die Räumung dieſer Stube. Ich erſuche nun meinen Gaſt, in eine andere Fremdenſtube überzuziehen. Der Gaſt proteſtirt. Iſt das paſſend? Nun Das war gerade der Fall unſerer franzöſiſchen Flüchtlinge gegenüber der Schweiz. Ich muß

übrigens bemerken, daß sich unter denselben viele treffliche Männer befanden, welche bei ihrem Proteste in völlig gutem Glauben zu sein schienen. Sie kommen nun einmal, wie Mazzini, von der Höhe der künftigen Universalrepublik antipicirend hinabgestiegen, und glauben in deren Namen wirkliche Rechte in Anspruch nehmen zu können. So sind selbst die meisten französischen Republikaner durch diese heillose Pariser Centralmaschine in allen ihren Gedanken und Empfindungen vercentralisirt. Hatte ja doch selbst die Februarrevolution diesen ganzen freiheitsfeindlichen Mechanismus, mit welchem jede Republik stets ein todtes Wort bleiben muß, bestehen lassen! Wahrlich! diese harte Lehre des Coup d'Etat war Euch fast nöthig, damit Ihr endlich begreifet, daß Ihr ohne eine allgemeine, die unteren Staatsglieder zur Selbstständigkeit erhebende Decentralisation nie zu einer soliden Freiheit kommen könnt, und ich rechne das einschlägliche Kapitel des Victor Hugo'schen »Napoleon le petit«, in welchem diese Einsicht endlich zu bestimmtem Durchbruche kommt, mit zu den gelungensten Partieen des Buches.

Auf den Protest der französischen Flüchtlinge gegen die bloße Internirung antwortete der schweizerische Bundesrath mit völliger Ausweisung. Es ist nicht meine Sache, diese Maßregeln zu vertheidigen. Ich weiß nicht einmal, lagen Handlungen der Flüchtlinge vor, welche die Schweiz zu compromittiren vermochten, oder nicht. Wenn nicht, so stand es Herrn Eytel, dem Führer der waadtländischen Radicalen, ganz gut an, sich der Flüchtlinge anzunehmen. Ein Protest der Gäste selbst war jedenfalls unpassend. — Hierbei will ich übrigens bemerken, daß der schweizerische Bundesrath in seinen Maßregeln jedenfalls keinen Unterschied zwischen den Parteien machte, sondern völlig unparteiisch verfuhr. Als späterhin, nach dem Coup d'Etat, Herr Thiers auf einige Zeit in Vevay Fuß fassen zu wollen schien, wurde auch er von der Unzulässigkeit dieses Aufenthaltes bedeutet. Darauf soll nun Louis Napoleon in überlegener Milde dem schweizerischen Bundesrathe haben erklären lassen, um seinetwillen möge man doch ja Herrn Thiers nicht incommo-

ſatz : Der Zweck heiligt die Mittel! für Septembergräuel und Anderes? Gewiß! Und muß die Geſellſchaft trotz Guillotine und Dictatur nicht ſchließlich doch ihr Unrecht und die Tugend Robespierre's anerkennen? Ohne Zweifel! So arrangiren wir alſo das Stück in dieſer Weiſe. So geſchah's, und es wurde 1798 mit Beifall zu Paris gegeben. Die franzöſiſche Revolution in ihrer wirklichen Entwicklung kam aber ſchließlich auf das deutſche Original zurück. Wohl mag daher Georg Sand von den Deutſchen ſagen : »Je crois que leur esprit a plus de portée que le notre«. Ob aber dafür unſer Charakter auch »moins de grandeur« habe, wie ſie hinzufügt, darüber zu urtheilen findet ſich wohl eine ſpätere Gelegenheit. Nur den Grund für jedes Urtheil können wir ſchon jetzt legen, daß zur »Größe des Charakters« vor Allem Charakter überhaupt gehört, ein Vorderſatz, den auch die hervorragendſten Franzoſen der verſchiedenſten Parteien, z. B. Herr v. Cormenin und Herr v. Larochejaquelin, nicht beſtreiten werden, eben ſo wenig als der höchſte Prälat Frankreichs, der Herr Erzbiſchof von Paris.

Die beiden Profeſſoren, Zollmann, Töppe und ich gingen viel miteinander ſpazieren. Da lief das Geſpräch dann häufig über die Politik, über Deutſchthum, Franzoſenthum und Ruſſenthum, beſonders über die augenblickliche Entwicklung Frankreichs und die bevorſtehenden Neuwahlen eines Präſidenten und einer geſetzgebenden Verſammlung der franzöſiſchen Republik. Für Deutſchland war ich wohl etwas weniger einheitlich als die beiden Profeſſoren, für Frankreich mehr links als Zollmann und Töppe, und da ſetzte es dann oft beiderſeits ziemliche Hiebe. Für Frankreich wollte ich mich nicht einmal zu Cavaignac herbeilaſſen. Ich gab zu, daß ſein uneigennütziges Zurücktreten von der Gewalt zu einer Zeit, wo er ſich derſelben auf längere Zeit eben ſo gut zu bemächtigen vermocht hätte, als ſpäter Louis Napoleon es vermocht hat, auf einen wahrhaft republikaniſchen Charakter hinweiſe, was man in Frankreich um ſo mehr achten müſſe, je ſeltener es ſei. Ich wäre daher auch gar nicht ohne

Sympathieen für ihn geweſen, hätte ich über Anderes mich ſo leicht hinwegſetzen können. Aber konnte man ſich denn hinwegſetzen über die verblendete Finanzwirthſchaft der Partei, welcher er in der Pariſer Juniſchlacht als Arm gedient hatte, konnte man ſich über die durch den Zweck der Ordnung „geheiligten“ Mittel der Schlächtereien in den Pariſer Kellern und der willkürlichen Deportationen ohne Recht und Urtheil hinwegſetzen, welche dem Juniſiege gefolgt waren? Und wenn man ſich aus höheren Gründen der Nothwendigkeit auch darüber hinweg zu ſetzen vermocht hätte, war es möglich, daß auch das Volk ſich darüber hinwegſetze? Niemals! entgegnete ein junger Pharmaceut, welcher damals in einer Lauſanner Apotheke beſchäftigt war und häufig an unſeren Spaziergängen Theil nahm. Er hatte längere Zeit als Apothekergehülfe in Lyon geſtanden, und dort die Stimmung der franzöſiſchen Arbeiter kennen gelernt. Dieſe vertrat er oft recht intereſſant in unſeren Geſprächen, weshalb wir ihn nicht anders als den „rothen Apotheker“ nannten. In einem anderen Punkte waren wir Alle einig, dem nämlich, daß reichlicher guter Unterricht die Grundlage aller Freiheit ſei. Es war beſonders die Wärme und Tiefe, mit welcher Zollmann dieſe Frage auffaßte, welche mich für ihn einnahm. Ja! man ſollte keinen günſtigen Augenblick vorübergehen laſſen, ohne Ströme von Unterricht über die unwiſſenden Maſſen auszugießen. Mögen dann hernach gewaltſame Reactionen eintreten und Formen zerbrechen, — was von Aufklärung im Volksbewußtſein einmal Wurzel gefaßt hat, Das iſt und bleibt unverloren und wirkt, auch unter der Decke der Gewalt, fort und fort. Wie Viel oder wie Wenig es auch ſei, — was das Volk in der letzten europäiſchen Bewegung gelernt hat, iſt noch das Beſte, was uns von allen Errungenſchaften geblieben iſt.

Des Abends ſtiegen wir häufig zum See hinab, um zu baden. Am Ufer ſtanden große Akazien, welche, wenn ſie blühten, einen köſtlichen Duft über das Ufer verbreiteten. Während wir uns von den blauen kühlen Fluthen auf- und abwiegen ließen, genoſſen wir häufig der ſchönſten Abendbeleuchtungen. Die Sa-

voher Gebirge vom Salève bis zur Dent d'Oche waren oft ſchon völlig abgeſtorben und ragten geſpenſtig in den Abend empor, während im fernen Oſten die Schweizeralpen von der Dent de Morcles bis zur Dent de Jaman noch in hellſter Gluth ſtanden; zu Zeiten tauchte dann, nachdem die Sonne eben hinter dem Jura in einem Meere von Goldgluth verſunken war, auf der entgegengeſetzten Seite hinter der gewaltigen Schneewand der Diablerets der kühlſilberne Vollmond hervor und ſäumte das Abendgewölk mit keuſchen Streifen von glänzendem Atlas. Dabei machten wir auch allerlei Beobachtungen über den See. Häufig ſpritzte das Waſſer in unſerer Nähe ganz unheimlich auf, und zwar in ſo bedeutendem Umfange, daß es nicht von Fiſchen herrühren konnte. Man ſagt, Das komme von zeitweiligem Anſchwellen unterirdiſcher Quellen, welche im Genfer See ſo bedeutend ſind, daß man während der Zeit, wo der Zufluß von den Bergen am geringſten iſt, mehr als die Hälfte der das Becken füllenden Waſſermaſſe auf die Quellen rechnet. Auch iſt das tiefe Blau des Seeſpiegels häufig von matteren Streifen in den verſchiedenſten Richtungen durchzogen. Vogt ſagte mir, dieſe Streifen rührten von Infuſorien her, welche von Zeit zu Zeit die oberen Waſſerſchichten bevölkern, und was mich in dieſer Anſicht beſtärkt hat, iſt, daß ich ſpäter am Meere die Beobachtung gemacht habe, daß die Möven ſich vorzugsweiſe in dieſen Streifen niederlaſſen, wo ſie wahrſcheinlich ihre Nahrung ſuchen.

Außer den genannten Deutſchen lebte auch in Lauſanne noch der öſtreichiſche Lieutenant Kuchenbecker, welcher eine Zeit lang theils durch militairiſche Schriftſtellerei, theils durch Betheiligung an der Inſtruction der waadtländiſchen Truppen ſich redlich bemühte, ſeine Familie zu ernähren, und ſpäterhin, als dieſe Quellen verſiegt waren, ſich der Uhreninduſtrie in den Neuſchateler Bergen, wenn ich nicht irre im Zweige des Modellirens, zuwendete; ſodann der badiſche Lieutenant Kapferer, welcher ſich durch Ertheilung von Unterricht an einem benachbarten Inſtitute zu einer kleinen Rente Soviel hinzuverdiente,

als er für sein bescheidenes Leben brauchte, jetzt Lehrer am Gladbach'schen Knaben-Institute in Wabern bei Bern; endlich Pelzhändler Roos und Rechtscandidat Volk, beide ebenfalls Badenser, von denen mir besonders Roos dadurch achtbar erschien, daß er sich stets eine heitere, feste Gesinnung bewahrte, inmitten aller Mühe und Anstrengung, mit welcher er, in Verbindung mit seinem greisen Vater, seine zahlreiche Familie auf's Neue ernährte, nachdem er nur einen kleinen Theil seiner Pelzwaaren, als Grundlage zu einem neuen Geschäfte, aus der Heimath in die Schweiz zu retten vermocht hatte.

Die Bewohner des Cantons Waadt treiben vorzugsweise Ackerbau, besonders Weinzucht. Sie versorgen einen großen Theil der Schweiz mit ihren Weinen. In Lausanne sieht man oft mit großen Fässern befrachtete Wagen mit 8, 12 bis 14 Pferden ihre Richtung bergaufwärts nach der inneren Schweiz nehmen. Rechts von Lausanne, nach Genf zu, wächst auf den nach dem See abfallenden Hügeln von Morges, Aubonne und Nyon der „Lacôte", links von Lausanne, nach Villeneuve zu, an den steilen Bergabhängen von Lutry, Cully und St. Saphorin der „Lavaux". Der Lavaux, darunter vorzüglich der Desalayx, führt mehr Feinheit und Blume, aber auch mehr Nervenreiz mit sich, der Lacôte dagegen ist mehr ein solider gesunder Wein. Der ausgezeichnetste und gesundeste bleibt aber der an der Rhonemündung in der Nähe von Aigle wachsende Yvorne. Die rothen Weine des Genfer See's sind von minderer Güte; darin trägt der Neufchateler See, besonders durch seinen Cortaillod, den Sieg davon. — Die Bewohner des Cantons Waadt sind, wie die der meisten Weinländer, heiter, fröhlich, gesellig und freiheitliebend. Als ich das Land im Sommer 1850 zuerst betrat und noch lange nachher schallte Einem auf der Straße und aus den Wirthshäusern, aus Hütten und Werkstätten und wo man sich nur hinwenden mochte, das so berühmt oder berüchtigt gewordene Lied der neuen Montagnards: „Zin, Zin, Rantamplan" entgegen. Während dessen Absingen von der neuen conservativen Regierung in Bern verboten wurde, fühlte sich hier

kein Menſch dadurch beunruhigt. Es iſt auch gar nicht gefährlicher Art, aber der marſchähnlich geſetzte Refrain macht, beſonders im Chore geſungen, einen electriſirenden Spektakel. Hier ein Paar Strophen zur Probe :

1.

Chauds partisans de l'aristocratie,
Vous qui troublez l'ensemble de l'Etat,
Prêtez l'oreille à la douce harmonie
Que vous apporte un enfant du sabbat :
Zin, Zin, Rantamplan!
Vivent les rouges, à bas les blancs!
Zin, Zin, Rantamplan!
Vivent les rouges, à bas les blancs!

2.

J'ai sous la main, pour faire tintamare
Les instruments du peuple souverain;
Que des chaudrons commence la fanfare
Faites chorus à ce bruyant refrain :
Zin, Zin etc.

Sodann geißelt das Lied alle Unterdrücker des Volkes und fordert ſchließlich zur Liebe der Republik auf :

Petits enfants, aimez la république,
Comme la mère, qui vous donna le jour,
Et repetez ce chant democratique,
Si vous voulez la conserver toujours :
Zin, Zin etc.

Das iſt das anderwärts ſo gefürchtete »Zin, Zin, Rantamplan«. Ich will nun aber auch nicht verſchweigen, daß ich in Lauſanne von einem feiſten Bourgeois eine conſervative Traveſtie desſelben ſingen hörte. Die im Sinne der Unwiſſenheit und Beſtechlichkeit des Volkes gehaltenen Strophen habe ich von einmaligem Hören nicht behalten. Aber folgender höhniſche Refrain klingt mir noch in den Ohren :

Zin, Zin, Rantamplan!
Une pièce de cinq francs;
Zin, Zin, Rantamplan,
A bas les rouges, et vivent les blancs!

Was die Bestechungen bei den Wahlen in der Schweiz angeht, so wird zwar häufig die siegende Partei von der unterliegenden beschuldigt, sich dieses Mittels bedient zu haben. Aber arg gefährlich oder gar von solchem Einflusse wie in England ist es gewiß nicht. Erstens ist der allgemeine Geist in der Schweiz dagegen. Zweitens müßten bei unbeschränktem allgemeinem Stimmrechte die Besitzer schon etwas tief in den Sack greifen, um den Ausdruck der Volksmeinung wesentlich zu fälschen. Endlich wird in der Schweiz mit verschlossenen Stimmzetteln abgestimmt, so daß Einer das Geld der Conservateure nehmen und, Ironie mit Ironie erwiedernd, doch für die Radicalen stimmen kann. Kommen aber auch einzelne Fälle wirksamer Bestechung vor, was beweist Das gegen das allgemeine Wahlrecht des gesammten Volkes? Seid Ihr großen Herren, die Ihr um der Richtung einer Eisenbahn, um des Aufenthaltes eines Prinzen in Eurer Stadt, oder um Amtes, Titels oder Ordens willen für die Regierung stimmt, denn um so viel moralischer als der Arme, welcher um eines Stückes Brod für seine Kinder oder um einer Flasche Wein für sich selber willen ein Gleiches thut? — Ich sehe da keinen Unterschied als in der Beschaffenheit des Bestechungsobjectes. Nur seid Ihr doppelt unmoralisch, indem Ihr Euch durch große Vortheile bestechen laßt, um dann mittelst kleiner Summen die sittliche Verderbniß auch in die Tiefe hinabzuleiten. Freilich wär' es besser, es gelänge Euch nicht, auch nur einen Einzigen in Eure Schlechtigkeit zu verwickeln. Ist Das aber einmal nicht ganz zu vermeiden, nun! so erkläre ich ohne allen Anstand : Besser, die armen Teufel werden durch einen kleinen Vortheil, dessen Verwerflichkeit wesentlich auf Euch zurückfällt, von Zeit zu Zeit an ihr Menschen- und Bürgerrecht erinnert, als desselben ein für alle Mal gesetzgeberisch beraubt!

Im Canton Waadt insbesondere kann man übrigens über die Unwissenheit des Volkes gar nicht klagen. Die waadtländische Regierung hat ihre Zeit seit der Befreiung des Cantons von der Herrschaft der Berner Patricier zur Beförderung der

Volksbildung trefflich genutzt. Die Schulanstalten, niedere wie höhere, sind ausgezeichnet und bilden einen besonderen Gegenstand fortwährender emsiger Pflege. Ich aß eine Zeit lang mit Wiener in einem Hotel zweiten Ranges, wo auch die Bauern und Fuhrleute einkehren. Wir ließen unsere Couverts von Zeit zu Zeit in deren besondere Stube legen, und ich verwunderte mich manchmal über den gesunden, verständigen Sinn, womit die Leute nicht nur über ihre eigenen Interessen und die Angelegenheiten des Cantons, sondern auch über die Lage des Auslandes, besonders des benachbarten Frankreichs urtheilten. Ja! hätte Frankreich so aufgeklärte Bauern, dann würden die »Dii ex machina« dort nicht so häufig sein. Diese verständigen Leute verlangen gar nicht, daß eine Regierung sie glücklich mache. Sie verlangen bloß die Freiheit, sich selbst glücklich zu machen, und höchstens Beförderung der vom Einzelnen hierzu anzuwendenden Mittel. Sie wissen, daß eine Regierung von sich aus Nichts hat, daß sie nur nehmen und Nichts oder doch nur Dasjenige geben kann, was sie vorher genommen, sei es von ihnen selbst, sei es von Anderen. Große Vermögenscontraste sind aber nicht zahlreich, ein wohlhäbiger Mittelstand herrscht vor. — Ich sprach eben von der Befreiung des Cantons von der Herrschaft der Berner Patricier. Nachdem nämlich das Waadtland mit Hülfe der Berner das Joch der Herzöge von Savoyen abgeschüttelt hatte und gleichzeitig dem Protestantismus beigetreten war (1536), blieb es bis 1798 unter dem Regimente der Berner Patricier, welche es durch ihre Familiensöhne in oft drückender Weise verwalten ließen. Hieraus ging im Jahre 1723 eine auf die Selbstständigkeit des Cantons abzielende Verschwörung gegen die Berner Herren hervor, an deren Spitze der waadtländische Major Davel stand. Die Verschwörung mißglückte und Davel erduldete am 24. April 1723 den Tod des Märtyrers für die Freiheit seines Vaterlandes. Die Hinrichtung hatte unten am Seeufer, etwa eine halbe Stunde westlich von der Stadt, auf einer sandigen, mit Pappeln bepflanzten Stelle Statt. Die Waadtländer halten das Andenken ihres politischen Märtyrers

in hohen Ehren, und gerade während meiner Anwesenheit in Lausanne wurde ein eben fertig gewordenes Bild der Hinrichtungsscene im Musée Arland ausgestellt, welches die Regierung zu einem ansehnlichen Preise von dem Maler Gleyre hatte anfertigen lassen. Das Bild kam mir etwas leblos vor, alle Figuren erheben sich parallel-steif neben einander. Doch ist es nicht ohne schöne Einzelnheiten und das Volk strömte in Massen zu, um seinen Märtyrer zu sehen. Nicht weit davon hängt auch das Bild des in dem benachbarten Städtchen Rolle geborenen Generals Laharpe, des Erziehers des Kaisers Alexander von Rußland. Zwischen Davel und ihm liegt ein großes Stück waadtländischer Geschichte. Die Befreiung nämlich, welche die Waadtländer unter dem Drucke ungünstiger äußerer Umstände, nicht einzig und allein durch eigene Kraft zu erobern vermocht hatten, diese Befreiung verdanken sie der durch die erste französische Revolution völlig veränderten Weltlage. Nach dem Abzuge der Franzosen wußte General Laharpe bei dem Kaiser Alexander seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß der Canton Waadt vom Wiener Congreß als selbstständiger Schweizercanton anerkannt und dem Berner Joche nicht wieder unterworfen wurde. Ich habe schon wiederholt hervorgehoben, daß die Schweizer sich im Allgemeinen viel besser auf eine solide Freiheit verstehen, als die Franzosen. Aber dies ist schon der zweite uns aufstoßende Fall, in welchem gleichwohl die französische Revolution als die Geburtshelferin schweizerischer Freiheit erscheint. Der erste war der des Cantons Tessin, welcher den Urcantonen früher unterworfen war. Die ursprüngliche Fähigkeit und Kraft des Volkes zum Genusse der Freiheit ist allerdings die Hauptsache. Aber weise Benutzung äußerer Umstände ist auch Etwas. Während der Canton Waadt seitdem seine öffentlichen Freiheiten stets erweitert und befestigt hat, zuletzt noch im Jahre 1845 unter der Leitung des jetzt verstorbenen Bundesrathes Druey; hat das unbeständige Frankreich seit und einschließlich seiner ersten Revolution seine Freiheit nicht weniger als dreimal erobert und

wiedererobert und dreimal verloren und wiederverloren. Apoſtel der Freiheit ſeid Ihr, ohne Zweifel, aber merkwürdige! —

Auch die Credit- und Wohlthätigkeitsanſtalten des Cantons Waadt befinden ſich in gutem Zuſtande, und die Einrichtungen des 1828 nach dem Zellenſyſteme erbauten Gefangenhauſes werden, unter dem Geſichtspunkte dieſes Syſtems, gelobt. Cum negantibus principia non est disputandum.

Gegen den Winter zog ich aus meiner am Abhange nach dem Hafen von Ouchy gelegenen Wohnung in die obere Stadt, woſelbſt ich ein großes Zimmer gemiethet hatte. Man ſpricht von dem milden Klima am Genfer See. Ich warne Jedermann davor. Der glückliche, gegen die Nord- und Nordoſtwinde geſchützte Winkel des Seeufers bei Montreux verdient ausgenommen zu werden. Aber in Lauſanne und in Genf iſt die »Biſe« ſehr ſcharf, und wenn es trotzdem minder kalt iſt, als in nördlicheren Landſtrichen, ſo fehlt es dagegen, wenigſtens in den gewöhnlichſten Wohnungen dieſer Städte, meiſt an allen Vorkehrungen, die man anderwärts gegen die Kälte trifft. Die Zimmer ſind in der Regel nur mit Kaminen verſehen, die ganz gut dazu ſind, um ſich Hände und Füße zu wärmen, nicht aber, um in der ganzen Stube, beſonders wenn ſie groß iſt, eine angenehme gleichmäßige Temperatur herzuſtellen. Fenſter und Thüren ſchließen oft ſchlecht, von den Vorſichtsmaßregeln, die man im Norden gegen das Eindringen der Kälte durch die Ritzen der Fenſter und Thüren zu nehmen pflegt, weiß man meiſt Nichts, kurz und gut! ich erinnere mich nicht, während meines Aufenthaltes in Deutſchland je einen Winter ſo viel Kälte ausgeſtanden zu haben, als in Lauſanne. Dazu arbeitete ich wieder ſcharf, den ganzen Tag über, unmittelbar vor und unmittelbar nach Tiſch. Ich las damals die Zeitungen mit großer Aufmerkſamkeit, täglich ein Paar Deutſche und regelmäßig vier franzöſiſche, National, Siècle, Preſſe und Debats, bis in's kleinſte Detail. Denn ich ſah die Wolken ſich zum Gewitter zuſammenziehen, und wollte Daſſelbe in voller Sachkenntniß ſämmtlicher dabei im Spiel befindlichen Kräfte ſich entladen ſehen. Dazu las ich, da meine politiſchen

Ansichten ziemlich abgeschlossen waren, von nun an meist socialistische Schriften, die Proudhon's, Girardin's, auch jene von Marx und Engels. Auch hatte ich Berührungen mit einigen Arbeitern, französischen und deutschen, mit denen ich von Zeit zu Zeit über die zu ihrem Heile erdachten Theorieen mich unterhielt. — Gleichzeitig schrieb ich für einige deutsche Blätter, die bald zu Grunde gingen, und für die Tribune in Newyork, für letztere kurze, gedrängte Artikel über die deutsche und französische Entwickelung, sowie über die Bewegungen in der Emigration. Die Newyork-Tribune bezahlte mir für jede einzelne Correspondenz, so kurz oder so lang sie sein mochte, 50 Franken, und dazu mußte Herr Dr. Dana, Redacteur des Blattes, welcher im Jahre 1848 als Correspondent in der Paulskirche gesessen hatte, meine Correspondenzen in Newyork noch erst in's Englische übertragen, dessen ich nicht mächtig bin. Latein, Griechisch und Hebräisch werden ja auf unseren Gymnasien für nothwendiger erachtet. Durch diesen hinderlichen Umstand hat sich auch die Correspondenz später zerschlagen. Welches demokratische oder auch nur aufrichtig liberale Blatt in Deutschland zahlt ein so anständiges Honorar, wenn überhaupt Honorar gezahlt wird? — Die deutsche Fortschrittspresse kann Das nicht; ich weiß es wohl. Die Demokratie und selbst der aufrichtige Liberalismus ist eben in Deutschland nicht triumphirende, sondern streitende Kirche, stets verfolgt und von tausend Gefahren umgeben, und da muß eben Jeder, der vom neuen Glauben durchdrungen ist, mitleiden. Das versteht sich von selbst, und ich that es schweigend. — Sodann legte ich einige sociale Ansichten über die augenblickliche Stellung der Parteien in Frankreich, sowie über die dieser Stellung zu Grunde liegenden Principien, unter dem Titel: „Das allgemeine Stimmrecht und die Arbeiterdictatur", in der deutschen Monatsschrift nieder. Ich sah die Dictatur herankommen, gleichviel unter wessen Auspicien, ob unter denen Blanqui's, Louis Blanc's oder Louis Napoleon's, aber es war die Dictatur. Doch, um mich in dieser Frage später nicht unterbrechen zu müssen, will ich hier noch rasch bemerken,

daß in den erſten Wochen des Monates Januar 1851 endlich auch mein Prozeß vor dem Aſſiſenhofe zu Trier zur Aburtheilung kam, nachdem mir ſchon früher in meiner Eigenſchaft als Landwehroffizier die Strafe der Deſertion zuerkannt worden war. Von Geſchwornen wäre ich vielleicht freigeſprochen worden. Aber nach den Vorſchriften des bei uns geltenden Code pénal fällt, in Abweſenheit des Beſchuldigten, der Aſſiſenhof, das heißt die Richter von Beruf, ſelbſt das Urtheil, ohne Zuziehung von Geſchwornen, über die That- wie über die Rechtsfrage. Ich ſelbſt wurde durch den ganzen Prozeß weniger unangenehm berührt als meine Eltern, vor deren Augen Derſelbe vor ſich ging. Ich ſchrieb deshalb nach Hauſe an einen Freund, meinen bejahrten Eltern in ihrer Einſamkeit während der paar Tage des Urtheils und der bildlichen Vollſtreckung zur Seite zu ſtehen. Da liegt der Brief vor mir. Hier eine Stelle daraus: „Das Todesurtheil, der Trommelſchlag, der Schandpfahl, an welchen mein Name geheftet wird, wird ihre Phantaſie quälen. Sie leben in einer Umgebung, welche, wenn auch nicht durch die Liebe zum jetzigen Syſteme, dann doch durch deſſen Druck bis zu einem gewiſſen Grade beherrſcht wird. Ich ſtelle mir mancherlei Verletzungen des elterlichen Gefühls durch Aeußerungen der Schadenfreude, des Unverſtandes und der Unwiſſenheit als möglich vor. Sie haben Niemanden um ſich, der ihnen ein Wort der Aufrichtung zuſpräche. Einſam und kinderlos vertrauern ſie den Abend ihres Lebens. Da wirkt jede Kränkung doppelt empfindlich. Mein Vater iſt Lehrer. Jeden Tag muß er die durch die lernende Jugend gefüllten Gänge des Gymnaſiums durchſchreiten. Die Einen kommen vielleicht eben vom Marktplatze, wo der Name des Sohnes an den Schandpfahl geheftet iſt. Andere kommen vielleicht aus Familienkreiſen, wo ich nicht minder als Böſewicht behandelt werde. Wer kann von Schülern jeden Alters und aller Stände das Verſtändniß erwarten, daß die über mich verhängte Strafe bloß eine Folge treu erfüllter Pflichten gegen das Volk iſt? — Geh'! ich bitte Dich, um die Zeit des Urtheils hinaus zu meinen Eltern, öfters; das mündliche Wort des ge-

genwärtigen Freundes ist wirksamer, als der geschriebene Brief. Sag' ihnen, sie sollen sich nicht grämen, leite jeden Kummer, jeden Verdruß in Gleichmuth ab. Um Gründe kannst Du ja nicht verlegen sein. In der That, was schadet mir das bevorstehende Todesurtheil an Leib, Leben und bürgerlicher Ehre?" .... und so weiter. — Ich wurde wirklich zum Tode verurtheilt. Die Rheinprovinz hat nur einen Scharfrichter, den Meister Hammel zu Köln. Dieser mußte mit seinen Gesellen eigens die Reise nach Trier machen, wofür er circa 60 Thlr. liquidirt haben soll. Auf dem Marktplatze zu Trier vollzog er die bildliche Vollstreckung unter dem Schalle der Trommel. Mein Freund hatte es für zweckmäßig erachtet, meinen Brief vor der Vollstreckung drucken und in zahlreichen Exemplaren verbreiten zu lassen. Zur Ehre des menschlichen Zartgefühls sei es gesagt, während dieser Tage des Urtheils und der Vollstreckung haben meine Eltern, wie sie mir später schrieben, auch nicht die geringste Verletzung des elterlichen Gefühls zu erdulden gehabt, und es war während der Unterrichtsstunden meines Vaters in dem von Knaben jeden Alters und aller Stände vollgepfropften Schulsaale ruhiger als je zuvor. Außerdem erhielten meine Eltern zahlreiche Trostschreiben, in Prosa und in Versen. Einige meine Ehre warm in Schutz nehmende Gedichte erschienen in öffentlichen Blättern, und mein Name am Schandpfahl ward nächtlich mit Rosen bekränzt, ohne daß die in unmittelbarer Nähe befindliche Wache es hinderte. Ich freute mich über diese rücksichtsvolle Haltung; sie war nicht unverdient.

Fünfzehntes Kapitel.

Zur Steuer- und ſocialen Frage. Die indirecten Steuern, Zölle und Octroi's gegenüber der Vermögen- und Einkommenſteuer. Politiſches Recht ohne Steuerzahlung. Einwendungen gegen die Vermögen- und Einkommenſteuer. Girardin's allgemeines Aſſecuranzſyſtem. — Oeffentliche Wohlthätigkeit. Oeffentliche Creditinſtitute, Hypotheken-, Handels-, Induſtrie- und Wechſelbanken. Proudhon's crédit gratuit und was darauf beruht. Perſönlicher Credit. Arbeiteraſſociationen, active und paſſive. Arbeitseinſtellungen. Aſſociationen zum Zweck der Production, mit und ohne Staatsunterſtützung. Iſt das Princip der Aſſociation eine öconomiſche Kraft? Salariat und Participation. Brüderlichkeit. Kann die Participation auf der Gleichheit des Salars und dem Grundſatze: „Jedem nach ſeinen Bedürfniſſen" beruhen? — Louis Blanc, Marx, Engels, die Socialdictatur und das Reich der öconomiſchen Gleichheit. — Ruge, das europäiſche Centralcomité und die Freiheit. — Recht auf Arbeit. Die volkswirthſchaftliche Lage der Schweiz. Wie ſich die Socialdictatoren und die Kreuzzeitung in Verdammung der Schweiz begegnen.

Bevor man dem Staate irgend eine ſociale Maßregel zu Gunſten der arbeitenden Klaſſen zumuthet, ſollte man ſtets zuerſt fragen: Iſt auch die Steuer in Ordnung? Der von den Hülfsquellen der Einzelnen getrennt gedachte Staat beſitzt abſolut gar Nichts. Der Staat kommt nur dadurch in den Beſitz von Mitteln, daß er auf dem Wege der Steuer Vermögenstheile von den Einzelnen erhebt. So lange nun der Druck der Steuer vorzugsweiſe auf den niederen Klaſſen laſtet, wie ſoll man da gar eine poſitive Hebung derſelben vom Staate erwarten? Der Staat könnte ihnen ja nur geben, was er ihnen vorher genommen, und jemehr er ihnen geben wollte, um ſo mehr müßte er ihnen nehmen. Ehe man von poſitiver Hebung ſpricht, verlange man die Beſeitigung ungerechten Drucks. Erſt billige Entlaſtung; hernach ſehe man weiter. Bei entgegengeſetztem Handeln bewegt man ſich ſtets in einem circulus vitiosus. Gibt es eine einfachere Wahrheit? Und doch iſt Nichts häufiger als hochtrabender Socialismus mit vornehmer Ignorirung der Steuerfrage.

Wann ist aber die Steuer in Ordnung? — Mir dünkt, die gerechteste Grundlage der Besteuerung sei das Maaß des Schutzes, welches der Einzelne von Seiten des Staates genießt. Wer viel Staatsschutz braucht, bezahle Viel, und zwar um so mehr, je mehr Schutz er bedarf; wer wenig Staatsschutz braucht, bezahle Wenig, und zwar um so Weniger, je weniger Schutz er bedarf. Dies führt zur proportionellen Besteuerung; Das ist einfache Gerechtigkeit. Außerdem nehme man Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit. Wer nur eben mit Noth verdient, was er nicht entbehren kann, der gehe frei aus. Von da ab zahle man um so mehr, je mehr das Erübrigte den Charakter des Ueberflusses annimmt. Dies führt zur Steuerfreiheit des Armen, zur Progressivsteuer gegen den Reichen. Das ist schon schwieriger, weil mehr als bloße Gerechtigkeit, weil Humanität. Was schützt nun der Staat? — Personen, Besitz und Erwerb. Die bloße Kopfsteuer, ohne Rücksicht auf Besitz und entbehrlichen Erwerb ist nicht human. Drum erlaube man mir die bloße Person ohne Besitz und entbehrlichen Erwerb, humaner Weise von der Steuer auszunehmen. Doch dürfte man keinenfalls den Armen diese „Humanität“ durch den Verlust seines politischen Rechtes entgelten lassen, indem man sagte: „Wer zur Herstellung des Staatsschutzes Nichts beiträgt, habe auch keine Stimme bei der gesetzlichen Ordnung dieses Schutzes. Keine Rechte ohne Pflichten!“ — Das wäre falsch. Denn wenn auch der Arme nicht mit dem Beutel zahlt, so zahlt er doch auf manche andere Weise, insbesondere als Soldat mit seinem Leibe. Ja es sind vorzugsweise die armen, robusten Klassen, welche den bewaffneten Schutz des Staates im Innern und nach Außen leisten, und dadurch verdienen sie sich gewiß das Bischen Schutz für ihre Person und Arbeit, sowie eine Stimme im Rathe des Volkes. — Nehmen wir somit die bloße Person ohne Besitz und entbehrlichen Erwerb von der Steuer in Gelde aus, dann bleiben noch Besitz und Erwerb als Grundlage gerechter Besteuerung.

Iſt demnach die Steuer auf Grundlage der gezahlten Wohnungsmiethe gerecht? — Nein! Denn der Unbemitteltere kann, ſei es um großer Familie, ſei es um der Ausübung ſeines Gewerbes willen, ſei es aus Geſundheitsrückſichten, ſei es ſelbſt aus Liebhaberei, indem er ſich die Mehrausgabe anderwärts abdarbt, eine theuerere; der Bemitteltere mit kleiner Familie, aus Beſchäftigungsloſigkeit oder auch aus Geiz eine minder theuere Wohnung inne haben. — Die Thür- und Fenſterſteuer fällt ganz unter denſelben Geſichtspunkt. — Iſt die Zahlung einer Gewerbeſteuer nach Maßgabe der beſchäftigten Arbeiter gerecht? Nein! Ein rühriger Unbemittelter kann mit vielen, ein träger Bemittelter mit wenig Arbeitern ſchaffen; außerdem kann man mit vielen ſchlechten Arbeitern Wenig, mit wenig guten Viel verdienen, von der Verſchiedenheit zwiſchen guten und ſchlechten Kunden und der ſich darnach beſtimmenden Einnahme gar nicht zu reden.

Iſt die Steuer auf Kauf und Verkauf (droit de mutation) gerecht? Nein! Denn der Käufer kann mit fremdem Gelde kaufen, der Verkäufer kann verkaufen, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Sind die Mahl-, Schlacht- und Getränkeſteuer gerecht? Nein! Eine große unbemittelte Familie braucht mehr Brod und Fleiſch, als eine kleine reiche. Daſſelbe gilt von den Getränken, ſo weit ſie nicht als Luxusgegenſtand zu betrachten ſind. Die Luxusſteuern überhaupt, ſelbſt auf Wagen, Pferde, Hunde ſind aber gar nicht einmal gerecht, ſo populär der Name auch klingen mag. Es iſt ja möglich, daß ich mir auf einer Seite abdarbe, was ich mir auf der anderen erlaube. Was geht Das den Staat an, vorausgeſetzt, daß ich ſchon nach Maßgabe meines Vermögens und Einkommens bezahle? Die engliſchen Chartiſten haben noch ein anderes Bedenken gegen die Luxusſteuern, Das nämlich, daß der Staat dadurch verleitet werde, den zahlenden Luxus, zu möglichſter Erhöhung der Staats-Einnahmen, zu befördern. — Was ich von der Mahl-, Schlacht- und Getränkeſteuer geſagt habe, gilt von allen inneren und äußeren Zöllen. Da fehlt jedes gerechte Princip. Warum

ſollen Kaffee, Zucker, Thee, Tabak, Tuch, und was es immer ſei, zahlen, da man ja noch gar nicht weiß, wer dieſe Gegenſtände verbrauchen wird, der Arme oder der Reiche? Iſt endlich die Grundſteuer, ſo wie ſie heute in den meiſten Staaten beſteht, gerecht? Nein! ſie iſt ungerecht überall, wo deren Höhebemeſſung noch unter dem Einfluſſe der phyſiokratiſchen Schule Statt hatte, welche den Boden als die einzige oder doch vorzüglichſte Quelle alles Einkommens anſah und demnach unverhältnißmäßig belaſtete; ſie iſt außerdem ungerecht überall, wo die auf dem Grundſtücke laſtenden Hypotheken bei dem Steueranſchlage nicht in Abzug kommen, weil bei dieſer Verſäumniß der Grundbeſitzer die Steuer für ein fremdes Werthobject, das Capital, mitbezahlen muß, welches nicht nur als hypothekariſche Laſt eintretenden Falles einen Theil ſeines Grundſtücks, ſondern auch als Gegenſtand der Verzinſung ſtets einen Theil der erzielten Früchte wegzehrt.

Für den grundſatzloſen und verkehrhemmenden Wuſt der äußeren und inneren Zölle, ſowie überhaupt für alle indirecten Steuern führt man gewöhnlich an, dieſelben machten ſich dem Bezahlenden weniger fühlbar. Das mag wahr ſein für den planlos in den Tag hinein Wirthſchaftenden, d. h. für Denjenigen, den man gerade nicht als Muſter eines Staatsbürgers aufſtellen ſoll. Für den ordentlichen Wirthſchafter bleibt ſich's ganz gleich, ob man ihm täglich einen Pfennig oder alljährlich einen Thaler abnimmt. Durch eine entſprechende Anzahl Nadelſtiche verliert man eben ſo viel Blut als durch eine größere Wunde. Das Wahre an dieſer trügeriſchen Beſchönigung der indirecten Steuern iſt: nicht, daß der Bezahlende den Druck dieſer Steuer nicht merkt, ſondern daß er ihn nicht zu rechter Zeit und nicht in rechter Weiſe merkt. Derjenige, von welchem der Staat ſie erhebt, hat ein geringes Intereſſe gegen dieſelbe, weil er ſie beim Verkauf des Beſteuerungsobjectes mittelſt Preiszuſchlages vom Conſumenten wieder erhebt. Wenn aber der Druck an den Conſumenten kömmt, dann iſt er ſchon ausgeübt und ſteckt unklar und für den Kurzſichtigen nicht mehr erkennbar im Preiſe

des Objectes. Deshalb ſind dieſe Steuern ein ſo beliebtes Auskunftsmittel aller Regierungen, ſelbſt demokratiſch-republikaniſcher. Die Maſſen aber ſind es, welche bezahlen. Dagegen haben alle indirecten Steuern noch den beſonderen Nachtheil der koſtſpieligeren Erhebung, die Zölle und Octroi's außerdem auch noch den der Verkehrshemmung.

So bliebe alſo keine wirklich gerechte Steuer übrig als die Vermögens- und Einkommenſteuer? Ja, ſo iſt's, Grund und Boden natürlich als Vermögen und Quelle des Einkommens mitgerechnet. Ich ſage Vermögen- und Einkommenſteuer, weil die vereinzelte Einführung einer dieſer Steuern ohne die andere dem Zwecke der Gerechtigkeit nicht entſprechen würde. Soll ein Gelehrter, ein Künſtler, welcher kein Kapital hat, als ſeinen Kopf und ſeine Hände, welche ihm aber ein bedeutendes Einkommen ſichern, frei ausgehen? Schützt ihn denn nicht der Staat in ſeinem Erwerbe? Auf der anderen Seite gibt es aber auch einkommenloſes Vermögen (Silbergeſchirr, Luxus-Wagen und Pferde), welche nichtsdeſtoweniger zu beſteuern ſind, da auch ſie im geſellſchaftlichen Schutze mit einbegriffen ſind.

Es gibt zwei Haupteinwendungen gegen die Vermögen- und Einkommenſteuer. Zunächſt wird ſie als zur Erleichterung der Maſſen wirkungslos bezeichnet, indem der Vermögliche, welcher ſie an den Staat zahlt, ſie im bürgerlichen Verkehr wieder auf die Maſſen abwälze, ſei es durch Lohnverkürzung gegenüber dem Arbeiter, ſei es durch Aufſchlag auf Dasjenige, was er in den Verkehr bringt. Das mag ſein, daß der Vermögliche dahin ſtrebt. Schließlich ſtößt man eben immer auf die Verſchiedenheit der menſchlichen Kräfte, auf Stärkere und Schwächere, von denen die Erſteren es über die Letzteren davon zu tragen pflegen. Das iſt eine Einwendung, die man jeder öconomiſchen Maßregel von der Steuer bis zum extremſten Communismus entgegenſetzen kann. Vom Staate muß man aber vor allen Dingen Gerechtigkeit verlangen. Wird es hernach den Einzelnen möglich, dieſe Gerechtigkeit in ihren beabſichtigten Folgen wieder zu vereiteln, ſo iſt das nicht die Schuld des

Staates. Wenn aber diese Vereitelung so leicht wäre, warum sind denn die Reichen so erbost auf die Vermögen- und Einkommensteuer, die sie häufig gar als Communismus bezeichnen? — Erstens, weil es, um die Gerechtigkeit des Staates zu vereiteln, einer wiederholten Kraftanstrengung bedarf. Soll der Staat ihnen durch ein von Hause aus ungerechtes Steuersystem diese Kraftanstrengung ersparen? — Zweitens, weil bei dem Acte der Wiederabwälzung der Vermögen- und Einkommensteuer von der Schulter des Reichen auf die des Armen sich beide direct gegenüberstehen, und der Letztere den Ersteren als seinen wahren Gegner erkennt. Soll der Staat den Besitzer dieser unangenehmen Stellung entheben und das Mißvergnügen der Massen auf sich selbst, d. h. auf die ganze Gesellschaft ableiten? Dazu sehe ich durchaus keinen Grund. Der Arbeiter wisse, wer ihm seinen Unterhalt verkürzt und vertheuert. Es geht Nichts über klare Situationen; daraus folgen gesunde Entwicklungen. Mögen die Arbeiter sich ihren Herren gegenüber associiren wie in England. Wo Das nicht zum Ziele führt, wird sich die Nothwendigkeit wohl anders Bahn brechen. Das ist keine Frage von Heute und Morgen, aber es ist eine sichere Frage der Zukunft.

Capital, Intelligenz, kluge Berechnung und Schlauheit sind gewiß Kräfte, die ihre Resultate hervorbringen. Werden sie aber mißbraucht, so führen sie gelegentlich zum Bewußtsein der in den Massen lebenden robusten Kräfte, und diese pflegen auch ihre Resultate hervorzubringen. Diese Wahrheit sollte ein verständiger Besitzer stets vor Augen haben, wenn nicht aus Humanität, dann doch aus wohlverstandenem eigenem Interesse. Vor Allem aber soll der Staat nicht durch grundsatzlose und ungerechte Besteuerung die Wechselwirkung dieser Kräfte und die Möglichkeit eines sich dadurch friedlich herstellenden Gleichgewichts erschweren, und das Mißvergnügen gedrückter Massen von den eigentlich Schuldigen auf sein eigenes unschuldiges Haupt ableiten. Proudhon sagt ganz richtig: „Das einzige Mittel zur Vermeidung der Klippen, welche die Gesellschaft von Rechts und

Links bedrohen, ist, daß die Reaction beständig mit der Revolution transigire. . . Beide Factoren, Reaction wie Revolution, sind der Menschheit unentbehrlich.“ — Reaction und Revolution sind hier im weitesten Sinne als entgegengesetzte Schwingungen des nach Gleichgewicht strebenden gesellschaftlichen Pendels zu nehmen; und wenn wir nicht bornirt genug sind, die Berechtigung der Reaction zu läugnen, so werden hoffentlich unsere Gegner auch nicht so bornirt sein, die Berechtigung der Revolution zu läugnen.

Eine zweite Haupteinwendung gegen die Vermögen- und Einkommensteuer besteht in der Anführung, daß man dieselbe nicht anders zu erheben vermöge, als vermittelst unbescheidenen Eindringens in die Familien und Störung des Credits. Dagegen erwiedere ich: In erster Linie gelte der Grundsatz der Selbstangabe des Vermögens und Einkommens. Zur Prüfung der Selbstangaben bestehe eine geregelte Steuerjury aus den Gemeindegenossen. Eine gewissenhafte Angabe wird meist Glauben finden, eine ungewissenhafte verdient keine Schonung. Und wenn in Ausnahmefällen man wirklich unnützer Weise in die Vermögensverhältnisse eines Bürgers Einsicht genommen hätte, und wenn in Folge dessen wirklich das durch diese Einsicht gewonnene Resultat nothwendig zu allgemeiner Oeffentlichkeit gelangte, wäre denn der daraus entstehende Schaden so groß? Der wahre Credit kann darunter nicht leiden, der falsche verdient keine Schonung. Haben denn nicht die Handelsgerichte längst das Recht, von den Handeltreibenden die Einsicht in ihre Bücher zu verlangen? Ist denn nicht die Vermögen- und Einkommensteuer mit Selbstangabe und Steuerjury manchfach wirklich durchgeführt, in Gemeinden, Provinzen, kleineren und größeren Staatswesen? Welche Mißstände sind denn aus deren partieller Einführung erwachsen? Daß die Besitzenden zu den Staatslasten etwas Mehr beitragen, als bisher. Welche Mißstände würden aus deren Verallgemeinerung entstehen? — Daß die Besitzenden noch Mehr, daß sie bis zur Gränze der Gerechtigkeit bezahlen, sich aber dafür auch eines besseren Schlafes erfreuen würden.

Emil Girardin hat unter dem Titel: »Le socialisme et l'impôt« ein Buch geschrieben, welches die Steuerfrage in ganz neuer Weise anzufassen scheint. Er will die erzwungene Steuer ganz abgeschafft und durch eine freiwillige Assecuranzprämie ersetzt wissen. Der Einzelne sagt zur Gesellschaft: Ich will Deinen Schutz für mich, mein Vermögen und meine Arbeit erwerben. Dafür zahle ich Dir die von Dir festgesetzte Schutzprämie. Man sieht, die Schutzprämie ist die alte Steuer. Aber die Schutzprämie soll freiwillig sein, während die Steuer zwangsweise erhoben wurde. Die Consequenz davon wäre, daß wer in die große Assecuranzgesellschaft der bürgerlichen Gesellschaft nicht freiwillig einträte, sich dadurch den Anderen gegenüber für sich und sein Vermögen vogelfrei oder doch auf seine eigene Vertheidigung beschränkt erklärte.

Statt dessen unterstellt aber, nach Girardin, die das Assecuranz-Unternehmen repräsentirende Mehrheit der Gesellschaft von Jedem, der nach deren Constituirung in derselben verbleibt, daß er dem Assecuranzvertrage stillschweigend beigetreten sei. Statt daher den Säumigen für sich und sein Vermögen vogelfrei zu erklären, treibt sie die Assecuranzprämie ein. Sie supplirt die Wahl des Säumigen für das kleinere gegenüber dem größeren Uebel. Das ist gewiß sehr verständig. Aber man sieht, daß das Entscheidende, Maßgebende, der Zwang der Mehrheit, den man zu einer Thüre hinausgeworfen hat, zur anderen wieder hereingekommen ist. In formeller Beziehung bleibt also von der neuen Lehre Nichts übrig, als daß sie die Kosten des Rechtsstaates nach Analogie der Assecuranz beigebracht wissen will, d. h. nach Verhältniß des Maaßes von Staatsschutz, welches jeder Einzelne in Anspruch nimmt. Sie läuft also im Wesentlichen auf Dasselbe hinaus, wie eine gerecht veranlagte Vermögen- und Einkommensteuer. — Dagegen greift dies Assecuranzsystem inhaltlich offenbar weiter als alle bisherigen Steuersysteme, das der Vermögen- und Einkommensteuer nicht ausgenommen. Der Staat schützte bisher bloß gegen Rechtsverletzungen durch Dritte, nicht gegen äußere Zufälligkeiten, z. B.

Brand, Hagel, Schiffbruch. Damit befaßten ſich wohl beſondere Geſellſchaften. Dieſe beſonderen Geſellſchaften durch die allgemeine große Geſellſchaft erſetzen, und die allgemeine Geſellſchaft dann auch in dieſer Hinſicht wieder den ſtillſchweigenden Beitritt aller in der Geſellſchaft verbleibenden Einzelnen zum Aſſecuranzvertrage unterſtellen zu laſſen, erſcheint an und für ſich nicht unausführbar. Dieſe Unterſtellung und die darauf begründete Einſchiebung der eigenen Vorſicht und Weisheit an die Stelle der natürlichen Freiheit des Einzelnen zu Unvorſichtigkeit und Thorheit, was er aber ſeine Weisheit nennt, iſt nur etwas kühner. Will man dagegen die Perſon nicht bloß gegen Rechtsverletzungen durch Dritte und äußere Zufälligkeiten, ſondern gegen jede Art von Verarmung, einſchließlich der durch eigene Ungeſchicklichkeit und Schwäche (z. B. durch ungeſchickte Geſchäftsführung, durch Bankerutt) erfolgenden aſſecurirt wiſſen; ſo weiſt man uns dadurch nothwendig wieder auf die natürliche Verſchiedenheit der menſchlichen Kräfte, auf den Unterſchied zwiſchen Geſchickten und Ungeſchickten, Starken und Schwachen zurück, welcher durch keine Aſſecuranz zu heben iſt, und ſtets ſeine äußeren Folgen des Mehr- oder Mindererwerbs, der geringeren und größeren Bedürftigkeit erzeugen wird. Der Arme und Schwache kann ja ſeine Aſſecuranzprämie nicht bezahlen, verliert alſo allen Schutz, wenn der Reiche und Stärkere nicht für ihn zahlt. Was aber der Stärkere für den Schwächeren thut, bleibt ſo lange Almoſen, bis der Schwächere der Stärkere wird. Dann hat er es als Erwerb, und wenn das Verhältniß der gegenſeitigen Kräfte vertraglich geregelt iſt, als Recht. Eine allgemeine Aſſecuranz mit Einſchluß der menſchlichen Schwäche liefe darauf hinaus: Der Stärkere aſſecurirt den Schwächeren für deſſen Mangel an Kraft, oder: Der Stärkere verzichtet auf ſein Mehr von Kraft zu Gunſten des Schwächeren. — Damit befinden wir uns nicht mehr auf dem Gebiete der ſocialen Oeconomie, ſondern einfach auf dem der Wohlthätigkeit. Und wer ſoll gar die Trägheit gegen die

ihr entſpringende üble Folge der Verarmung aſſecuriren? Etwa der Fleiß der Anderen?

Iſt die Steuer in Ordnung, oder — da oft thatſächliche Verhältniſſe ſich der ſofortigen vollſtändigen Durchführung eines Princips in den Weg ſtellen — doch auf dem grundſätzlichen Wege zur Ordnung, der Art, daß der Bedürftige hinfort nicht ungerechter Weiſe beſchädigt werde, dann bietet ſich die fernere Frage dar, wie demſelben poſitiv zu helfen ſei. Bei deren Unterſuchung tritt ſofort ein bemerkenswerther Unterſchied hervor.

Entweder: Der Staat bringt keine eigentlichen Opfer, ſondern ſucht nur durch zweckmäßige Maßregeln aufrechtſtehenden aber behinderten Kräften anzuhelfen.

Oder: Er bringt wirkliche Opfer für Schwache und Kranke. Ob die Gemeinde, die Provinz, der Staat, überhaupt die Geſellſchaft zu Letzterem verpflichtet ſei, ob der Schwache und Kranke ein Recht auf Unterſtützung habe, Das mag ich gar nicht einmal unterſuchen. Die Kraft, ein Recht auf Unterſtützung durchzuſetzen, hat der Schwache und Kranke jedenfalls nicht, ſofern der Geſellſchaft das menſchliche Gefühl abgeht, es ihm freiwillig zu gewähren. Welche Geſellſchaft möchte aber wohl ihre Schwachen und Kranken vor ihren Augen an Mangel und Krankheit elend zu Grunde gehen laſſen?

Anders verhält es ſich mit noch aufrecht ſtehenden Kräften, welche ſich bloß durch äußere Umſtände behindert ſehen. Ihre Lage bildet nicht mehr eine bloße Frage der Humanität, ſondern des wohlverſtandenen Intereſſes der Geſellſchaft. Denn die behinderte Kraft, die Einzelkraft wie die Collectivkraft der durch gemeinſchaftliche Leiden verbundenen Maſſen, geräth, in Ermangelung jedes anderen Ausweges, in die natürliche Verſuchung, zum einfachen Naturzuſtande zurückzugreifen, und ſich durch Selbſthülfe auf eine der Geſellſchaft ſchädliche Weiſe Luft zu machen. Noth kennt kein Gebot. Die Geſellſchaft kann ſich durch ſolche Umſtände ſogar zu zeitweiligen Opfern veranlaßt ſehen; jedenfalls hat ſie ein unbeſtreitbares Intereſſe,

durch zweckmäßige Einrichtungen ſchon von Weitem her dafür Sorge zu tragen, daß ſolche gefährliche Kraftbehinderungen möglichſt vermieden werden.

Zu den auf dieſen Zweck abzielenden Einrichtungen gehören hauptſächlich die Hypotheken-, Handels- und Wechſelbanken, überhaupt alle Creditinſtitute. Der Staat kann in dieſer Beziehung Manches thun. Seht da die großen Bankgeſellſchaften, z. B. die Bank von Frankreich, von dem Staate mit dem Privilegium einer ihre Fonds bei Weitem überſchreitenden Papierausgabe ausgerüſtet! Das heißt: Die ganze Geſellſchaft leiht ihre Autorität dazu her, damit die Herren Bankactionaire nicht nur für wirkliche Werthe, ſondern auch für ideelle Werthe ohne materielle Hinterlage Zinſen beziehen. Warum entäußert ſich der Staat dieſes Privilegiums, ſtatt es ſich ſelbſt, zum allgemeinen Beſten der Geſellſchaft, vorzubehalten? — Aus guten Gründen, Das wiſſen wir wohl; weil er nicht wirklich das Intereſſe der ganzen Geſellſchaft, ſondern das der Regierenden vertritt, welche gelegentlicher Gefälligkeiten der hohen Finanzariſtokratie nicht entrathen können. Wie wäre der Coup d'Etat ohne die Hülfe der Bank von Frankreich möglich geweſen? Sie gab Geld, dafür ließ man ihr ihre Privilegien, — das Volk zahlt die Zeche. — Behält hingegen der Staat zum allgemeinen Beſten der Geſellſchaft ſein Privilegium ſelbſt in der Hand, wird die Bank, ſtatt einer Einnahmequelle der hohen Finanzariſtokratie, eine wirkliche Nationalbank, eine Anſtalt des öffentlichen Nutzens, ſo laſſen ſich mit den, dem Privilegium der Papierausgabe entſpringenden Vortheilen, noch andere verbinden. Indem der Staat an das disponible Capital einen allgemeinen Aufruf erläßt, ſich unter ſeiner Autorität zur verzinslichen Wiederausgabe an die Capitalbedürftigen zu ſammeln, belebt er die Concurrenz des Capitals zum Zweck verzinslicher Wiederausgabe und wirkt dadurch auf Erniedrigung des Zinsfußes hin. Zu demſelben Zwecke muß eine ordentliche Verwaltung beitragen, durch welche die Verwaltungskoſten auf ein möglichſtes Mindermaß beſchränkt werden. — Je vielſeitiger dieſe Creditinſtitute des Staates ſind,

je mehr sie den verschiedenen Bedürfnissen der Gesellschaft, des Ackerbaues, des Handels, der Industrie, der Gewerbe entgegenkommen (Hypotheken-, Handels-, Industrie-, Wechselbanken), umsomehr beschränken sie den Gewinnst der Capitalisten und Banquiers, den erlaubten wie den unerlaubten. Die auf solche Weise ohne Willkür und Gewalt beförderte Möglichkeit, Geld zu billigerem Zinsfuße zu haben, kommt sodann nicht nur den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern, sondern auch dem Gemeinwesen selbst wieder zu Gute, indem der Zinsfuß der Staatsschuld unmittelbar auf dies mindere Maß herabgesetzt werden kann.

Wie der Proudhon'sche »crédit gratuit« zu ermöglichen sei, vermag ich beim besten Willen nicht zu begreifen. Credit repräsentirt Geld, unentgeltlicher Credit wäre also unentgeltliches Geld. Kann man auch unentgeltliches Geld haben? — Geld repräsentirt Werthe, Werthe sind die Frucht menschlicher Arbeit. Unentgeltliches Geld wäre demnach unentgeltlicher Genuß der Früchte fremder Arbeit? Kann ein solcher Zustand Regel menschlichen Zusammenlebens werden?

Ich habe durch meine Arbeit ein Werthobject erzeugt und dasselbe in den gemeinrechtlichen Repräsentanten der Werthe, in eine Summe Geldes, verwandelt, welche ich besitze. Ich kann mich derselben als einer ersten Stufe zu fernerem Erwerbe bedienen, indem ich damit ein Haus baue, Handel oder Industrie treibe. Niemand hat das Recht, seinen Fuß, statt meiner, auf diese Stufe zu stellen. Denn sie ist die Frucht meiner Kraftanstrengung. Wohl aber kann ich einem Dritten erlauben, Dies statt meiner zu thun, sei es, weil ich Anderes treiben, sei es, weil ich nach gethaner Arbeit ausruhen will. Es ist nicht mehr als billig, als daß man mir für diese Erlaubniß eine Entschädigung zahle. Das ist der Zins, in welchem ich an und für sich durchaus nichts Unmoralisches zu erkennen vermag. Will man mir keine Entschädigung dafür zahlen, nun so bediene ich mich selbst meines Geldes zu fernerem Erwerbe, oder ich verzehre es, oder auch ich hebe es einfach auf. Kann ich keinen Vortheil da-

von ziehen, so liegt gar kein Grund dazu vor, dasselbe irgend einer Gefahr des Verlustes auszusetzen. —

Nun denke man sich irgend eine Art öffentlicher Bank, eine städtische, Provinzial- oder Staatsbank, durch deren Gründung man den Privatcomptoirs der Finanzaristokratie Schach bieten will. Der Staat ladet alle disponiblen Capitalien, die kleinen und mittleren wie die großen, ein, sich, statt in den Comptoirs der Finanzaristokratie, unter seiner Controle zu sammeln, um an capitalbedürftige Landwirthe, Industrielle und Gewerbtreibende ausgeliehen zu werden. Jetzt begreife ich sehr gut, daß durch eine solche Association der auszuleihenden Capitalien der Zinsfuß für den Capitalsuchenden verringert werde. Die Finanzaristokratie zahlt dem ein Unterkommen suchenden Capital, welches sich ihr darbringt, oft gar keinen Zins, jedenfalls einen möglichst geringen, um auf der anderen Seite von dem Capitalsuchenden einen möglichst hohen zu erheben. Dieser Gewinn der Finanzaristokratie kann zu Gunsten der Gesammtheit neutralisirt werden, indem die Staatsbank, ohne Anspruch auf Gewinn, nur ihre Verwaltungskosten in Anrechnung bringt. Wollte dagegen der Staat dem Capitalsuchenden einen crédit gratuit gewähren, d. h. unverzinsliche Capitalien geben, so könnte er natürlich den zur Darbringung ihrer Capitalien Eingeladenen keine Zinsen zusichern. In diesem Falle aber würden wohl nicht Viele ihr Capital darbringen, und die Operation wäre mit ihrem Anfange schon zu Ende. Mit dem unentgeltlichen Credite der Staatsbank fallen dann alle darauf gegründeten ferneren Maßregeln Proudhon's, die Abschaffung der Staatsschuld, die allmälige Auslösung sämmtlicher Hypothekar- und einfachen Schuldner durch die Hülfe der Staatsbank, und was irgend damit zusammenhängt. Man sieht auch, daß Proudhon selbst an seinen »crédit gratuit« nicht recht glaubt. Denn in den, seinen Plan begleitenden Decretsentwürfen setzt er gleichwohl einen Zins fest, wenn auch nur einen utopistischen: ¼ Procent. Die Staatsschuld soll zwar fortwäh-

rend verzinst, jedoch der jährlich gezahlte Zins zugleich als Tilgung auf das Capital in Anrechnung gebracht werden.

In ähnlicher Weise sollen auch hinfort im Privatleben die gezahlten Mieth- und Pachtsummen auf das Eigenthum der Häuser und Grundstücke in Anrechnung gebracht werden, so daß dadurch die bisherigen Eigenthümer ihrer Häuser und Grundstücke entäußert würden und die betreffenden Gemeinden als neue Eigenthümer an deren Stelle träten. Und wenn darauf Staatsgläubiger, Haus- und Grundbesitzer, statt in eine so naive Zins-, Miethe- und Pachtzahlung einzuwilligen, erklären, ihre Capitalien, Häuser und Grundstücke lieber zurückziehen und anderweitig darüber verfügen zu wollen, dann erwiedert Proudhon noch naiver: »Sais-tu, que sans payer je pourrais bien le prendre?« — Ja Das ist etwas Anderes. Aber eine bloße revolutionaire Maßregel gebe man uns nicht für öconomische Weisheit aus, welche künftig Staatsregel zu machen vermöge. Eine schöne Staatsregel Das, welche nicht bestehen kann ohne die Executionsinstanz: »Sais-tu, que sans payer je pourrais bien le prendre!« Dafür braucht man keinen Staat; Das kann man ohne Staat billiger haben.

Ein anderer wesentlicher Punkt bei den Creditinstituten besteht in der von dem Capitalsuchenden zu erfordernden Sicherheit für die künftige Rückzahlung, sei es durch Verpfändung von Immobilien bei den Hypothekenbanken, sei es durch Hinterlegung von Mobiliarwerthen oder Beibringung persönlicher Bürgschaft bei den übrigen Banken. Ich habe oft Arbeiter über das Unzureichende aller bisherigen Creditinstitute, auch der vorzüglicheren, z. B. der durch James Fazy im Canton Genf in's Leben gerufenen, klagen und sagen hören: »Was nützen uns alle diese Banken, welche uns kein Capital leihen, weil wir ihnen die verlangte Sicherheit nicht zu stellen vermögen? Neben dem Immobiliar- und Mobiliarcredit müßte es noch einen persönlichen Credit geben, zufolge dessen auch jeder vermögenslose Anfänger, auf Fleiß, Strebsamkeit und Charakter hin, Capital erhalten könnte.« Ja! Das ist eine delicate Frage. Hinterlegte äußere

Werthe sind stets greifbar; inneren Eigenschaften geht dieser constante Charakter ab. Ich kann heute ordentlich, morgen unordentlich sein, ich kann mich, selbst bei stetem Fleiß und steter Ordnung, in meinen Berechnungen irren und Unglück haben. Werde ich dadurch zahlungsunfähig, wer ersetzt der Bank das Capital, was ich ihr nicht zurückzuerstatten vermag? — Wohl findet auch ein Besitzloser, auf Fleiß, Strebsamkeit und Charakter hin, bisweilen persönlichen Credit, nicht nur bei humanen Privaten. Auch von Staats wegen kommt Aehnliches in Gestalt von Prämien, Stipendien und auf andere Weise vor. Das sind aber Ausnahmen. Den persönlichen Credit zu einer Regel machen könnte kein öffentliches Creditinstitut, ohne sich der Gefahr des Bankerutts auszusetzen und dadurch die Capitalien von Vornherein von der Anlage unter Staatsschutz abzuschrecken. Traurig ist's freilich, einen ordentlichen, talentvollen Arbeiter durch Capitalmangel am Aufschwung gehindert zu sehen. Aber Das war zu allen Zeiten so, und ich sehe leider nicht ein, wie die Abstellung dieses Mißstandes zu einer sicheren Regel erhoben werden könnte. Wie sind denn bisher die Vermögen entstanden? Da liegt Viel dazwischen, Erbrecht und eine Menge von Erwerbsweisen, für die man gerade nicht enthusiasmirt zu sein braucht. Aber angefangen mußte doch einmal werden. Und bei diesem Anfange lag für den damaligen Anfänger die Sache eben so wie für den heutigen, vielleicht minder schwierig, vielleicht auch schwieriger, je nach Umständen, im Wesentlichen ebenso. Man mußte sich eben umschauen, regen und rühren, so gut wie es gehen wollte. Der Eine machte sein Glück, der Andere scheiterte.

Das bedenkliche Anwachsen der Capitalien und Vermögen in einzelnen Händen und das dadurch begründete Uebergewicht der vergangenen Arbeit gegenüber der gegenwärtigen, des Grundbesitzers und Capitalisten gegenüber dem Arbeiter hat in neuerer Zeit zu einem besonderen Mittel geführt, wodurch dieser letztere sich einen billigeren Antheil an den durch das Zusammenwirken von Capital, Intelligenz und Arbeit gewonnenen Erzeugnissen zu sichern sucht. Ich meine die Arbeiterassociationen. Sie

unterscheiden sich wesentlich in zwei Klassen, in die passiven und die activen. Die passiven bestehen in Vereinigungen der Arbeiter zum Zwecke der Gründung von Spar-, Kranken-, Sterbe- und ähnlichen Kassen, hauptsächlich aber zum Zwecke gemeinschaftlicher Erzwingung höherer Löhne oder niedrigerer Arbeitszeit oder beider Vortheile zugleich durch das Mittel der Arbeitseinstellung. Sie fallen in letzterer Hinsicht unter den allgemeinen Begriff des passiven Widerstandes. Weil man das Höhere nicht haben kann, verzichtet man auch auf das Geringere und begibt sich in den Zustand der Unthätigkeit, hoffend, den unserer Mitwirkung bedürftigen Gegner dadurch zu annehmbareren Bedingungen zu nöthigen. Die activen dagegen bestehen in Vereinigungen zum Zwecke selbstständiger Production auf eigene Rechnung. Sie fallen unter den allgemeinen Begriff des activen Widerstandes, indem sie dem Gegner durch das Mittel der Concurrenz direct zu Leibe gehen. — Die passiven Arbeiterassociationen mögen ihren Zweck geringerer Arbeitszeit und höheren Lohnes bisweilen erreichen. Bisweilen aber haben sie auch keinen anderen Erfolg als den zeitweiligen Mangel jedes gegenwärtigen Erwerbes und die Aufzehrung früherer Ersparnisse. Die Arbeitseinstellung englischer Arbeiter von 1836 verschlang an Arbeitslohn in kaum 3 Monaten über 150,000 Pfund Sterling (3,750,000 Franken). Der Erfolg hängt eben davon ab, wer am Besten zusehen kann, der Unternehmer oder die Arbeiter. Wenn es wahr ist, daß die Arbeiter in der Regel ihre Ersparnisse rasch aufgezehrt haben werden, so ist es dagegen nicht minder wahr, daß auch der Unternehmer, welcher keine anderen Arbeiter findet, durch das Brachliegen seines Capitals, seiner Maschinen, seiner Rohstoffe großem Verluste ausgesetzt ist, welcher sich unter besonderen Umständen, bei gerade lebendiger und später abnehmender Nachfrage, bei bestimmten Lieferungsfristen, zu außerordentlicher Höhe steigern kann. Je größer die beiderseitigen Nachtheile, um so größer ist der Schaden für die Production des Landes im Allgemeinen. Folgt daraus, daß der

Arbeiter um jeden Preis arbeiten, daß er ſich rein dem bon plaisir des Unternehmers unterwerfen müſſe? — Gewiß nicht!

Jedermann hat das Recht, ſeine Werthe, mögen dieſe nun in äußeren Objecten oder in Arbeitskraft beſtehen, für ſich zu behalten, wenn er dafür nicht erhalten kann, was ihm billig erſcheint. Es kann zwar dabei Verblendung obwalten; aber etwas Unrechtes, Unmoraliſches vermag ich darin nicht zu erkennen. Iſt aber eine ſolche Handlungsweiſe des Einzelnen an ſich weder unrecht noch unmoraliſch, ſo ſehe ich nicht ein, wo das Unrecht, das Unmoraliſche dann bei Vereinigungen Mehrerer zu demſelben Zwecke liegen ſollte. Ich halte deshalb den Artikel 415 des Code pénal und alle demſelben nachgebildeten Beſchränkungen des Rechtes der Arbeiter zu gemeinſchaftlicher Arbeitseinſtellung für ungerecht. Man fürchtet für den öffentlichen Frieden. Ja, wenn ein Staat voller Freiheitsbeſchränkung und innerer Schäden ſtickt, ſo mag man Recht haben. Wenn aber das Staatsweſen auf Freiheit und Oeffentlichkeit beruht, ſo iſt nicht abzuſehen, warum die Arbeiter ſich von ihren wahren Gegnern abwenden und auf den ſchuldloſen Staat werfen ſollten, der ihnen ja Nichts zu Leide gethan hat. Das geſchieht ja auch in England nicht, wo das Staatsweſen gleichwohl noch nicht als geſellſchaftliches Ideal aufgeſtellt zu werden verdient.

Der ſociale Heiland der Zukunft liegt aber wohl in der Wiege der activen Aſſociation. Doch hat das arme Kind mit gar vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Zunächſt: Wo nimmt die Aſſociation ihr Betriebscapital her? Die engliſchen Chartiſten verlangen die Bildung eines Creditfonds von Staatswegen, um unter beſtimmten Bedingungen den Arbeitergeſellſchaften Vorſchüſſe zu machen. Woher nimmt der Staat das hierzu erforderliche Geld? Da ſtehen wir wieder vor der Frage des perſönlichen Credits. In Frankreich iſt ſeit der Februarrevolution wirklich manche Million von Staatswegen zur Beförderung von Arbeiteraſſociationen verwendet worden. Nach den über die Erfolge des franzöſiſchen Aſſociationsweſens bekannt gewordenen Berichten waren es aber nicht gerade die von Staats-

wegen unterstützten Gesellschaften, welche sich eines besonderen Gedeihens zu erfreuen hatten; vielmehr waren es häufiger gerade die unabhängig gebliebenen. Eine einmalige Capitalunterstützung ist bei mangelndem Fleiß und Ordnungssinn rasch verwirthschaftet; jedenfalls können solche Capitalreichungen, ohne vorherige Gesellschaftsumwälzungen, nur als Ausnahmen vorkommen. Im Wesentlichen bleiben daher die Associationen auf die Bildung ihrer Fonds durch allmählige Ersparnisse und auf den nachhaltigen Fleiß und Ordnungssinn ihrer Mitglieder angewiesen. Auf dieser Grundlage aber haben wirklich verschiedene Gesellschaften, sowohl in England als in Frankreich, gedeihliche Resultate erzielt. Ueber die Fortschritte der französischen Arbeitergesellschaften machten seiner Zeit nicht nur französische Journale, insbesondere der Siècle, sondern auch deutsche Organe des Conservatismus, z. B. die Augsburger Allgemeine Zeitung, recht bemerkenswerthe Mittheilungen (vgl. z. B. A. A. Z. von 1851, Beilage zu Nr. 173). Ueber das gedeihliche Umsichgreifen der activen Association an Stelle der passiven in England enthält der vierte, von dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen veranstaltete Vortrag des Herrn V. A. Huber (Berlin 1851) nicht minder bemerkenswerthe, auf officielle Quellen gegründete Mittheilungen.

Auch Proudhon hat in seiner »Idée générale de la révolution au XIX siècle« dem Princip der Association ein eigenes Capitel gewidmet. Darin sagt er, das Princip der Association sei keine neue ökonomische Kraft, die den Reichthum vermehre, wie das Princip der Arbeitstheilung, der freien Concurrenz, der Collectivkraft, des Eigenthums. Wenn die Associationen Etwas leisteten, so geschehe Dies durch die Anwendung dieser productiven Principien, nicht durch den Gesellschaftscontract. Dies ist bis zu einem gewissen Punkte wahr. Die Arbeitstheilung ist eine wirkliche ökonomische Kraft, indem die Zuweisung der verschiedenen Theile einer Arbeit an eben so viele besondere Werkstätten eine bessere, raschere und billigere Herstellung ermöglicht. Die Arbeitstheilung kann

aber eben so wohl von einem einzigen, eine Anzahl Arbeiter beschäftigenden Unternehmer, als von einer Arbeiter*gesellschaft* ausgehen. Die *freie Concurrenz* ist eine wirkliche öconomische Kraft, indem sie den Einen anspornt, es dem Anderen zuvorzuthun. Sie hat mit dem Gesellschaftsprincip vollends Nichts gemein. Die *Collectivkraft* ist eine wirkliche öconomische Kraft, indem die Vereinigung mehrerer Capitalien, mehrerer Arbeitskräfte Unternehmungen und Erfolge ermöglicht, welche dem einzelnen Capital, der Einzelkraft unzugänglich sind. Verschiedene Capitalien und Kräfte können aber eben so gut von einem Einzelnen außerhalb jeden Gesellschaftsvertrages, als durch eine Gesellschaft vereinigt werden. Das *Eigenthum* ist eine wirkliche öconomische Kraft, indem dadurch das Erzeugniß früherer Arbeit zur erleichternden Stufe zu fernerem Erwerbe wird. Es ist selbstredend von dem Principe des Gesellschaftsvertrages ganz unabhängig. — Der Gesellschaftsvertrag ist bloß ein Mittel, eine oder mehrere dieser öconomischen Kräfte in Bewegung zu setzen. Aber er unterscheidet sich von der Einzelunternehmung und allen anderen Mitteln, welche auf denselben Zweck abzielen, dadurch, daß er sie in *gemeinschaftlichem Interesse* in Bewegung setzt. Die ihm *eigenthümliche* Seite ist nicht sowohl der Erzeugung als vielmehr der *Vertheilung* der Producte zugewendet. Die Einzelunternehmung beruht auf dem *Salariat*, die Gesellschaft auf der *Participation*. Die erstere stellt eine Art öconomischer Souverainetät dar, die letztere überträgt das Princip demokratischer Selbstverwaltung auch auf die Arbeit. Dazu gehört vor Allem, wie zu aller Demokratie, Einsicht, Bildung, Bewußtsein, auch Gerechtigkeit oder, wenn man will, gar Brüderlichkeit, aber nicht jene Brüderlichkeit, welche auf dem permanenten Opfer des Stärkeren für den Schwächeren beruht. Darauf läßt sich keine dauernde Einrichtung bauen. Auch hat keine der in Frankreich und England wirklich gegründeten Gesellschaften Forderungen wie der des *gleichen Salars* oder: *„Jedem nach seinen Bedürfnissen“* Rechnung zu tragen vermocht. Wohl aber habe ich Ver-

einsstatuten gelesen, wie z. B. die der Association der Leder- und Häutearbeiter zu Paris, worin folgender Artikel vorkam: „Das Salar ist gleich für Diejenigen, welche gleich arbeiten," — notabene quantitativ und qualitativ. Welche Verurtheilung Louis Blanc's! — Vielmehr kommt es auf eine wohlverstandene, auf eigenem Interesse beruhende Brüderlichkeit an.

Jedem der Gesellschafter, auch dem Fähigsten und Ueberlegensten müssen die Mittel abgehen, den ökonomischen Hebel der Collectivkraft, der Arbeitstheilung u. s. w. als Einzelunternehmer, mittelst einfacher Ablohnung gedingter Arbeiter, in Bewegung zu setzen. Diese Ohnmacht muß ihn zu der Ueberzeugung führen, daß, wenn er nicht selbst der Lohnarbeit verfallen will, ihm Nichts übrig bleibt, als sich, zur Herstellung dieser ökonomischen Hebel, Andere als ebenbürtige Gesellschafter zu verbinden, und zwar so, daß selbst der geringste Gesellschafter dabei besser wegkommt, als wenn er sich einem Einzelunternehmer als einfacher Lohnarbeiter verdingte. Die Lebendigkeit dieser Erkenntniß in allen Gesellschaftsmitgliedern ist zugleich Grundbedingung und Sporn zu gedeihlicher Wirksamkeit und Bürgschaft gegen Uebervortheilung. Dies erkennt auch Proudhon an, indem er sagt: „Ja! die Association hat ihren Werth in der Oeconomie der Völker, ja! die Arbeitergesellschaften, als Protest gegen das Salariat und Bejahung der Gegenseitigkeit, schon so hoffnungsvoll, sind berufen, eine bedeutende Rolle in unserer nächsten Zukunft zu spielen. Diese Rolle wird hauptsächlich in der Führung der großen Arbeitsinstrumente und der Ausführung gewisser Arbeiten bestehen, welche, indem sie zugleich eine große Arbeitstheilung und eine große Collectivkraft erfordern, zu eben so vielen Pflanzschulen des Proletariats werden müßten, wenn man dabei nicht das Princip der Association, oder besser gesagt, der Participation zur Anwendung brächte. Zu solchen Arbeiten gehören unter anderen die Eisenbahnen. Den Pariser Artikel und die Stehaufmännchen bei Seite lassend, müssen sie sich auf die großen Zweige der Industrie werfen,

meiner Natur bis Jetzt zu faſſen vermag, obgleich dieſe nicht materialiſtiſch angelegt iſt. Aber Eins klingt bei mir durch alle Zweifel und Unſicherheit klar und feſt hindurch, Das iſt, daß ich die Freiheit um keine Glückſeligkeit des Himmels und der Erde drangebe; daß ich Alles nur mit ihr und durch ſie will, auch auf öconomiſchem Gebiete.

Und ſchwelgten die Engel in goldenen Ketten,
Und ſtänden die Pforten des Himmels mir auf,
Ich würde getroſt zu den Teufeln mich betten
Und ſchauen dann ſtolz noch zum Himmel hinauf.

Es gibt auch nichts Sicheres und Solides ohne die Freiheit. Diejenigen, welchen zur Durchführung ihrer Beglückungspläne die bloße Freiheit nicht genügt, vielmehr eine dictatoriale Gewalt von Nöthen iſt, kommen mir vor, wie Einer, welcher einen Acker mit einem Saamen einzuſäen beabſichtigte, welchen das gegebene Erdreich nicht zum Aufblühen zu bringen vermöchte, und der ſich nun in den Kopf ſetzte, die Pflanze vollſtändig entwickelt anderswoher zu holen, um ſie ſeinem widerſpenſtigen Acker gewaltſam aufzupflanzen. Die Pflanze wird in Kurzem dahinwelken. Was iſt da zu thun? — Man muß den Acker bearbeiten. So will auch der große Volksacker bearbeitet ſein, von der Höhe bis in die Tiefe. Man ſoll ſich bemühen, die Selbſtſucht der Reichen in richtige Gränzen zurückzuführen, mit Hinweis nicht nur auf die Pflicht der Nächſtenliebe, ſondern auch auf eigenes wohlverſtandenes Intereſſe; dagegen beſtrebe man ſich, den Armen klar zu machen, daß das einzige Mittel zu unabhängigem ſicherem Wohlſtande in dem ſteten Ringen nach Ausbildung und Vermehrung unſerer Kräfte beſteht, zu welchem Zwecke man ihnen außerdem ſoviel als möglich zur Hand gehen ſoll. Wir können aus den Tiefen der Geſellſchaft ſo viel Gerechtigkeit und brüderliche Harmonie heraufbeſchwören, als ſich im Bewußtſein der jedesmaligen Epoche befindet; wir können uns auch bemühen, die Dispoſition zu dieſer Gerechtigkeit und brüderlichen Harmonie zu vermehren; aber wir können die gewünſchten Reſultate nicht willkürlich anticipiren,

ohne uns den Gefahren aller gewaltsamen Einrichtungen auszusetzen, welche dem freien Genius eines Volkes oder der Menschheit überhaupt widerstreben. Gelänge es Euch wirklich durch einen verwegenen Handstreich, dem Gesellschaftsacker Eure socialistische Blume auf einen Augenblick gewaltsam aufzupflanzen, so würde deren unvermeidliches Abwelken nicht vor sich gehen, ohne rings die Atmosphäre mit verderbenbringenden Dünsten anzufüllen.

Ich habe schon oben bemerkt, was ich von den auf Revolutionirung ihrer Heimathländer abzielenden Bestrebungen aller Flüchtlingscomité's halte. Das soll mich aber nicht abhalten, in anderer Beziehung einen Unterschied zu machen. Das s. g. europäische Centralcomité, bestehend aus Ledru-Rollin, Ruge, Mazzini und Darasz, hat das Princip der Freiheit nie einer vorgefaßten Meinung über die sociale Frage unterordnen zu wollen erklärt, und hat gerade wegen seiner entgegengesetzten Bestrebungen stets die heftigsten Angriffe aller möglichen Socialdictatoren zu erdulden gehabt. Die planmäßige Lügenhaftigkeit, womit gewisse deutsche Blätter sich bisher bemühten, allen socialistischen und communistischen Unsinn, der nur irgendwo auftauchte, dem freiheitliebenden Ruge und seinen Genossen aufzubürden, veranlaßt mich, hier ein Paar bezeichnende Sätze aus einem ihrer Manifeste hinzustellen:

„Wer da behauptet, durch die isolirte Arbeit seiner Intelligenz, so machtvoll sie sein mag, heutzutage eine definitive Lösung der Probleme zu entdecken, welche die Massen bewegen, der verurtheilt sich selbst zum Irrthume durch Unvollständigkeit, indem er verzichtet auf eine der ewigen Quellen der Wahrheit, die Collectiv-Intuition des in der Handlung begriffenen Volkes.“ ....

„Wir glauben, daß die Auslegung des Moralgesetzes und der Regel des Fortschrittes weder einer Kaste, noch einem Individuum anvertraut werden kann, sondern dem, durch Diejenigen aus seiner Mitte, welche durch Tugend und Genius

ihm als die Beſten erſcheinen, geleiteten Volke vorbehalten bleiben muß.“ . . . .

„Wir glauben an die Heiligkeit der Arbeit, an das Eigenthum, welches von ihr entſpringt, als ihr Zeichen und ihre Frucht.“ . . . .

Das Manifeſt, welchem ich dieſe Sätze entlehne, trägt die Unterſchriften von Ledru-Rollin, Ruge, Mazzini und Darasz.

Soll ich nun auch noch ein Wort über das „Recht auf Arbeit“ hinzufügen? Mein Gott! Jeder hat das Recht zu arbeiten, was und ſo viel er vermag. Da liegt die Schwierigkeit nicht. Schwieriger ſchon iſt es, ſeine Arbeit zu verwerthen. Und auch da liegt die Hauptſchwierigkeit noch nicht, ſofern man ſich mit den niedrigſten Arbeitsarten und Lohnſätzen begnügt. Wer ſich damit begnügt, den kann die Geſellſchaft noch viel weniger zu Grunde gehen laſſen, als die Schwachen und Kranken. Das thut auch keine Geſellſchaft, und man hat bei eingetretenen Arbeitskriſen die verſchiedenſten Regierungen noch immer durch Erdarbeiten, Flußcorrectionen und andere öffentliche Arbeiten für die Beſchäftigung der Arbeitloſen ſorgen ſehen. Aber Das iſt es nicht, was man bei dem Rechte auf Arbeit im Sinne hat. Bei dem Rechte auf Arbeit im ſocialiſtiſchen Sinne hat man vielmehr die Gewährung einer möglichſt annehmlichen Art der Beſchäftigung und die Zahlung eines möglichſt hohen Lohnes im Auge. Der Staat ſoll gewähren, was die freie Concurrenz verſagt. Ein ſolches Recht auf Arbeit erſcheint mir unhaltbar. Ich vernehme wenigſtens keine Stimme in mir, die mir dieſes Recht zuſpräche. Auch ich bin nun ſeit faſt 6 Jahren ein Proletarier. Ich kann Verſchiedenes arbeiten, habe aber bis jetzt keine Arbeit gefunden. Ich wüßte keine Geſellſchaft, die verpflichtet wäre, mich als Juriſten anzuſtellen, wenn ihr meine Dienſte unnütz ſind oder nicht zuſagen. Da ergebe ich mich denn dem litterariſchen Erwerbe. Wenn der Buchhändler mir antwortet: Ich kann Ihr Buch nicht brauchen, oder: Ich kann Ihnen dafür nicht Mehr geben als So- und Soviel, wo iſt, frage ich, die Geſellſchaft, an die ich das

Recht hätte, mich mit dem Begehren zu wenden, mir mein Buch abzunehmen, dasselbe zu drucken und nach Wunsch zu bezahlen? Gehörte ich auch einem bestimmten Staate als Bürger an, dazu kann kein Staat verpflichtet sein. Der Werth meines Buches hängt von dem Geschmacke des Publikums ab. Soll der Staat das Publikum zwingen, meine Weisheit zu lesen, oder doch zu bezahlen? Das kann er nicht, ohne das freie Verfügungsrecht der anderen Leute über ihre Arbeitskraft und die dadurch erzeugten Werthe willkürlich anzutasten. Proudhon konnte daher ganz gut im Finanzcomité der Constituante zu Herrn Thiers sagen: „Geben Sie mir das Recht auf Arbeit und ich überlasse Ihnen das Recht des Eigenthums!“ In der That, das Recht auf Arbeit in dem angeführten Sinne wäre die Verneinung des Eigenthums. — Ein Recht, was ich mir absprechen muß, kann ich natürlich auch keinem Anderen zugestehen; ein Paar Stiefel, ein Rock haben nicht mehr Recht als mein Buch. Freilich kann man Rock und Stiefel nicht so leicht entbehren, — diese Glücklichen! — Auch ist es wahr, daß das Recht auf Arbeit in bisheriger Geschichte auf einem Gebiete oft mit nachdrücklichem Erfolge geltend gemacht wurde. Ich meine das Gebiet der Büreaukratie. Schlaftrunkene Völker frug man nicht, wieviel Bedürfniß sie hätten, regiert zu werden. Man regierte nach eigenem Geschmacke ruhig darauf los, setzte sich seine Salarien selbst fest und trieb sie von den Säumigen mit geordneter Gewalt ein. Diese Verwirklichung des büreaukratischen Rechtes auf Arbeit nannte man „gebildete Ordnung“, während man dasselbe System, auf die politische Oeconomie angewendet, als „unerträglichen Despotismus“, das Ziel der demokratischen Bestrebungen dagegen als „rohe Anarchie“ bezeichnete. Respect vor jeder Meinung, besonders wenn sie auf so solider Basis beruht, wie die bürgerliche Nahrung! Auch sind wir ja mit den Vertretern der „gebildeten Ordnung“ hinsichtlich des „unerträglichen Despotismus“ der Socialdictatoren völlig einverstanden. Was aber die „rohe Anarchie“ anbetrifft, so sei

uns ein wiederholter Blick auf einen ihrer Heerde, die kleine Schweiz, geſtattet.

Die auf der lebendigen Urkraft der Freiheit beruhende Entwickelung der Schweiz konnte nicht vor ſich gehen ohne heftige Kämpfe, welche ſie um Erhaltung und Entwickelung eben dieſer Urkraft zu beſtehen hatte. Aber die Koſten dieſer nicht für Kaſten-, ſondern für allgemeine Intereſſen beſtandenen Kämpfe wurden meiſt freudig von der Gegenwart getragen; man hatte nicht nöthig, ſie von einer dadurch ungeförderten Gegenwart auf eine wehrloſe Zukunft abzuwälzen. Geſchlagene Wunden heilten ſich durch den belebenden Balſam der gewahrten Freiheit raſch wieder aus. Die Schweiz hat demzufolge keine Staatsſchuld, ſondern meiſt volle Kaſſen. Statt eines ſtehenden Heeres hat ſie ein auf der allgemeinen Wehrhaftigkeit des Volkes beruhendes Milizſyſtem, — zweite Folge und Bedingung der Freiheit. Beide Erſcheinungen dieſes alten Freiheitsſtaates finden ſich auch bei dem großen neuen Freiheitsſtaate Amerika. Amerika läßt alljährig einen bedeutenden Theil ſeiner Staatspapiere zu dem hohen Tagescurs von 111 ſtatt 100 zurückkaufen, um die Zinſen zu ſparen; und wenn es bis Jetzt ſeine Staatsſchuld noch nicht ganz getilgt hat, ſo liegt Dies wahrlich nicht an dem Geldmangel der öffentlichen Kaſſen, welche mehr und mehr überfließen, ſondern an dem Umſtande, daß die Staatsgläubiger ein Recht haben, die Rückzahlung des Capitals bis zum Jahre 1868 abzulehnen. Dieſe 6 Procent tragenden ſoliden Papiere ſind daher auch nur ganz unbedeutenden Cursſchwankungen unterworfen und ein ſchlechter Acker für die Börſenſpeculationen der Finanzwelt.

Die Schweiz hat ſich durch ihre Freiheitskämpfe faſt durchgängig in den vollen Beſitz der reinen demokratiſchen Staatsform geſetzt. Jedermann ohne Unterſchied iſt Wähler und wählbar. Was demnach von den lächerlichen Rodomontaden inländiſcher und auswärtiger Reactionäre über angeblichen Terrorismus, welcher bald durch die Cantonal-, bald

durch die Bundesbehörden ausgeübt werden soll, zu halten sei, mag sich Jeder selbst beantworten. Alle Paar Jahre finden neue allgemeine Wahlen Statt, für den gesammten Bund, wie für die einzelnen Cantone. Es bedarf also nur des Ausspruchs der veränderten Volksmeinung, um den angeblichen Terrorismus alsofort friedlich verschwinden zu machen. Die Wahlen finden öffentlich, jedoch mit geschlossenen Stimmzetteln Statt, in welche Niemand hineinschauen kann. Nur der Canton Freiburg befindet sich in einer Ausnahmestellung. Was ist nun die öconomische Folge dieser unbeschränkten Stimmberechtigung Aller? — Etwa die allgemeine Confiscation, die man dem scheuen Bourgeois so gern als Schreckbild an die Wand malt? Nicht einmal eine rein demokratische Besteuerung. Wenn auch in einzelnen Cantonen die Vermögen- und Einkommensteuer das einzige Mittel zur Aufbringung der Staatsbedürfnisse ist, so spielen doch in anderen mancherlei indirecte Steuern noch eine ziemliche Rolle, und der Bund lebt meist von Finanzzöllen. Wo die Vermögen- und Einkommensteuer ausschließliche Einnahmequelle ist, sind die Ansätze gar nicht drückend, und diese demokratische Steuer führt ebensowenig zur allgemeinen Beraubung, als die politische Demokratie. Aehnliches besteht ja auch in Bremen und Hamburg, ohne daß daraus für den redlichen Erwerb bisher irgend eine Gefahr entstanden wäre. Die meisten Schweizercantone haben gute Creditinstitute; am Weitesten darin ist der Canton Genf unter der geschickten Leitung von James Fazy fortgeschritten. Unentgeltlicher, bloß persönlicher Credit oder gar das Recht auf Arbeit sind bis jetzt nirgends von Staatswegen realisirt. Dagegen regen und rühren sich vielfach selbstthätige Arbeitergesellschaften, besonders in Genf. Gesellschaftsbäckereien, Gesellschaftsschlächtereien, durch Arbeiter gegründete Mittags- und Abendtische (pensions alimentaires) bemühen sich, das Leben billiger zu machen; und viele andere Vereine beschäftigen sich mit den höheren socialen Fragen des Credits, des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital, freilich bis Jetzt meist theoretisch, da die praktische Handhabe zu deren gründlicher Lösung noch

nicht entdeckt ist. Außerdem muß man, Angesichts der zahlreichen Anstalten des öffentlichen Wohles, welche Dir in der ganzen Schweiz, statt der Paläste, entgegentreten, dem schweizerischen Besitzstande das Zeugniß geben, daß er keine Opfer scheut, wenn er deren Nützlichkeit einsieht. Er kauft sich gewissermaßen für die materiellen Erfolge seiner Ueberlegenheit durch einsichtige Wohlthätigkeit ab, und schläft dafür um Vieles ruhiger als andere Besitzer. Vor der willkürlichen Einführung socialer Utopien ist nirgends weniger Gefahr als in der freien Schweiz. Das ruht ja Alles auf der breiten Basis der Realität, und die Gespenster verschwinden vor dem hellen Strahle der öffentlichen Freiheit. Diese Utopien sind nicht Folgen der Freiheit, sondern schmerzliche Ausgeburten des Drucks. Der Mangel an Licht, Luft und Freiheit führt zur Mystik, man verliert das Bewußtsein der eigenen Kraft, und streckt die Hände sehnend nach fremder Hülfe aus.

Der Mangel einer Staatsschuld, eines stehenden Heeres und anderer kostspieliger Einrichtungen ist natürlich von dem günstigsten Einfluß auf das Budget, und dadurch wieder auf den dem Einzelnen zufallenden Antheil an den Staatslasten. Freund. Nauwerk hat seiner Zeit durch eine treffliche Zusammenstellung in der deutschen Monatsschrift dargethan, daß an Steuern in der Schweiz auf den Kopf noch nicht die Hälfte von dem kömmt, was der Einzelne in Deutschland, nicht ein Drittel von dem, was derselbe in Frankreich bezahlt. Denn daß die Franzosen noch mehr als die Deutschen bezahlen, versteht sich von selbst. Dieses Laboratorium der europäischen Experimentalpolitik ist eben eine kostspielige Anstalt. Wenn man nur endlich etwas Gedeihliches herausbrächte! Die Steuern in der Schweiz sind aber nicht nur geringer, sondern auch im Allgemeinen auf die Einzelnen gerechter vertheilt, als bei uns. Die Schweizerzölle sind meist Finanz-, keine Schutzzölle, d. h. leidlich niedrig. In Folge davon sind Kaffee, Zucker, Reis und andere Colonialwaaren billiger, die Brodfrüchte wenigstens nicht viel theurer, als in Deutschland, obgleich der schweizerische Ackerbau den Brodbedarf

des Landes nicht zu decken vermag. Damit ist die Schweiz zwar noch kein öconomisches Paradies, aus dem alle Armuth verschwunden wäre; aber das Elend ist verhältnißmäßig gering, und der bloße Segen der Freiheit hat es schon immerhin dahin gebracht, daß die Arbeitslöhne durchschnittlich wohl um ein Drittel, in gewissen Gewerben sogar um die Hälfte höher stehen als in Deutschland. Reactionäre machen viel Wesens von der schweizerischen Auswanderung, um daraus ungünstige Folgerungen für die demokratische Staatsform zu ziehen. Nun, nach den statistischen Angaben des Bundesraths Frauscini betrug dieselbe etwa 1/5 der jährlichen Vermehrung der Bevölkerung, und oft lieferten gerade die mindest bewohnten Cantone die meisten Auswanderer. Der Schweizer ist rührig; die Lust, rasch reich zu werden, hat in seiner Heimath weniger Aussicht auf Erfolg, als auswärts; in bestimmten Gewerbszweigen ist die Auswanderung zu diesem Zwecke sogar althergebrachte Gewohnheit. Die Schweizerconditoren sind in der ganzen Welt bekannt. Es ist möglich, daß auch mancher schweizerische Patricier, an der Restauration früherer Vorrechte in seinem Vaterlande verzweifelnd, deren Süßigkeit nun im Auslande aufsucht. Die neue Schweiz wird sich darüber zu trösten wissen. — Dabei bedenke man, daß die Schweiz ein an Früchten, Metallen und anderen natürlichen Hülfsquellen verhältnißmäßig armes Bergland ist. Mit dem kostspieligen Regimente der meisten Staaten des Continents wäre sie gewiß rasch ruinirt, während mittelst ihres wohlfeilen Regimentes vielleicht manchem, trotz reicherer natürlicher Hülfsquellen darbenden Volke auf die Beine geholfen werden könnte.

Zum Schlusse erlaube man mir eine Mittheilung aus der politisch-öconomischen Revüe des Jahres 1850 von Marx und Engels, welche die volkswirthschaftliche Lage der Schweiz vortrefflich charakterisirt. Daselbst heißt es: „Könnte Deutschland sich jemals in ein solches Arkadien (wie die Schweiz) verwandeln, so wäre es damit auf einer Stufe der Erniedrigung angekom-

men, von der es bisher ſelbſt in ſeinen ſchmachvollſten Zeiten keine Ahnung hatte! .... Wenig Reichthum, wenig Armuth, lauter Mittelſtand und Mittelmäßigkeit, — kein Fürſt, keine Civilliſte, keine ſtehende Armee, faſt keine Steuern, keine ſocialen Colliſionen zwiſchen Millionairen und Proletariern u. ſ. w.“ — Alles Dies zu entbehren, iſt Das nicht entſetzlich? Man halte dieſe Aeußerung ja nicht für Scherz; Das iſt unſeren Socialdictatoren bitterer Ernſt. Nichts iſt ihnen verhaßter als jene ausgleichenden Wirkungen der Freiheit und Gerechtigkeit, welche es nicht zu Colliſionen zwiſchen Bettlern und Millionairen kommen laſſen. Sie brauchen ſtarken Druck zu ſtarker Exploſion. Denn es kommt ja nicht darauf an, daß lebendige Menſchen ſich zu allen Zeiten möglichſt wohl befinden, ſondern darauf, daß zu irgend einer Zeit einmal jener große ſociale Kataklysmus eintrete, welcher ihnen die Anwendung ihrer abſtracten Glückſeligkeitstheorie ermöglichen ſoll. — Wer der Stimme der Herren Marx und Engels etwa nicht traut, der wird vielleicht eher auf die der „Kreuzzeitung“ hören. In einer Folge von wüthenden Artikeln, in welchen ſie neulich die Schweiz aller möglichen und noch einiger anderen Schandthaten beſchuldigte, konnte ſie gleichwohl den trefflichen Stand der ſchweizeriſchen Finanzen nicht in Abrede ſtellen. Aber man weiß ſich zu helfen. Zeugniß davon gibt folgender Schlußſatz eines dieſer Artikel: „Wenn zur Seite der überhandnehmenden Verarmung und Sittenloſigkeit, der maſſenhaften Zunahme gemeiner Verbrechen, welche mit ſolchen öffentlichen Zuſtänden nothwendig verbunden ſind, (— Bloß „nothwendig“, nicht wirklich? — wie gewiſſenhaft! — Wenn alſo zur Seite aller dieſer Frevel) gefüllte Bundeskaſſen und großartige Unternehmungen im Eiſenbahn-, Telegraphen- und Militairweſen nach Außen hin blenden, ſo iſt Dies nur die Folge einer fiscaliſch ſo gut geordneten Verwaltung, daß ſelbſt **ſehr häufige** Defraudationen ihren Flor nicht zu hemmen vermögen.“ — Könnte man nicht beſſer ſagen, dieſe Defraudationen ſeien ſo häufig, daß eigentlich

gar Nichts in den Kassen übrig bleibe; aber es seien „Polen, Litteraten, Juden und Barbiere“, welche dieselben böswilliger heimlicher Weise immer wieder anfüllten? —

Sechszehntes Kapitel.

Die bisherige französische Entwickelung seit der Februarrepublik. Organisation der Arbeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die honetten Republikaner der Constituante und die Arbeiter im Luxembourg. Mißgriffe und Conflicte beider Parteien. Die Auflösung der Nationalwerkstätten und die Junischlacht. Allgemeine Reaction, Erkenntniß der begangenen Irrthümer, Anfänge rationeller Versöhnung. Die Partei Cavaignac und die Pariser Nachwahlen des Frühjahrs 1850. — Die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts und das Verfassungsverbot gegen die Wiedererwählung des Präsidenten. Frieden oder Bürgerkrieg? Das rothe Gespenst. Siècle und Presse. — Guizot. — Büreaukratie und Armee. — Das Nebeneinander von Armee und Nationalgarde. Das preußische Landwehrsystem. Das schweizerische Milizsystem in Verbindung mit Cadetten-, Turn-, Scharfschützenwesen und Schwingfesten. Das eidgenössische Schießen des Jahres 1851 in Genf. Mögliche Vervollkommnungen des Milizsystems in Ansehung der Führer. Wahl der Führer. — Rüstow's militairische Schriften. Wer gibt die Entscheidung, der Menschengeist oder das Metall? — Geist der französischen Armee im Jahre 1851. Passiver Gehorsam. Changarnier, Charras und Lamoricière. — „Vertreter Frankreichs, berathet in Frieden!“ Die Militairnovellen Alfred v. Vigny's. Conflict zwischen äußerer Form und sittlichem Inhalte.

Die französische Februarrepublik hatte den Februarkämpfern die Organisation der Arbeit im Sinne des „Rechtes auf Arbeit“ versprochen und auf ihrer Fahne der „Freiheit und Gleichheit“ noch die „Brüderlichkeit“ hinzugefügt. Nur Wenige begriffen wohl damals die ganze Tragweite dieser Versprechungen. Man war beiderseits meist in gutem Glauben, der allgemeine Enthusiasmus verschlang alle Bedenken. Aber dem Rausche sollte baldige Ernüchterung folgen. Die ihrer Mehrheit

nach aus „honetten Republikanern“ bestehende Constituante erkannte alsbald, daß das „Recht auf Arbeit“ und die „Brüderlichkeit“ in gewünschter Weise nicht ohne Aufhebung der freien Concurrenz und Zerstörung des Eigenthums organisirt werden könnten. Ein solches Vorgehen aber war, ganz abgesehen von in der Sache selbst beruhenden Gründen, schon deshalb unmöglich, weil die große Mehrheit Frankreichs dagegen war. Die neue Volksvertretung bestand zu neun Zehnteln aus Anhängern der freien Concurrenz. Die von Staatswegen in's Leben gerufenen Nationalwerkstätten waren bloß ein vorübergehendes Institut zur Beschäftigung der Arbeitlosen während der Dauer der industriellen Krise, wenigstens im Sinne der Mehrheit der provisorischen Regierung wie der Constituante. Um so eifriger bemühte sich Louis Blanc, an der Spitze einer Minorität, dieser Schöpfung den Zweck der Unterdrückung der Privatindustrie durch die Staatsindustrie zu unterschieben. Darauf liefen seine sämmtlichen Vorträge im Luxembourg hinaus. Damit war der Hauptgegensatz der Parteien klar gezeichnet. Hier die Constituante mit den öffentlichen Gewalten, dort die Partei Louis Blanc mit den Arbeitern. Das Unmögliche bleibt unmöglich, selbst wenn es versprochen worden. Innere und äußere Gründe verhinderten die Constituante, das Recht auf Arbeit und die Brüderlichkeit in dem Sinne der Pariser Arbeiter gegen den Willen der großen Mehrheit des übrigen Frankreichs zu realisiren. Die Nationalwerkstätten, in denen man die Arbeiter meist mit unnützen Arbeiten beschäftigte, mußten früher oder später aufgelöst werden, aber in schonender Weise, etwa nach den damaligen Vorschlägen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Trélat und des Directors Lalanne, nicht aber unter der von den lauernden Royalisten ausgegangenen scharfen Parole : „Il faut en finir!“ Sodann durfte die damit verbundene schmerzliche aber nothwendige Enttäuschung der Arbeiter nicht bewirkt werden, ohne daß man andererseits wenigstens alles Mögliche zur Erleichterung des Looses der arbeitenden Klassen that. Dies geschah nicht. Alle nützlichen und möglichen Steuerreformen wurden von der

Hand gewiesen, der ganze Wust des alten ungerechten Steuersystems wurde beibehalten. Ja noch Mehr. Die sämmtlichen Kosten der Revolution wurden, statt auf dem Wege der Einkommen- oder der von der provisorischen Regierung beabsichtigten Hypothekensteuer den Besiegten, in drückendster Weise den Siegern des Februar, den Massen, zugewälzt. Einerseits die renommistische Verzinsung der 5-, 4½- und 4procentigen Staatsschuld vor dem gesetzlichen Zahlungstermine an die großen Staatsgläubiger; andererseits die Verwandlung aller dem Staate anvertrauten Volks-Ersparnisse über 100 Franken in Staatspapier, welches damals nur mit Verlust verwerthet werden konnte; einerseits der im Interesse der Finanzaristokratie den Noten der Bank von Frankreich verliehene Zwangscurs; andererseits die der großen Masse auferlegte Zusatzsteuer von 45 Cent., wodurch man hauptsächlich den schon genug gedrückten Bauer der Republik entfremdete; — Das sind einige Proben jener heillosen Finanzwirthschaft, wodurch man die Zukunft der Republik von Vornherein untergrub. Wie war da an sociale Reformen zu denken, wo man nicht nur den ganzen alten Druck bestehen ließ, sondern noch vermehrte? Man wollte die neue Staatsform ohne die ihr entsprechende ökonomische Seele, die demokratische Republik mit der alten royalistischen Finanzseele. Das nannte man „honette Republik". Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Lehren Louis Blanc's bei den Arbeitern einen fruchtbaren Boden fanden. Die honetten Republikaner verläugneten den nothwendigen ökonomischen Inhalt der neuen Staatsform; darauf antworteten die Arbeiter mit der Verwerfung der bloßen demokratischen Form und verfielen mehr und mehr der Louis Blanc'schen Theorie von der socialen Dictatur. »Nous avons trois mois de misère au service de la république!« hatten die hochherzigen Arbeiter in den Februartagen gesagt. Aber die Zeit verstrich, ohne daß auch nur die mindeste ökonomische Reform in Angriff genommen wurde. Daraus gingen die gegen die Constituante gerichteten Arbeiterbewegungen vom 17. März, vom 16. April und vom 15. Mai 1848 hervor. Der

letztere Tag galt zwar der Frage der Wiederherſtellung Polens, d. h. der Erklärung des europäiſchen Krieges. Aber dahinter ſchlummerte eine utopiſtiſche Löſung der ſocialen Frage durch die Klaſſendictatur, welche die Bourgeoiſie und den Bauernſtand ganz Europa's gegen Frankreich empört haben würde. Doch in Frankreich ſelbſt erwies ſich Das als unmöglich. Den Arbeitern ſelbſt fehlte das Bewußtſein der Berechtigung zu ſolcher That. Zwar fegte man am 15. Mai die Vertreter des geſammten Frankreichs buchſtäblich zu ihrem Sitzungsſaale hinaus; aber das ſiegreiche Volk verlief ſich alsbald ſelbſt wie ein Gewitterregen, die Führer blieben auf dem Sande liegen, wurden von der Nationalgarde ergriffen und in die Gefängniſſe abgeliefert. Die Conſtituante, ſtatt den Quell des Uebels zu erkennen, d. h. ihre eigene volkswirthſchaftliche Unthätigkeit ſelbſt in möglichen Dingen, ſteifte ſich immer mehr auf die leere demokratiſche Form, und entfeſſelte endlich, durch die rückſichtsloſe Auflöſung der Nationalwerkſtätten, unter der ſcharfen Parole: »Il faut en finir!« am 23. Juni des Jahres 1848 jene große Arbeiterſchlacht, in welcher zwar die »honette Republik" unter der militairiſchen Leitung Cavaignac's Siegerin blieb, jedoch um den Preis der Niederſchlagung ihrer eigenen Armee, welche die Februarrepublik erkämpft hatte, der Pariſer Arbeiter. Die Reihen der Proletarier wurden während des Kampfes und in den darauf folgenden Tagen furchtbar decimirt, die Deportationen ohne Recht und Urtheil begannen, und hinter dem Schweigen der verſchont Gebliebenen entwickelten ſich die Gefühle des Grolls und der Rache. Am 10. Dec. 1848 ſchritt man zur Präſidentenwahl. Cavaignac erhielt nur eine Million, Louis Napoleon ſechs Millionen Stimmen. Auch die Conſtituante trat, nachdem ſie ihre Conſtitution zu Papier gebracht hatte, ab, und die am 29. Mai 1849 zuſammengetretene Legislative bot ein merkwürdiges Bild der damaligen Lage: Eine royaliſtiſche Majorität von Legitimiſten und Orleaniſten (403), eine ſtarke Minderheit als Berg (184), dazwiſchen ein Häuflein honetter Republikaner und einige Napoleoniſten. Der neue Präſident hatte bereits in Vereinigung mit der Conſtituante die Ord-

nung zu befeſtigen begonnen. Dieſes Werk ſetzte er mit der neuen Legislative energiſch fort. Ledru-Rollin, das Haupt des Berges, gewählt in 5 Departementen (bisher unerhört in Frankreich!), ſtieg am 12. Juni 1849, aus Anlaß des Bombardements der Stadt Rom, mit den Seinen in die Straße hinab und wurde Flüchtling. Nun verfolgte die Reaction immer offener ihre Zwecke, nach allen Seiten hin. Die Juniſchlacht trug ihre Früchte. Die vereinten Kräfte der republikaniſchen Bourgeoiſie und der Arbeiter hatten die Republik gegründet. Der Vereinigung dieſer Kräfte dankte ſie ihre Entſtehung. Ohne dieſelbe kann ſie auch nicht beſtehen. In dieſe Vereinigung hat die Juniſchlacht einen großen Riß gebracht. Könnt Ihr den Riß heilen? — Wenn nicht, ſo muß die Republik zu Grunde gehen. Es ſchien wirklich, als ſolle dieſe Heilung vor ſich gehen. Der Siècle, als Organ der Partei Cavaignac, griff alle verſäumten öconomiſchen Fragen mit Eifer auf, die Steuerfrage, die Frage der Creditinſtitute für Ackerbau und Induſtrie, die Frage der Arbeitergeſellſchaften, deren Erfolge er mit der größten Aufmerkſamkeit verfolgte, indem er zugleich die ſociale Utopie ſchonungsvoll aber beſtimmt bekämpfte. Die gemachten bitteren Erfahrungen trugen ihre Früchte, man ſah ſeine Unterlaſſungsſünden ein. In gleicher Richtung, nur noch entſchiedener, arbeiteten Preſſe und National. Was ſagte aber das Volk? Das Volk proteſtirte in ſeinen Erſatzwahlen wiederholt gegen das Vorgehen der neuen officiellen Gewalten. Am 10. März 1850 erfolgten die berühmten Pariſer Nachwahlen, durch welche Deflotte (Junideportirter), Vidal (ſocialiſtiſcher Schriftſteller, Secretair Louis Blanc's im Luxembourg) und Carnot (reiner demokratiſcher Republikaner, Unterrichtsminiſter unter der proviſoriſchen Regierung und der Executivcommiſſion), zum Schrecken aller Staatsgewalten, als Volksvertreter aus der Urne hervorgingen. Selbſt die Armee hatte für Deflotte gegen ihren eigenen Kriegsminiſter Lahitte geſtimmt. Die Wahlen in den Departementen fielen auf Montagnards; dabei wurde der in Paris gewählte Vidal auch im Departement

des Niederrheins gewählt. Er nahm für den Niederrhein an, und ſtatt ſeiner wählte Paris am 28. April 1850 als Erſatzmann: Wen? — Eugène Sue. Das war deutlich. Ueber die veränderte öffentliche Stimmung Frankreichs war kein Zweifel. Sie war dem Gebahren der officiellen Gewalten direct entgegengeſetzt, und was wichtiger iſt, ſie gab Zeugniß von einer im Werke begriffenen Verſöhnung der durch die Juniſchlacht in zwei feindliche Lager getrennten Republikaner. Während der Siècle die begangenen öconomiſchen Sünden zugab, ſchwor der Juniinſurgent Deflotte in ſeiner erſten am 21. Mai 1850 in der Legislative gehaltenen Rede das Recht der Inſurrection einzelner Klaſſen gegen den, durch die Volksvertretung ausgeſprochenen Willen der Mehrheit des geſammten Frankreichs ausdrücklich ab. — Auf dieſe Proteſtation der öffentlichen Meinung gegen den rückſchreitenden Gang der Regierung antwortete zwar die Legislative durch die Negation des Rechtes dieſer öffentlichen Meinung ſelbſt, d. h. durch die Beſchränkung des allgemeinen Stimmrechts mittelſt des Burggrafengeſetzes vom 31. Mai 1850, welches der Präſident der Republik ohne Weiteres publicirte. Es folgten verdoppelte Preß-, Vereins- und andere Beſchränkungen. Sodann vertagte ſich die Verſammlung, und die Royaliſten pilgerten, die Einen nach St. Leonards, die Anderen nach Wiesbaden, während der Präſident ſeine Rundreiſen in den Departementen machte. Aber die öffentliche Meinung machte täglich Fortſchritte in entgegengeſetzter Richtung und zwar auf richtigen Wegen. Zwar ließ auch die blutrothe Republik ihre Stimme aus den Kerkern von Belle Isle en mer vernehmen. L. Aug. Blanqui, nach Marx und Engels der Meſſias der franzöſiſchen Zukunft, ſchrieb am 10. Febr. 1851, „es dürfe kein einziges Gewehr in den Händen der Bourgeoiſie bleiben,“ verfluchte die Namen von Lamartine, Arago, Ledru-Rollin und ſelbſt Louis Blanc, welche Nichts ſeien als „verkappte Bourgeois,“ und ſchloß mit den Worten: „Wer Eiſen hat, hat Brod.“ Das wußte man nun ſchon zur Zeit des Fauſtrechts weit beſſer; aber für die Reactionaire aller

Farben war Das ein gefundenes Fressen. Eifrig verbreiteten sie den Brief Blanqui's und malten vor den Augen der entsetzten Bourgeoisie das rothe Gespenst in immer gräßlicheren Farben aus. Es war in der That bloß ein Gespenst. Mehrere andere Gefangene protestirten aus denselben Kerkern auf das Entschiedenste gegen die monströsen Theorieen Blanqui's, und wer die Stimmung der Arbeiter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, dem war nicht unbekannt, daß in deren Kreisen der Name Barbès, des Bayards der französischen Revolution, einen viel besseren Klang hatte, als der Blanqui's. Barbès hatte aber schon wiederholt, zuletzt noch am 15. Mai 1848, den Dictaturgelüsten Blanqui's einen energischen Riegel vorgeschoben. Kam also die öffentliche Meinung wieder zum reinen Ausdrucke, — und Das sollte ja am 1. Mai 1852 durch die Wahl eines neuen Präsidenten, und zu Ende desselben Monates durch die Wahl einer neuen Legislative geschehen — so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß sie wieder in die Bahnen der Freiheit und zwar diesmal einer besser verstandenen Freiheit einlenken werde; auch friedlich und ohne gewaltsame Umwälzung, wäre nicht durch die heillose Wahlbeschränkung die revolutionaire Frage auf's Neue gestellt gewesen! Alle Anträge, diese Gefahr durch die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes zu beseitigen, selbst der im November 1851 durch den Präsidenten selbst gestellte, wurden durch die royalistische Mehrheit der Legislative hartnäckig verworfen. Der Siècle rechnete heraus, daß die demokratischen Republikaner selbst in Wahlen nach dem beschränkten Wahlrechte siegen könnten, wenn man das bisher befolgte System der Enthaltung aufgebe. In der That ergab sich aus verschiedenen in der letzten Zeit stattgefundenen Wahlhandlungen, daß die Zahl der Eingeschriebenen, welche nicht abgestimmt hatten, in Verbindung mit der Minorität, welche in demokratischem Sinne gestimmt hatte, gegenüber der Zahl der royalistischen und napoleonistischen Abstimmungen, die große Mehrheit bildete. Man sah, der Siècle hoffte auf eine günstige Lösung selbst bei Aufrechthaltung des Burggrafengesetzes, welches

er gleichwohl ohne Ablaß heftig bekämpfte. Was wird geſchehen? Können und werden die noch berechtigten Wähler den Ausgeſchloſſenen ihr Recht friedlich wiedererringen? Oder werden die Ausgeſchloſſenen überall in Maſſen zu den Urnen ziehen und ihr Recht gewaltſam zurückverlangen? — Dazu kam das ausdrückliche Verbot der Verfaſſung, den abtretenden Präſidenten unmittelbar wieder zu erwählen. Unter der Vorausſetzung der Unentbehrlichkeit Louis Napoleon's war auch durch dieſe Verfaſſungsbeſtimmung die revolutionaire Frage auf's Neue geſtellt. Von manchen Seiten wurde daher auf Reviſion der Verfaſſung angetragen, behufs Ermöglichung der Wiedererwählung des Präſidenten. Girardin mit ſeinem feinen Inſtincte für alle Lagen erklärte ſich für die Reviſion im Sinne der Wiedererwählbarkeit des Präſidenten, jedoch unter der Bedingung der Wiederherſtellung des allgemeinen Stimmrechtes. Der Siècle dagegen beharrte einfach auf dieſer letzteren Forderung und bekämpfte auf das Eifrigſte die Wiedererwählbarkeit. Er erklärte, die demokratiſch-republikaniſche Partei könne ſelbſt unter der Herrſchaft des beſchränkten Wahlrechts ſiegen, aber nur unter der Vorausſetzung des vorherigen Abtrittes der gegenwärtigen Executive, von welcher, ſofern die Wahlen unter ihrem Regimente vor ſich gingen, nach Ausweis aller bisherigen Vorgänge, eine vollſtändige Behinderung jeder ihr feindlichen Wahlagitation zu erwarten ſei, wozu ſie durch zahlloſe, von der Legislative gegen die Preſſe, die Colportage und das Vereinsrecht erlaſſene Willkürgeſetze leider vortrefflich in Stand geſetzt ſei. — Die Lage war verwickelt, aber nicht ohne Ausſichten für die Freiheit. Die Hauptſache blieb die von beiden Seiten verſtändig begonnene Ausheilung der klaffenden Juniwunde. Die honetten Republikaner erkannten die Nothwendigkeit des öconomiſchen Inhaltes, die Vertreter der Arbeiter die Heiligkeit der demokratiſchen Form an. Vereint Euch alſo in dieſer Richtung, und da Ihr Euch einmal mit Eurer Conſtitution in die Sackgaſſe des Präſidialſyſtems verrannt habt, welchem zufolge Ihr nur einen Mann wählen könnt, ſo verſtändigt Euch über irgend einen Candidaten zur

Präsidentschaft und gebt Dem ein Ministerium, welches alle Nüancen Eurer neuen Coalition darstellt. Das war meine Conclusion in meinen damaligen Aufsätzen für die Monatsschrift. Das ist noch heute meine Meinung, trotz Allem, was sich seitdem Entgegengesetztes ereignet hat. Von der wirklichen, aufrichtigen Versöhnung aller Fractionen der republikanischen Partei hängt die Freiheit und Wohlfahrt Frankreichs ab. Das ist ein Prozeß, welcher nicht auf der Oberfläche, sondern nur in der Tiefe vor sich gehen kann. Ein willkürliches Verstopfen der großen Wunde hilft Nichts. Nur der freie Umlauf der Säfte im ganzen Gesellschaftskörper kann den Krankheitsstoff gründlich ausscheiden. Dieser Umlauf kann zeitweilig gehemmt werden. Er wird sich deshalb nur mit um so größerer Nothwendigkeit geltend machen. Gemeinsame Leiden bringen oft Vereinigungen zu Stande, welche im Uebermuthe des Glücks nicht möglich gewesen. — Herr Guizot geht auf derselben Spur, nur in anderer Richtung. Er will den honetten Mittelstand mit den höheren Gesellschaftsklassen verbünden. Hätte er einen Fortunatussäckel, um den Mittelklassen sofort eine gleiche Vermögensgrundlage zu geben, wie den großen Besitzern, so wäre Nichts einfacher auf der Welt, als diese Verschmelzung. Dann würden die Interessen dieser beiden Klassen unmittelbar dieselben werden. Bis dahin werden wohl die Mittelklassen ihre Mittelstellung zwischen der hohen Bourgeoisie und dem Proletariate behaupten. Von Zeit zu Zeit wird ein Glücklicher in die Reihen der großen Bourgeoisie hinaufsteigen, von Zeit zu Zeit ein Unglücklicher in die Massen des Proletariats zurücksinken. Die Uebrigen werden die Bourgeoisie zu Gläubigern, die Massen zu Schuldnern haben. Nun ist der Gläubiger zwar einflußreicher als der Schuldner, aber dafür auch lästiger und entbehrlicher, ich meine dessen Person, nicht dessen Capital. Der Schuldner dagegen, welcher kein Capital hat, als seine arbeitenden Hände, ist unentbehrlich und zwar als Person.

Trotz meiner damaligen Hoffnungen für die Freiheit war ich auch nicht blind für die großen Gefahren der Lage. Die

Februarrepublik hatte die ganze fabelhafte Einrichtung der französischen Centralisation völlig unangetastet gelassen: dieses Massengeschwader von Tintenpiraten in Staat und Gemeinde, welches auf neun Menschen einen Beamten stellt, und sich auf ein Signal von Paris aus in unweigerliche Bewegung setzt; diese Armee von 500,000 Mann, den Stolz Frankreichs, aber, vermöge ihres durch achtjährige Dienstzeit und das Stellvertretungssystem beförderten Kastengeistes, zugleich eine gewaltige Zuchtmeisterinn der Freiheit. Wohl hatte der Siècle Recht, daß das Belassen dieser Gewalten in der Hand des mit allen möglichen Repressivgesetzen ausgerüsteten Bonapartismus den Wahlen im Sinne der demokratisch-republikanischen Partei nicht besonders förderlich sein werde. Aber auch Girardin hatte Recht, wenn er behauptete, daß die Freiheit noch viel schlechter wegkommen müsse, wenn man durch die hartnäckige Verweigerung der Wiedererwählbarkeit des Präsidenten eine siegreiche Anwendung dieser gefährlichen Macht gegen sich hervorrufe. Klar war nur Eins, daß bei einer solchen Büreaukratie und einer solchen Armee eine dauerhafte Freiheit in keiner Weise bestehen könne.

Den ihm von seiner Armee drohenden Gefahren hatte Frankreich seit seiner großen Revolution eine Nationalgarde entgegengesetzt, eine dem bisherigen Gange der französischen Entwicklung völlig entsprechende, aber ganz und gar undemokratische Einrichtung. Frankreichs Verfassung beruhte bisher auf dem Grundsatze der Theilung der Gewalten. Hier die Kammern als gesetzgebende Gewalt, dort der constitutionelle König als Executive mit dem Rechte des Widerspruchs gegen die Beschlüsse der Kammern. Auf dem Spiele der also getheilten Gewalten beruhte das constitutionelle Frankreich. Da mußte natürlich jede Gewalt auch ihre besondere Armee haben, der König das stehende Heer, die Volksvertreter die Nationalgarde. Werden die beiden Gewalten nicht einig, so müssen die beiden Armeeen sich schlagen, oder, soweit die Nationalgarde selbst dazu keine Lust hat, diene sie wenigstens als Waffendepot für das Volk. Ein geistreicher Abgeordneter Oestreichs zum deutschen

Parlamente ſagte eines Tages zu mir: Das Nebeneinander von ſtehendem Heer und Nationalgarde iſt der bewaffnete Ausdruck der conſtitutionellen Lüge. Das war ein treffendes Wort. Es war ja Sitte damals, die conſtitutionelle Spaltung „Lüge“ zu nennen, womit man andeuten wollte, daß unter der conſtitutionellen Regierungsform der Wille des Volkes ja doch nie zur vollen Wahrheit werde. Aber nach reinen conſtitutionellen Grundſätzen ſoll er Das auch nicht. Vielmehr ſtatuiren dieſe ja ausdrücklich zwei Willen, zwei Gewalten, deren Spiel und Gegenſpiel zum Wohle des Staates gehören ſoll. Eine Lüge kann man daher das conſtitutionelle Syſtem nur nennen, wenn es dieſe Grundſätze zu verheimlichen und den Leuten weiß zu machen ſucht, der Volkswille ſei eigentlich doch das einzig Entſcheidende. Verläugnet dagegen dieſes Syſtem ſeinen wahren Character nicht, ſo iſt es keine Lüge, ſondern der wahre Ausdruck einer in Permanenz erklärten Spaltung. Die Demokratie erkennt aber, gleich der abſoluten Monarchie, nur einen Willen an. Hier iſt's der Wille des Königs, dort iſt's der Wille des Volks, welcher allein entſcheidet, des geſammten Volkes nach den Beſchlüſſen der Mehrheit. Wo es aber nur einen Willen gibt, ſoll es auch nur eine vollziehende Gewalt geben. Das Nebeneinander von ſtehendem Heere und Nationalgarde, oder, wie man dieſe letztere in Deutſchland nannte, von Bürgerwehr, ſteht daher in directem Widerſpruche mit dem oberſten Grundſatze der Demokratie. Dies fing der franzöſiſche Berg damals an zu begreifen. Es war, wenn ich nicht irre, der friedliche humane Pierre Leroux, welcher die Verſammlung wiederholt auf das Inſtitut der preußiſchen Landwehr, als Vorbild der künftigen franzöſiſchen Wehrverfaſſung, hinwies. Galsdorf, der Kreuzjunker in den neuen Geſprächen aus der Gegenwart des Herrn v. Radowitz, ſagt von dem preußiſchen Landwehrſyſteme, dieſe bewunderungswürdige Heerverfaſſung löſe die Aufgabe: „Ein eben ſo ſtarkes ſchlagfertiges Heer wie die drei anderen Continentalmächte in den Krieg zu führen, das im Frieden nur die Hälfte von dem koſte, was die Anderen

dafür ausgeben.“ Preußen zieht etwa doppelt so viel Procente der Bevölkerung zu den Waffen heran, als Frankreich, behält die Leute nur 2½ Jahre bei dem stehenden Heere und kennt keine Stellvertretung. Vermöge dieser ersten Ausbildung und der späteren periodischen Uebungen ist die Landwehr eben so tüchtig als die Linie, ich meine die Mannschaften, nur vermöge des vorgeschrittenen Alters noch rüstiger. Wer die verschiedenen Armeeen des Continents kennt, wird überhaupt zugestehen, daß die preußische Armee an Kriegstüchtigkeit hinter keiner anderen zurücksteht. Dagegen hat die preußische Heerverfassung die unvermeidliche Folge, daß mit der Einberufung der Landwehr bis zu einem gewissen Grade der Geist des Landes unter die Waffen tritt, ein Uebelstand, den die Kreuzzeitung ebenfalls sehr gut kennt, aber durch gewisse Verbesserungen der neuen und neuesten Zeit gehoben glaubt. Dieser Uebelstand ist in den Augen der Demokratie ein Vortheil, und ich für meinen Theil halte die preußische Landwehr trotz der Verbesserungen aus neuer und neuester Zeit für eine sicherere Garantie einer volksthümlichen Entwicklung, als die neue preußische Verfassung mit allen organischen Gesetzen und den beiden Kammern zusammengenommen. Pierre Leroux hatte daher ganz Recht, der französischen Demokratie die preußische Landwehr als Muster zu empfehlen. Aber er hätte noch einen Schritt weiter thun können und geradezu zu dem Milizsysteme der Schweiz vorschreiten. Etwas mehr als zwei Procent der Bevölkerung ist noch gar wenig; eine Dienstzeit von 2½ Jahren ist noch gar lang. Bei kürzerer Dienstzeit können acht bis zehn Procent der Bevölkerung wehrhaft gemacht werden, wie in der kleinen Schweiz. Manche Schweizercantone stellen einen noch höheren Procentsatz und der Canton Waadt hatte im Sonderbundskriege sechszehn Procent auf den Beinen. Es braucht wahrhaftig keiner 2½ Jahre, um das Maschinenmäßige des Dienstes zu lernen. Kraft, Muth, Ausdauer, Anstelligkeit und Scharfblick lernt man aber nicht hinter dem Kasernenofen, auch nicht auf dem Exercierplatze. Das bekommt man von Hause aus mit und bildet es aus im Felde. Die Dienstzeit kann um so mehr ver-

mindert werden, je mehr das öffentliche und Privatleben eines Volkes dessen Wehrhaftigkeit befördern. Vermöge des der Schweiz eigenthümlichen Cadettenwesens lernt der junge Schweizer schon in zartem Alter, spielend neben der Schule her, mit dem Gewehre umgehen und die nöthigsten militairischen Bewegungen ausführen. Kraft und Gelenkigkeit des Körpers werden überall durch Turnanstalten befördert. Die Erwachsenen haben ihre Schwingfeste. Ihnen reiht sich das treffliche Scharfschützenwesen an; und zu Alledem kommen dann noch die Berge, die Freiheit, um aus den Schweizern ein wehrhafteres Volk zu machen, als sich auf dem ganzen Continent sonst irgend eines vorfindet. Da war z. B. gerade im Frühjahr 1851 das eidgenössische Scharfschießen in Genf. Ich ging auf einen Tag hinüber, um mir das Treiben anzusehen. Das war ein wunderbares Leben. Von allen Cantonen kamen die Scharfschützen mit ihren Fahnen und Wappen herangezogen und pflanzten sie brüderlich auf die gemeinsame Warte eines zur Ausstellung der Preise eigens errichteten Gebäudes. Nicht weit davon waren dann die Schießstände, wo es in Einem fort hämmerte und knallte, daß Des kein Ende war. Und zwar nicht zu Spiel und Scheine, sondern mit nachdrücklichem Erfolg. Es wird durchweg vortrefflich geschossen. Dabei erinnerte ich mich einer Anecdote, welche man mir bei meinem Eintritte in die Schweiz erzählt hatte. Damals hatte gerade auch ein eidgenössisches Schießen Statt, zu Basel. Es war um die Zeit der Händel an der badischen Gränze. Da soll dann ein Preuße einen Schweizer gefragt haben: „Was wollt Ihr denn machen, wenn Preußen 30,000 Mann bei Euch einmarschiren läßt?“ worauf der Schweizer: „Dann stellen wir 30,000 Scharfschützen dagegen auf!“ Und als der Preuße weiter fragt: „Wenn aber Preußen noch einmal 30,000 Mann einmarschiren läßt?“ da erwiedert der Schweizer: „Dann laden wir noch einmal!“ Das sind Späße, aber wahr bleibt, daß ein guter Scharfschuß mehr werth ist als 100 lotterige Infanterieschüsse; wahr bleibt auch, daß der Schweizer durch den freien Umgang mit der Waffe von Kindesbeinen an bis in's hohe Alter, sowie durch sein freies

Volksleben ein ganz anderer Kerl ist, als er durch ein Paar Jahre Dienstzeit mehr oder weniger jemals zu werden vermöchte. In der Schweiz glaubt man aber auch nicht gleich Staat, Kirche, Familie und Eigenthum gefährdet, wenn ein Paar Männer mit Waffen zusammenkommen. Seht da Tausende und Abertausende von Bewaffneten friedlich gehen und kommen, sich vom Schützenstande auf die Rednerbühne schwingen und dann zum gemeinsamen Mahle hinsetzen; da ist kein Gensdarm, kein Polizei-Agent zu sehen, Schulter an Schulter drängen sich oft die Bewaffneten, keineswegs Alle von derselben politischen Farbe, und doch läuft Alles ruhig ab, es wird Niemanden ein Haar gekrümmt. Auch der Schweizer, welcher nicht Scharfschütze ist, bewahrt in den meisten Cantonen seine Waffe und ganze Ausrüstung bei sich zu Hause, und nur selten hört man von dem Mißbrauche dieser Waffen bei den im Uebrigen nicht seltenen Händeln der Schweizer untereinander. Das lernt man in der Schule der Freiheit.

Ein solcher Milizmann hat natürlich mit einem National- oder Bürgergardisten nur die Eigenschaft des Bürgers, mit dem Soldaten eines stehenden Heeres dagegen die Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit gemein. Der Mißstand, daß die Armee zugleich den Geist der Nation vertritt, wird natürlich mit dem steigenden Procentsatz immer größer. Aber vom Standpunkte der Freiheit aus erscheint dies als Vortheil, und ich werde nicht nur die Demokratie, sondern selbst den erstrebten Weltfrieden so lange für eine Chimäre halten, so lange nicht die in humaner Verständigung begriffene Mehrheit im Stande ist, jede bewaffnete Minderheit, welche sie auf ihren friedlichen Wegen stören wollte, gebührend zurückzuweisen. Auch hier gilt der Grundsatz : Si vis pacem, para bellum. Der durch die physische Stählung des Körpers gewonnene Kraftzuwachs ist ja den Völkern nicht verloren, wenn sie denselben auch nicht in blutigen Bruderkriegen gegen einander geltend machen. Eine kräftige Seele wohnt nur in einem kräftigen Körper, und ein Volk, das frei sein und bleiben will, muß außerdem auf Alles gerüstet sein.

Ein anderer Mißstand des Milizsystems besteht darin, daß es zur Führung von Eroberungs- und Angriffskriegen weniger geeignet erscheint, als stehende Heere specifisch soldatischen Geistes. Ohne die größten Nachtheile für Ackerbau, Gewerbe und Familienstand kann die ganze rüstige Bevölkerung eines Landes nicht auf längere Zeit über die Gränzen geworfen werden; ja man wird sich überhaupt nicht so leicht zum Krieg entschließen, wenn statt bezahlter Märtyrer, welche für Einen bluten müssen, Jeder ohne Unterschied des Standes und Vermögens seine Haut selbst zu Markte tragen muß. Aber Das ist in unseren Augen abermals ein Vortheil, welcher der Humanität zu Gute kömmt. Freilich muß man, so lange die Welt in verschiedene Lager gespalten ist, immer den Fall eines ungerechten Angriffes durch stehende Heere streng soldatischen Geistes vor Augen behalten. Aber die Wehrhaftigkeit eines Volkes im Allgemeinen kann, nach meiner Meinung, durch zweckmäßige Einrichtungen, auch ohne die lange Dienstzeit stehender Heere, zur nöthigen Höhe gesteigert werden. Ein Anderes ist's mit den Führern. Mit der "freien Wahl der Führer" hat man hoffentlich im Jahre 1848 hinlängliche Erfahrungen gemacht. Damit will ich nicht läugnen, daß diese Forderung aller Vernunft entbehre. Der Führer braucht seinen Leuten gegenüber Zweierlei: Autorität und Vertrauen. Die Autorität muß ihm seine militairische Tüchtigkeit geben, welche nur durch technische Commissionen festgestellt werden kann. Steht diese fest, dann mag die Frage aufgeworfen werden, inwiefern es zweckmäßig sei, die Wahl zur Feststellung des zweiten Momentes, des Vertrauens, ergänzend hinzutreten zu lassen. Aber unter keinen Umständen darf der erste Gesichtspunkt, der der militairischen Tüchtigkeit, ein untergeordneter werden. Auch genügt die bloße theoretische Befähigung nicht; die Praxis muß hinzukommen, und zwar bei den Führern, von denen in aufsteigender Linie die Leitung des Ganzen abhängt, in doppeltem Maße. Da läßt sich denn annehmen, daß Unteroffiziere und Offiziere, welche aus dem Soldatenstande ihren ausschließlichen Lebensberuf machen, bei sonst gleicher Racentüchtigkeit, bloßen

Milizenführern überlegen ſein werden, welche ſich das ganze Jahr über nach allen Richtungen des volkswirthſchaftlichen Lebens hin zerſplittern und nur periodiſch zur Uebung im Kriegsweſen zuſammentreten. Sollte denn das Milizſyſtem, beſonders in größeren Staaten, keiner Vervollkommnung mehr fähig ſein? Und zwar gerade dadurch, daß man den bildenden und leitenden Kräften eine verdoppelte Aufmerkſamkeit zuwendete? Hat nicht jeder Staat, auch der freieſte, gewiſſe Aemter, welche nichts Unverträgliches mit dem Militairſtande haben, außerdem den Beamten mitten unter eine Bevölkerung verſetzen, deren militairiſche Ausbildung ihm zugleich anvertraut werden könnte? So die Forſt-, Bergwerks-, Hütten-, Eiſenbahn-, Straßen-, Fluß- und Baubeamten aller Art? Wie, wenn dieſe ſich vorzugsweiſe zu niederen und höheren Offizieren befähigten, und, indem ſie der Geſellſchaft doppelte Dienſte leiſteten und ſich manche Langeweile erſparten, zugleich ehrenvolle und einträgliche Stellungen einnähmen? — Doch das ſind nur hingeworfene Andeutungen. Wer darüber Näheres, Gründlicheres erfahren will, der leſe die militairiſchen Schriften von Rüſtow. Vermöge ſeiner früheren Eigenſchaft als preußiſcher Artillerieoffizier iſt er Fachmann, vermöge ſeiner Geſinnungen Demokrat, mithin zu einem Urtheile befähigter als Männer von mehr oder minder einſeitiger Bildung.

Alle dieſe Theorieen ſind natürlich leichter aufgeſtellt als in's Werk geſetzt, beſonders wenn der günſtige Augenblick verſäumt iſt, wenn man nicht freien Plan vor ſich hat, ſondern eine feſtgegliederte, geſchloſſene Armee im Style der Gegenwart, ſpecifiſch ſoldatiſchen Geiſtes. Da gibt es denn Leute, welche, wenn ſie vor einem Bataillon oder einer Batterie ſtehen, und auf einen bloßen Wink des Befehlshabers die Salve einmüthig loskrachen und das Geſchütz ſich donnernd entladen ſehen, an allem Fortſchritt verzweifeln und gar der Meinung verfallen, gegenüber ſo einmüthigem kraftvollem Widerſtande könne die Weltgeſchichte wohl nimmer vom Flecke kommen. Wäre Dem ſo, ſo iſt eigentlich nicht abzuſehen, warum nicht jedes Volk heute noch da ſtehe, wo es zur Zeit ſeines erſten ſtehenden Heeres geſtan-

den. Aber Dem iſt nicht ſo. Wahr iſt, daß eine Muskete, eine Kanone unweigerlich dahin trifft, wohin man ſie gerichtet hat, und daſelbſt entſprechende Zerſtörungen bewerkſtelligt. Aber damit eine Muskete, eine Kanone losgehe, dazu gehört immer ein Menſch. Der Menſch iſt aber ein ganz eigenthümliches Weſen, jeder Einzelne hat ſeine eigenen Nerven, ſein eigenes Herz, ſeine eigenen Gedanken und Empfindungen. Zu der beſonderen Anlage von Hauſe aus kommt die Beeinfluſſung durch äußere Einwirkungen. Darauf beruht ja gerade auch die Function des Stechens und Schießens auf gegebenes Commando. Aber dies Commando iſt nicht die einzige Einwirkung, welcher der Menſch ausgeſetzt iſt. Man geht in die Stadt, ſpricht mit Anderen, oder lieſt gar Bücher. Dagegen kann man Abſperrung anwenden. Aber abgeſehen davon, daß dadurch an und für ſich die Nerven wieder ganz eigen afficirt werden, iſt vollſtändige Abſperrung von dem durchdringenden Sauerſtoffe des Lebens unmöglich für die Seele wie für den Körper. Der Menſch iſt alſo noch anderen Einwirkungen ausgeſetzt, als denen des Commandos, Einwirkungen, welche unter Umſtänden auch die Function des Nichtſchießens und Nichtſtechens hervorbringen können. Nimm Dir ſelbſt hartnäckig vor, keinen eigenen Willen zu haben, oder, da dies von Vorneherein unmöglich iſt, dieſen Willen nur von einer beſtimmten Seite her beſtimmen zu laſſen, faſſe den feſten Entſchluß, eine Maſchine zu werden, Du bekömmſt es nicht fertig, Du biſt und bleibſt einmal ein Menſch. Das beweiſt die Geſchichte unwiderleglich von den »Gardes françaises« der erſten franzöſiſchen Revolution an bis zu den neueſten Erlebniſſen des Jahres 1848. Da hat mancher feſte, wackere Mann erfahren, daß er Nerven hatte. Exempla sunt odiosa. Das war Schwäche, ſagt Ihr, die ſoll nicht wieder vorkommen. Gut! aber die Fähigkeit zur Schwäche iſt ja gerade unausrottbar menſchlich. Könnt Ihr Euch Nerven von Eiſen anſchaffen, ſo wird's nicht wieder vorkommen. Ja Das genügte noch nicht einmal; ſelbſt das Eiſen unterliegt ja den Einflüſſen der Atmoſphäre, wird von verſchiedenen Atmoſphären verſchieden afficirt. Ihr müßtet die menſch-

lichen Nerven gänzlich abſchaffen. — Wie eng erſcheint vor ſolchen Betrachtungen der Kleinmuth, wie plump der Uebermuth Derjenigen, welche da glauben, um einigen zu Waffen verarbeiteten Metalles willen müſſe die Entwickelung der Menſchheit ſtille ſtehen!

Dagegen wollen wir nicht dem thörichten Irrthume verfallen, die zeitweilige Widerſtandskraft der ſtehenden Heere zu unterſchätzen. Es fragt ſich eben jedesmal, in welchem Zuſtande ſich das geſellſchaftliche Nervenſyſtem befindet, und das ſoldatiſche insbeſondere. In welchem Zuſtande befand ſich z. B. das Nervenſyſtem der franzöſiſchen Armee im Jahre 1851? Das iſt ſchwer zu ſagen. Man ſah die Armee wiederholt für die Candidaten der Socialdemokraten ſtimmen; man ſah kleinere und größere Heeresabtheilungen zur Strafe für ihre demokratiſch republikaniſchen Geſinnungen nach Algier verſetzen; die Rufe: »Vive la république!« — »Vive Changarnier!« — »Vive Cavaignac!« — »Vive Lamoricière!« waren häufiger in den Reihen der Truppen als die Rufe: »Vive le président!« — »Vive Napoléon!« — Trotzdem hat die Executive einen großen Vortheil über ihre Gegner. Man hat die Truppen in der Hand, man kann zweckmäßige Anordnungen unter ihnen treffen, widerſpenſtige Bataillone fortſchicken, folgſamere kommen laſſen; auf rohe Nerven kann man auch mit Wurſt, Wein und Geld wirken. Ihr armen Märtyrer der Geſellſchaft, was werdet Ihr thun? Hier Eure geordnete Executive, dort Eure geordnete Legislative, hier der Erbe eines großen Namens, dort Generäle, welche im Dienſte Frankreichs tapfer gefochten haben, — über allem Dem eine Conſtitution, welcher Ihr Treue geſchworen habt, und welche zu beſchützen eigentlich Eure oberſte Pflicht wäre. Alle Parteien reißen ſich um Euch, Der ſpricht in dem, Jener in jenem Sinne; am 3. Juni 1851 kommt die Frage ſogar in lebendiger Scene auf die öffentliche Tribüne.

Der damalige legitimiſtiſche Heißſporn, Marquis von Larochejaquelin, ſucht als unzweifelhafte Pflicht der Armee den abſoluten und paſſiven Gehorſam hinzuſtellen. Dagegen erhebt ſich Oberſt Charras, auch ein Heißſporn, von der

Linken, mit Berufung auf den Ausſpruch des Generals Foy: „daß der Gehorſam des Soldaten ein abſoluter ſein müſſe, wenn er das Vaterland hinter ſich und den äußeren Feind vor ſich habe, daß aber dieſer Gehorſam kein abſoluter, paſſiver ſein könne, wenn er ſeine eigenen Mitbürger vor ſich habe.“ (Lärm.) Sodann thut der Redner der Einweihungsfeier der Eiſenbahn von Tonnerre nach Dijon Erwähnung, bei welcher der Präſident der Republik ſich im Gegenſatze zu den Herren Volksvertretern etwas autokratiſch geäußert hatte, und fährt fort: „Angeſichts dieſer Vorfälle, ſollte ich denken, müßten Sie die Worte des Generals Foy nicht ſo übel finden. Wie, wenn ein unternehmender Mann zu ſeinen Soldaten ſagte: „„Auf und gegen die Verſammlung!““ wäre es nicht Pflicht der Soldaten, zu antworten: „„Sie ſind ein Rebell! wir folgen Ihnen nicht!““ — während er nach Euren Theorieen vom paſſiven Gehorſam unbedingt folgen müßte. (Lärm.) Diejenigen, welche ſich ſo lebhaft dagegen erheben, bitte ich, eine Richtſchnur des Handelns für ſolche Fälle anzugeben!“ (Schluß! Schluß! und Ruf: Das iſt eine Frage, welche nicht auf der Tribüne geſtellt werden ſollte.) Der Redner führt als ferneres Beiſpiel die Rückkehr Napoleon's von der Inſel Elba an. „Damals, als es eine Regierung in Paris gab und eine andere, die auf Paris losmarſchirte: was ſollten damals die Soldaten und Unteroffiziere thun? — Ich wünſche der Verſammlung nicht, daß eines ſchönen Tages Bataillone gegen ſie commandirt werden, wie dereinſt am 18. Brumaire gegen eine andere Verſammlung. Welche Rettung für die Verſammlung in einem ſolchen Falle, als die Hoffnung auf einen nicht paſſiven Gehorſam?“ — Das war ein heißer Boden, auf dem ſich der Oberſt Charras bewegte; die Unruhe der Verſammlung ward immer größer, als ſich der General Changarnier erhob und alſo ſprach: „Gewiſſen Leuten zu glauben, wäre die Armee bereit, in einem Augenblicke der Begeiſterung den Arm gegen die Geſetze des Landes zu erheben und die Form ſeiner Regierung zu ändern. Es genügte vielleicht zu fragen, wo ſich ein Vorwand zu ſolcher Begeiſterung biete? Ich

füge hinzu, daß die Armee, tief durchdrungen von den Gefühlen ihrer Pflicht und ihrer eigenen Ehre, eben so wenig als die Versammlung wünscht, Frankreich dem Elende und der Schande von Cäsarenregierungen erliegen zu sehen, welche ihm von lüderlichen Prätorianern ab und zu auferlegt würden. Die Disciplin ist in der französischen Armee auf die solideste Basis gegründet. Der Soldat wird stets die Stimme seiner Führer hören. Aber Niemand könnte den Soldaten verpflichten, gegen die Gesetze und gegen diese Versammlung zu marschiren. Auf diesen heillosen Weg würde man nicht ein Bataillon, nicht eine Compagnie sich folgen sehen, und die Soldaten würden ihre Führer vor sich finden, welchen sie auf dem Wege der Pflicht und der Ehre zu folgen gewohnt sind. — Vertreter Frankreichs, berathet in Frieden!“ — (Dreifache Beifallssalve der Linken, ebenso eines Theils der Rechten, der übrige Theil der Versammlung bleibt unbeweglich.)

Was klatscht Ihr denn, Ihr Linken? Ich wette, Der will den passiven Gehorsam auch, so gut wie Andere, aber nur für sich, nicht für Andere. Erkennt Ihr Das noch nicht bei diesem ersten Auftreten, so sollt Ihr es bald erfahren. Als später der Grundsatz des passiven Gehorsams abermals zur Sprache kam, und Oberst Charras denselben wiederholt bekämpfte, sich diesmal auf den Ausspruch Changarnier's berufend, trat dieser letztere ihm entschieden entgegen, natürlich in der Voraussetzung, der passive Gehorsam werde ihm und seinen royalistischen Freunden, nicht aber dem Präsidenten und dem Bonapartismus zu Gute kommen. Als Charras sich dagegen noch einmal erheben will, brüllt auch General Lamoricière Schluß, und die Versammlung schließt die Verhandlung.

Diese drastischen Sitzungen leiteten mich auf die Militairnovellen Alfred v. Vigny's. Früherer französischer Offizier, erhob er sich durch seine Dichtungen und Romane alsbald zum Range eines der ersten Schriftsteller Frankreichs, und ward in Folge Dessen zum Mitgliede der französischen Academie erwählt, welcher er in dieser Eigenschaft noch gegenwärtig angehört. Unter

dem Titel: „Größe und Knechtschaft des Soldatenstandes“ hat er mehrere ergreifende Novellen geschrieben, in welchen er den Soldaten als den Märtyrer der heutigen Gesellschaft darstellt. Darin ringt ein wahrhaft sittlicher Geist in edelster Form nach Befreiung, und wenn diese auch nicht zum wirklichen Durchbruche kommt, so schien mir doch der ganze Inhalt so zeitgemäß, daß ich die beiden vorzüglichsten Novellen „Lore“ und die „Nachtwache von Vincennes“ in's Deutsche zu übersetzen beschloß. Ich machte mich sogleich an die Arbeit und die Uebersetzung erschien bald darauf bei Otto Wigand in Leipzig. Eine Vorrede, die ich dazu geschrieben hatte, wurde confiscirt. Was sich nur von edlem sittlichem Inhalte denken läßt, häuft Vigny an gegen die Pflicht des passiven Gehorsams, und am Ende hält er doch Alles umschlossen durch das eiserne Band des blinden Gesetzes. Da ist z. B. der brave Schiffshauptmann Renaud, welcher zu Ende der neunziger Jahre von dem Directorium den Befehl erhält, einen zur Deportation Verurtheilten nach Cayenne zu bringen. Dieser Letztere hatte sich eben verheirathet, und sein ihn leidenschaftlich liebendes junges Weib ist nicht von ihm zu trennen. Sie folgt ihm in die Verbannung. Das ganze Verbrechen des jungen Mannes besteht in ein Paar stechenden Versen, die er auf das Directorium gemacht hat. Die beiden jungen Leutchen sind so brav, so harmlos, so liebenswürdig, daß der rauhe Seemann sich von ihrem Schicksale tief ergriffen fühlt. Dagegen haßt er das Directorium aus dem Grunde seiner Seele, diese ehrgeizigen Advocaten, diese Scherben von einem zerbrochenen Königthume. Doch ist er Soldat und kennt seine Pflichten. Pflichtwidrig wäre aber nicht, in Cayenne angelangt, seinen Abschied zu nehmen, um seine Ersparnisse darauf zu verwenden, mit dem jungen Paare ein Hauswesen zu gründen und sich zur Ruhe zu setzen. So lieb hat man seine Gefangenen gewonnen. Der Plan ist besprochen und so gut wie festgestellt. Aber da hat man noch einen großen versiegelten Brief mit besonderen Verhaltungsbefehlen des Directoriums, den man erst nach einer gewissen Zeit auf offener See öffnen soll. Der Tag ist endlich

gekommen. Was enthält der geöffnete Brief? — Einfachen Befehl, den jungen Mann zu erſchießen und in's Meer zu ſtürzen. Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, ſage ſelbſt zwiſchen Pflicht und Gewiſſen, heftigheißer und wilder, — aber die Pflicht ſiegt und der junge Mann ſtürzt erſchoſſen rücklings in's Meer. Das junge Weib wird wahnſinnig. Das Uebrige mag man ſelbſt nachleſen. Da ſtehen wir alſo wieder vor dem Conflicte zwiſchen innerer Freiheit und äußerer Schranke, zwiſchen ſittlichem Inhalte und ſtarrer Form, und da iſt es wohl endlich Zeit, vollſtändig durchzubrechen und das Letzte auszuſprechen:

„Der Sünde ſchwören, iſt ſchon große Sünde;
Doch größ're noch, den ſünd'gen Eid zu halten
Wen bände wohl ein feierlicher Schwur
Zu einer Mordthat, Jemand zu berauben,
Der reinen Jungfrau Keuſchheit zu bewält'gen?
An ſich zu reißen eines Waiſen Erb',
Gewohntes Recht der Wittwe abzuraſſen?
Und zu dem Unrecht hätt' er keinen Grund,
Als daß ein feierlicher Schwur ihn binde?"

Shakſpeare.

Ich bin kein Freund leichtſinniger Formverſchlingung. Man ſoll ſein Wort halten, ſo lange Derjenige, welchem wir es gegeben, uns nicht durch eigenen Wortbruch deſſelben entbindet. Das gilt für Alle, für Bettler und Millionair, für König und Volk, und die Unterſcheidung lebendiger Menſchen in Rechtsſubjecte und Geſpenſter, womit fromme Staatsmänner Hochgeſtellte gegenüber den Maſſen ihrer Verpflichtungen zu entbinden trachten, iſt Nichts als eine elende Ausflucht. — Dagegen ſteht über aller Form, über allen Schranken, die Einem die Welt, die man ſich ſelbſt auferlegt haben kann, zuletzt denn doch *der ſittliche Inhalt*. Es gibt keine Verpflichtung zur Unſittlichkeit. Man muß den Muth haben, dieſe Wahrheit auszuſprechen, aber nicht den Frevelmuth, damit zu ſpielen. Weder die Welt noch Dein eigenes Gewiſſen werden Dich von der Verletzung ſelbſtgezogener Schranken freiſprechen, wenn nicht die unzweifelhafte, über jeden Verdacht des Eigennutzes erhabene *ſittliche Nothwendigkeit*

vorliegt. Fehlt Dir trotzdem die Kraft, die Schranke zu durchbrechen, nun so ist es besser, der tragische Conflict sprenge das Gefäß in Scherben, als daß es als ein entweihtes übrig bleibe.

Siebzehntes Kapitel.

Das Winzerfest zu Vevay. Château de Vuflens und Signal de Bougy. Montblanc. Sonnenauf- und Untergänge. Zu Rödinger und Frau Rödinger nach Montreux. Acht Tage in Montreux. Die Helden der „neuen Heloise." Spaziergänge. Der Rocher de Naye. Tischgesellschaft im Hôtel des Alpes. Deutsche und Deutschrussen. Die Russisch-Deutschen und der Kaiser Nicolaus.

Um jene Zeit hatte gerade die Fête des Vignerons (das Winzerfest) zu Vevay Statt. Dieses von der Winzerzunft ausgehende Fest wird nur in langen Zwischenräumen von 20—30 Jahren gefeiert, und da man mir dasselbe als bemerkenswerth schilderte, so wollte ich diese Gelegenheit, die Volksgebräuche des Landes kennen zu lernen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wer weiß, wo man sich nach abermals 20 bis 30 Jahren befinden wird? Ich ging daher mit Wiener, Soldan und einigen Anderen hinüber. Ich fand mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht. Angesichts der Alpen, auf einem freien Platze am Ufer des blauen See's, war eine große Rotunda erbaut, amphitheatralisch überragt von den Sitzen für die zahlreichen, aus In- und Ausland herbeigeströmten Zuschauer. Das Fest dauert mehrere Tage. Silen, Bachus, Ceres, Pomona, Faune mit dem Thyrsus, Bachanten und Bachantinnen, Nymphen, Schnitter und Schnitterinnen, Menschen und Thiere schreiten unter dem Schalle der Musik in festlich geschmückten, die verschiedenen Jahreszeiten darstellenden Zügen an Dir vorüber, indem sie zugleich die jeder Jahreszeit entsprechenden landwirthschaftlichen Verrichtungen pantomimisch darstellen. Der Winter

bringt eine Hochzeit. Mit der ganzen Luſtbarkeit iſt der nützliche Sporn einer Preisvertheilung an die ausgezeichnetſten Weinzüchter und Landwirthe verbunden. Die Göttinnen auf Triumphwagen, umgeben von ihrem Gefolge von Nymphen nnd Genien; der Frühling in Silber und Grün, der Sommer in Gold und Purpur; dann der kleine fröhliche Bachus, in deſſen Gefolge Silen, dickwanſtig zu Eſel, umtaumelt von Bachanten und Bachantinnen im reichſten Rebenlaubſchmuck; endlich die traute gemüthliche Hochzeit, die Braut und der Bräutigam, das Hausgeräthe; kurz das ganze Schauſpiel ließ an Pracht der Gewänder, an Geſchmack der Anordnung und Geſchick der Darſtellung kaum Etwas zu wünſchen übrig. Und was die Hauptſache iſt, es waren nicht die reichen bevorzugten Klaſſen, welche hier Dasjenige dargeſtellt hätten, was ſie in Wirklichkeit nie verrichten, nein! es war ein wirkliches Volksfeſt, bei welchem ein Jeder bildlich verrichtete, was er ſonſt in Wirklichkeit thut. Waren daher auch nicht alle Knöchel, Glieder und Bewegungen von ariſtokratiſcher Feinheit und Zierlichkeit, ſo war dagegen das Ganze um ſo geſchwellter von geſundem, natürlichem Leben. Die beiden Hauptgottheiten wurden durch zwei, ohne Unterſchied des Standes und Vermögens unparteiiſch ausgewählte Landesſchönheiten dargeſtellt, und das Bewußtſein ihrer durch die prachtvollen Coſtüme gehobenen Schönheit gab ihnen alsbald die zur Entfaltung der Anmuth erforderliche Sicherheit. Ceres war, wie man mir ſagte, ein einfaches braves Schenkmädchen aus einer Wirthſchaft zu Vevay. In Rückſicht darauf ſagte nach dem Feſt eine Dame zu mir, das arme Mädchen müſſe ſich doch ſehr unglücklich fühlen, wenn ſie nach dem kurzen idealen Rauſche in der proſaiſchen Häuslichkeit ihrer Schenke wieder erwache. Die Nothwendigkeit ſeh' ich nun gar nicht ein. Im Gegentheil, die glänzende Rolle, welche ihre Schönheit bei dem Feſte geſpielt, wird ihr ſtets eine angenehme Erinnerung ſein, wenn ſie ſich nicht gar in dieſem vortheilhaften Lichte irgend ein Männerherz auf die Dauer erobert hat. Ich hörte nachher, es habe ſich wirklich ſo Etwas ereignet.

Das Fest erfordert bedeutende Ausgaben. Die Costüme waren alle von Silber, Gold, Sammt, Atlas und Seide, und zwar von vollständiger Frische. Es wird aber auch lange dazu gespart und von allen Seiten beigesteuert. Nachdem dasselbe vorüber war, sprachen einige Blätter von einer beabsichtigten Wiederholung, auf Bitten Peel's und einiger reichen Engländer, welche die Kosten dazu herzuschießen sich erboten hätten. Ich weiß nicht, was an der Sache war; aber glücklicher Weise ward Nichts daraus. Das wäre auch etwas stark gewesen, ein Volksfest auf Verlangen gegen Bezahlung, wie ein Theaterstück, zu wiederholen. Waadtländer, mit denen ich darüber sprach, erklärten sich aber auch entschieden dagegen. Das wirkliche Leben wiederholt sich nicht.

Auch auf der entgegengesetzten Seite von Lausanne, in der Richtung nach Genf zu, machte ich bald darauf einen Ausflug. Schon lange bildete das Signal de Bougy, einer der berühmtesten Aussichtspunkte der Schweiz, den Zielpunkt meiner Sehnsucht. Und da in diesen Tagen grade der ehemalige Referendar Schnake aus Westphalen, seit dem Jahre 1848 ebenfalls Flüchtling, von seinem Wohnsitze Solothurn aus, bei seinem alten Universitätsfreunde Zollmann in Lausanne auf Besuch war, und dessen Verlangen sich ebenfalls diesem Punkte zuwendete, so machten wir Drei uns eines schönen Morgens auf den Weg. Statt der heißen staubigen Landstraße zu folgen, schlugen wir uns bald hinter Lausanne landeinwärts in's Hügelland, durch welches wir zwischen grünen Hecken und meist im Schatten von Bäumen, von Zeit zu Zeit ein kleines Wasser überschreitend, in eifrigem Gespräche, in welchem ich Schnake als einen freien, gesunden und kräftigen 31 jährigen Burschen erkannte, alsbald nach Château Vuflens oberhalb Morges gelangten. Mit seinem viereckigen Hauptthurme und zahlreichen kleinen Thürmchen blickt es ziemlich herrschlustig die Gelände abwärts nach Morges hinab. Die Sage schreibt dessen Erbauung der Königinn Bertha, Rudolphs des Zweiten von Burgund Gemahlin, zu, „der königlichen Spinnerinn, welche in ihrer Hand das Scepter mit dem Spinn-

rocken vereinigte«, wie es im alten Chant de Berthe heißt, und deren Andenken noch heute in der ganzen franzöſiſchen Schweiz fortlebt. Will man von alten guten Zeiten reden, ſo heißt es allgemein: „Ce n'est plus le temps où Berthe filait!“ Nein! die Zeit iſt vorüber; Das thun jetzt Maſchinen. — Schon von hier aus genießt man einer ausgezeichneten Ausſicht auf den Montblanc, welcher ſich majeſtätiſch vereinſamt im dunkeln Halbrahmen der ſich ihm unterbreitenden Savoyiſchen Vorberge mit gewaltigen Schultern hervorhebt. Noch umfaſſender und großartiger aber iſt die Ausſicht von dem noch ein Paar Stunden weſtwärts, auf einem Ausläufer des Jura 2730 Fuß über dem Meere gelegenen Signal de Bougy. Wir beſchloſſen in dem Städchen Aubonne, etwa zwanzig Minuten unter dem Signal, zu übernachten, um am kommenden Morgen vor Sonnenaufgang auf der Höhe zu ſein. Des Weges unkundig verirrten wir uns in der Finſterniß und kamen erſt gegen Mitternacht in Aubonne an. Wir klopften vergeblich an zwei Gaſthöfen. Zwar ſtreckte aus dem Einen eine Schlafmütze, aus dem Anderen eine Schlafhaube den Kopf zu einem oberen Fenſter hinaus; da man aber nur beſcheidene Fußreiſende mit ihren Säckchen auf dem Rücken gewahrte, antwortete man: Es ſei kein Platz da und ſchloß gähnend die Fenſter. Das war „mollesse vaudoise“, wie man die Trägheit in dieſem Lande euphemiſtiſch nennt; des anderen Tages gewahrten wir in dem ganzen Städtchen auch nicht einen Fremden. Nach langem rathloſem Hin- und Herirren in den finſteren Straßen fanden wir endlich durch die Hülfe eines nachtwandelnden Menſchenfreundes Unterkunft in einem dritten Gaſthofe, welchen kürzlich ein deutſcher Schweizer aufgethan hatte. Recht ſo, ſetze deutſche Rührigkeit dieſer mollesse den Sporn der Concurrenz in die Rippen, damit ſie ihr Leben verdienen lerne. Obgleich wir auf dieſe Weiſe erſt gegen zwei Uhr in's Bett kamen, ſo waren wir doch ſchon vor Viere wieder auf den Beinen und liefen wirklich der Sonne den Rang ab. Das war ein prächtiges Schauſpiel da oben. Die Natur lag im letzten leiſen Schlummer des Morgengrauens; hinter uns

der waldige Jura; rechter Hand an dessen letzten Abhügelungen nach dem See hin die fruchtbaren Weinberge von Lacôte, an deren Fuße das malerische Rolle; dann der blaue See, welcher hier, zwischen Rolle und dem gegenüberliegenden Thonon, der alten Haupt- und Residenzstadt der Herzöge von Savoyen, seine größte Breite hat ($2^2/_3$ Stunden); gegenüber die nacktbraunen Gebirge Savoyens, hinter welchen der Montblanc ganz verschneit seine majestätischen Glieder hervorhebt. In seiner Umgebung zeigen noch ein Paar andere Schneeberge ihre äußersten Scheitel; aber sie spielen keine Rolle und verschwinden vor dem in voller Größe dastehenden König der Berge. Nach links schweift der Blick über die ganze weite Fläche des See's, bis zu der Kette der Freiburger, Berner und Waadtländer Alpen, hinter welchen jetzt der junge Tag anbricht. Noch schwimmt der Morgenhimmel in rosigem Scheine. Der Rosenschimmer geht allmählig in Gold über, welchen der waldige Jura als tiefdunkles Violett zurückstrahlt, während der höchste Gipfel des alabasterweißen Montblanc plötzlich hell aufleuchtet. Der Sonnengott hebt seine Schultern empor, höher und höher; der See erschauert und wälzt seine Wogen hin und her. Der Montblanc erstrahlt von reicherem Lichte, ihm folgen die übrigen Berge, mehr in Bronze. Jetzt hat sich die große goldne Sonne hinter dem Gebirge völlig hervorgehoben, und übergießt Alles mit einem Lichtmeere von blendender Weiße.

„Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag."

Faust.

Kein Zweifel! die Abendbeleuchtungen sind reicher, tiefer, inniger. Aber dieser helle Weckerruf des Morgens, dieser belebende Anreiz, sich in den Tag und seine Mühen muthig hineinzuringen, ist doch auch Etwas. Die Sonnenuntergänge sind den beglückenden Gefühlen der Ruhe und des Friedens, des Besitzes und der Hingebung günstiger; man kann reicher empfinden. Aber am

Abende reich ist nur Derjenige, der am Tage Etwas erworben hat, wahrhaft beseeligende Ruhe genießt man nur nach rüstigem Leben. Fragt man mich daher, was ich vorziehe, einen Sonnen- auf- oder einen Sonnenuntergang, so erwiedere ich einfach: Ich brauche beide. Auerbach meint irgendwo in seinen trefflichen Naturschilderungen des Dorflebens, ein Sonnenuntergang sei für die Meisten ansprechender als ein Sonnenaufgang. Warum?— „Ist es, — fragt er — weil diesen letzteren die Wenigsten oft sehen, oder weil das Verschwindende, das Sterbende näher zu uns spricht? — Ich glaube nicht. Bei'm Sonnenuntergang erhält das Schauspiel einen zartgeheimnißvollen Abschluß in der Nacht und der darauf folgenden Ruhe; der Sonnenaufgang aber hat keinen Abschluß, ihm folgt das helle Licht, die Unruhe und das lärmende Gewühl des Tages. Schön ist das Sterben; o! ich sehne mich . . . . .! —“ Doch nicht etwa zu sterben? Das kann Jeder genießen, wenn es ihm Ernst ist. Aber den Meisten ist es nicht Ernst, und mit Recht. Drum laßt uns die Empfindung berichtigen, wenn auch etwas hart, dann doch wahr und, im rechten Geiste genommen, auch schön: „O! ich sehne mich, mühelos zu genießen!“ Und da Das ohne vorhergegangene That nicht angeht, nicht nur wegen des äußeren, sondern auch wegen unseres eigenen inneren Lebens, so sehnen wir uns lieber nach einer unserem Wesen entsprechenden Thätigkeit und dem ihr entspringenden Genusse der Ruhe und neuen Kraftsammlung! Der schlichte Volksmund, welcher meist der Wahrheit und wahren Schönheit näher kommt, als Bildung und Sentimentalität, sagt: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n!“ So empfindet ein gesunder Mensch bei einem Sonnenuntergange.

Nach Lausanne zurückgekehrt erfuhr ich, es habe ein fremder Herr nach mir gefragt, der am folgenden Morgen wieder vorsprechen wolle. Es war Rödinger mit seiner Frau und Schwägerinn, Frau Mayer. Sie waren auf der Durchreise nach Montreux begriffen, wo sie einige Zeit zuzubringen beabsichtigten. Ich war sehr erfreut, die lieben Freunde wiederzusehen, und wäre der Einladung, sie zu begleiten, gerne gefolgt,

hätte ich nicht noch mitten in der Ueberſetzung Vigny's geſteckt, die ich nothwendig beendigen mußte. Es ging mir ſchon wieder gar nicht gut. Mein großes kaltes Zimmer, die mangelhafte phyſiſche und geiſtige Diät, das Eſſen im Reſtaurant, die fortwährende Concentration des Denkens und Empfindens, die Plackerei um das tägliche Brod und manches Andere hatten mich der Art heruntergebracht, daß ich fortwährend an Verdauungsbeſchwerden und üblem Humor litt. Nach meinem gaſtriſch-nervöſen Fieber hätte ich in der Lage ſein müſſen, längere Zeit Nichts zu thun und mich angenehmen Anregungen hinzugeben. Meine Unterleibsnerven waren natürlich ſchwach. Die geiſtige und gemüthliche Concentration entfremdete ihnen die Kraft des übrigen Nervenſyſtems, an der ſie ſich hätten erholen können. So entſtand allmählig eine falſche Vertheilung der Vitalität. Kopf und Herz nahmen das Meiſte für ſich in Beſchlag, ſo daß für die armen Unterleibsnerven nur Wenig übrig blieb. Damals half noch bloße Arbeitseinſtellung und Zerſtreuung. Ich hatte eben meine Ueberſetzung zur Poſt gegeben, als ich von Rödinger einen Brief erhielt, worin er mich wiederholt zu ſich nach Montreux einlud. Frau Mayer war unterdeſſen, um erhaltenen Beſuches willen, nach Bern zurückgekehrt. Ich packte auf und ging nach Montreux. Ich hatte mich kaum einen Tag der Ruhe und Sorgloſigkeit hingegeben, als alle Uebel mit Einemmale verſchwunden waren.

Montreux oder vielmehr die ganze Landbiegung von Vevay bis zum Einfluß der Rhone iſt der glücklichſte Winkel der Schweiz und einer der glücklichſten der Erde. Schönſchroffes Gebirg verwehrt den rauhen Nord- und Nordoſtwinden jeden Zuzug und erzeugt im Vereine mit den liebewarmen Strahlen der Sonne jenes herrliche Klima, in welchem Feigen, Granaten und Lorbeeren im Freien gedeihen. Prächtige Nußbäume neigen ihre würzigen Zweige und Blätter tief hinab bis zur blauen Welle, welche melancholiſchen Schlages an das Ufer heranrauſcht. In weitem Umfange ziehen ſich heitere Reben an den Abdachungen des Jorat hinan, während gegenüber die Dent d'Oche in viel-

geſtaltiger Schroffheit jäh in die brandenden Fluthen abſtürzt. Dieſe ſchroffen Abdachungen rücken mit denen der gegenüberliegenden Dent de Morcles ganz nahe zuſammen und bilden dadurch jenen ahnungsvollen Eingang zum Wallis, der die Seele mit allerlei Vorſtellungen des Unerforſchten, Fabelhaften und Gefahrvollen erfüllt. Aufwärts aber erhebt ſich der Blick zu dem ewigen Schnee der Dent du midi, welche ihre blendendweißen Zacken ſicher im blauen Aether badet. Wie Das die zweifelnde Seele erquickt und mit dem Vertrauen erfüllt, daß ſich am Ende doch noch Alles mildklar löſen und zu befriedigendem Ausgange fügen werde! — Ja erhebe Dich nur, Du trotziges Chillon mit Deinen Mauern und Zinnen! Mußteſt Du nicht, von den Republikanern Genf's und Bern's erſtürmt, den gefangenen Bonnivard zuletzt doch herausgeben? Trat er nicht nach ſechsjähriger Gefangenſchaft aus Deinen tiefen Kerkern in ein völlig verändertes Leben der Freiheit und Unabhängigkeit hervor? Wo waren da die ſtolzen Herzöge von Savoyen, ſeine und des Landes Bedrücker? Ihr Joch war abgeſchüttelt. Genf, ſeine Vaterſtadt, war ein Freiſtaat für ſich, und auch das Waadtland dem neuen Glauben zugethan. Nicht ſo glücklich waren Ludlow und Broughton, welche in dem Gerichte geſeſſen hatten, durch welches der engliſche Karl zum Tode verurtheilt worden war. Zwar verweigerten die Berner Patricier ſtandhaft die Auslieferung der Flüchtlinge an Karl II; Ludlow und Broughton aber ſahen ihr Vaterland nicht wieder, und ihr Staub ruht in der Martinskirche zu Vevay. Der erſtere wird auf dem Denkſteine »potestatis arbitriae oppugnator acerrimus« genannt; von dem letzteren heißt es: »Dignatus fuit sententiam regis regum profari, quam ob causam expulsus patria sua.« Aber es gibt auch innere Löſungen und Befreiungen, welche oft von mehr Kraft zeugen, als die gewaltigſten äußeren Erſchütterungen. Eine ſolche hatte der unbeugſame Ludlow in dem Wahlſpruche gefunden: »Omne solum forti patria!« Ja! dem Starken dient jeder Boden als Vaterland; wenn das Vaterland uns ausſtößt, ſo müſſen wir es zu entbehren wiſſen,

und man muß nicht nur den leichten Muth haben, Das zu ſagen, ſondern auch die ſtolze Kraft, es zu fühlen.

In der Umgebung erinnert Manches an die „Neue Heloiſe“ von Rouſſeau; drüben die Felſen von Meillerie, wo St. Preux mit Frau Wolmar vor gefährlichem Sturm gefährlicheren Schutz fand, beide Gefahren gleichwohl glücklich beſtanden wurden; rechter Hand, auf dem Wege nach Vevay, Clarens, nicht weit davon das „bosquet de Julie,“ wo der glückliche St. Preux von ſeiner Geliebten jenen erſten Kuß empfing, der, wie ein Blitz zündend und die holde Geberin bis zur Ohnmacht entzückend, jene Leidenſchaft entfeſſelte, welcher ſo viele Freuden und Qualen entſpringen ſollten. Rouſſeau ſelbſt ſagt in ſeinen „Bekenntniſſen“, daß er für dieſe Gegend, während der erſten zwei Tage, welche er dort verbracht habe, ohne mit irgend Jemanden zu verkehren, eine unauslöſchliche Vorliebe gefaßt habe, welche ihm auf allen ſeinen Reiſen gefolgt ſei und ihn endlich dazu beſtimmt habe, die Helden ſeines Romans dorthin zu verſetzen. „Geht nach Vevay — fügt er hinzu —, beſeht Euch die verſchiedenen Lagen, macht eine Spazierfahrt auf dem See, und geſteht, ob die Natur nicht dies ſchöne Land für eine Julie, für eine Clara, für einen St. Preux geſchaffen hat; aber ſuchen müßt Ihr ſie dort nicht.“ Es iſt wahr, das Land iſt von wunderbarer Schönheit; wahr iſt auch, daß die Rouſſeau'ſchen Helden dort nicht anzutreffen ſind; aber der Schaden ſcheint mir nicht groß. Wer ſind denn dieſe Helden? Gewiß! ihnen fehlt nicht der Reiz tiefer Leidenſchaft; aber Das bewegt ſich doch Alles nur flughitzig hin und her, ohne Kraft zu voller, einheitlicher Bewältigung. Julie und St. Preux lieben ſich und geben ſich aneinander hin mit der naivſten Fülle ſchöner Leidenſchaft. Aber der Widerſtand eines rauhen, ungerechten, vorurtheilsſtarren Vaters genügt, um ſie nie zum Gefühle ihres Rechtes kommen zu laſſen. Was heute ſchönſte, beſeeligendſte That, iſt morgen Laſter, Erniedrigung und Quell ſchwächlichſter Reue. Eine ſolche Empfindungsweiſe wird natürlich zum Grabe jeder Kraft zu harmoniſcher Löſung. So kommt Julie am Ende dahin, die Sünde, einem

geliebten Manne angehört zu haben, durch den tugendhaften Gehorsam ausgleichen zu wollen, mit welchem sie sich den Umarmungen eines zwar geachteten, aber ungeliebten Mannes als Object hingibt. Und dieser Wolmar weiß, daß Julie einen Anderen liebt, heiß liebt, erfreut sich trotzdem ihrer contractmäßigen Umarmungen, und bleibt nichtsdestoweniger auch ein Tugendheld. Und welche Rechtfertigung hat er vor sich? Die bequeme, daß ein Weib, wie Julie, ihm in seinem vorgerückten Alter nothwendig sei, daß er sie doch noch glücklicher machen werde als der leidenschaftlich liebende und geliebte St. Preux. Wenn sich diese Annahme nun aber als falsch erweist, nachdem man sich vor Allem, ohne vorherige tiefere Seelenberührung, ohne alle Selbsttäuschung, in Besitz gesetzt hat? — Und erweist sich diese Annahme, trotz aller entgegenstehenden Versicherungen der für Anderes dankbaren Julie, am Ende nicht doch noch als falsch, durch ihren letzten Brief an St. Preux, in welchem sie, Angesichts des Todes, wieder mit rührender Unwillkürlichkeit in das innige „Du“ verfällt? Trotzdem existirt Bürger Wolmar seelenruhig fort und zwar als unzweifelhafter Tugendheld. — Das ist mir eine schöne Tugend! — Ueberhaupt danke ich für diese Rousseau'sche Befreiung, welche die äußeren zwingenden Autoritäten dadurch zu brechen glaubt, daß sie dieselben in uns hineinträgt und von uns aus wiederaufleben läßt. Es sind aber, bei Lichte betrachtet, nicht einmal fremde Autoritäten, die uns beherrschen, es ist unser eigenes vorurtheilsvolles, zersplittertes, bedürfnißreiches Ich, was uns nicht zu kraftvollem Abschluß und schöner Einheit kommen läßt. Wozu sich so sehr gegen alle äußeren Einflüsse und Schranken ereifern? Fass' lieber ein Herz zum Durchbruch. Kannst Du Das nicht, so liegt wahrscheinlich diesseits noch Mancherlei, was Du nicht gut entbehren kannst. —

Ich verbrachte mit Rödinger und Frau Adelheid in Montreux acht recht schöne, gemüthliche Tage. Wir wohnten im Hôtel des Alpes unten am See. Oestlich, etwas aufwärts nach dem Gebirge, liegt Veytaux, westlich noch höher hinauf das

reizende Montreux. Doch führt auch die ganze Umgebung des eigentlichen Dorfes den Namen Montreux. Eine Menge kleiner Pfade führt nach allen Richtungen durch Gärten, Wiesen, Hecken und Wald gebirgaufwärts zu den reizendsten Punkten. Wir besuchten öfters die kleine Kirche von Montreux mit dem kleinen schattigen Kirchhofe und der großen melancholischen Aussicht. Ein anderes Mal strichen wir am frühen Morgen durch das hohe Gras nach Veytaux zu und lagerten uns an einem sammetgrünen Wiesenabhange, nahe der Waldesgränze, unter blühenden Apfelbäumen. Die heißen Glieder in das frische, grüne Gras geschmiegt, von kosenden Morgenlüftchen umweht, inmitten lachender Vergißmeinnicht und des brennenden Schmelzes gesundheitstrotzender Butterblumen, umflattert von gaukelnden Schmetterlingen, hie und da süß erschreckt durch den menschenähnlichen Ton der im Dickicht schlagenden Amsel, über und in uns warme Sonnenstrahlen, gemildert durch kräftige Schatten, — Das waren Tage. Zuweilen verlor ich mich auch allein im Walde, und kehrte mit einer reichen Ausbeute von Waldmeister zurück, von würzigem, schattengeborenem, welcher dann seine Düfte in den Umarmungen eines sonnendurchglühten Ivorners gern und wonnig aushauchte. — Oestlich von Montreux führt ein Paß über den Col de Jaman nach dem Saanenthal; saaneabwärts gelangt man dann nach Freiburg, saaneaufwärts nach dem Dorfe Saanen und in das Simmenthal des Cantons Bern. Aus dem Col de Jaman erhebt sich 1500 Fuß über den Paß die Dent de Jaman, ein lohnender Aussichtspunkt (4572 Fuß über dem Meere). Noch etwas höher ist jedoch der etwas weiter rechts gelegene Rücken des Rocher de Naye. Diesen beschlossen wir zu besteigen, — keine kleine Aufgabe. Man braucht volle 3 Stunden hinauf und der Weg ist weit gefährlicher als der auf's Faulhorn. Der letzte Stich ist so steil, daß man sich der Maulthiere nicht mehr bedienen kann, sondern förmlich hinaufklettern muß. Frau Adelheid stieg daher ab, um sich unserer Leitung anzuvertrauen. Sie hielt sich recht wacker und wir langten glücklich oben an. Die Aussicht ist bedeutend. Man übersieht den Genfer See, am

linken Ufer die Savoyiſchen Alpen, am rechten das reiche Waadtland, weiterhin nördlich den Neuenburger ſammt dem Murtener See und die ſich dahinter hinziehende Kette des Jura; mehr rechts, etwas rückwärts, tief unten das grüne Saanenthal, ſeiner ganzen Länge nach wie von einem ſilbernen Bande durchſchlängelt von der Saane; dann nordöſtlich auslaufend die Schneekette der Berner Alpen. Gegenüber, auf dem linken Rhoneufer, ſoll man endlich auch den großen St. Bernhard ſehen. Aber dieſe Partie war in Wolken gehüllt. Von dem Rocher de Naye erſcheint die Dent de Jaman bedeutend niedriger als dieſer erſtere; man blickt ordentlich mit einem gewiſſen Mitleiden auf den armen Zahn hinab, welcher ſich aus dem Gebirgskamme des Paſſes wie aus einer Kinnlade erhebt.

Vor Tiſch badeten Rödinger und ich gewöhnlich an einer ſchattigen Stelle des Sees. Bäume und Reben ſpiegelten ſich in den blauen Fluthen, und die Trauben begannen ſchon durchſichtig zu werden, obwohl wir noch nicht aus dem Sommer hinaus waren. In meinen politiſchen Geſprächen fand ich bei Rödinger viel Uebereinſtimmung, doch gab er Allem mehr Zeit und fand meine ſocialen Anſichten zwar in den Grundprincipien nicht ungerecht, aber doch etwas doctrinair und dem wirklichen Leben und ſeinen Schwierigkeiten nicht genug Rechnung tragend. Unſere Tiſchgeſellſchaft war zahlreich. Sie beſtand aus Schweizern, Franzoſen, auch Deutſchen und deutſchen Oſtſeeruſſen. Ein alter Wiener Herr erzählte uns allerlei Anecdoten von Mozart und Beethoven, beſonders von dem letzteren. Einem Bruder, der ſich einſt in einem einfachen Privatbriefe als Beſitzer aller möglichen Beſitzthümer unterſchrieben hatte, antwortete L. v. Beethoven mit dem einfachen Zuſatze: Hirnbeſitzer. Auch Beethoven's freien Mannesſtolz gegenüber dem hofgeſchmeidigen Weſen Goethe's liebte er hervorzuheben. Man ſah, daß er viel im Streichquartett und im Orcheſter mitgeſpielt hatte. Wenn man von einem Mozart'ſchen, Beethoven'ſchen, Haydn'ſchen, Spohr'ſchen Quartett, oder von einer Symphonie ſprach, ſo ſang er gleich den Anfang davon. Es war ein ge-

müthlicher alter Herr, der sich durch seine Liebe zur Musik stets verjüngte, während seine junge hübsche Frau durch eine große grüne Brille ein älteres Aussehen gewann. Auch Preußen war vertreten durch einen sächsischen Gutsbesitzer und Landwehroffizier. Wir nahmen natürlich die Rücksicht, bei unserem gemeinschaftlichen Zusammensein unsererseits allen Anlaß zu politischen Gesprächen zu vermeiden. Doch kam dieser Anlaß bisweilen von anderer Seite, und da konnte man dann sehen, daß die beiden Herren, trotz ihrer im Ganzen conservativen Gesinnungen, von der augenblicklichen Lage Deutschlands durchaus nicht entzückt waren. Interessante Mittheilungen machten uns die Deutschrussen über die Vorgänge in den russischen Ostseeprovinzen zur Zeit der deutschen Bewegung. Aufruhr oder ernste Gefahr für das Czarenthum habe sich nicht gezeigt. Doch habe die Freiheits- und Einheitsbewegung des großen germanischen Volkskörpers auch in dessen entfernten Gliedern nachgebebt. Darauf habe der Kaiser an seine geliebten Deutschen an der Ostsee eine Ansprache des Inhaltes erlassen: Entweder gelange das deutsche Volk durch seine Bewegung zu guten Erfolgen; dann werde er ihnen aus freien Stücken alle die schönen Sachen geben, welche Jene sich durch Opfer erworben. Oder das deutsche Volk mache Fiasco; dann sei es ja besser, daß man sich an ihren Bestrebungen nicht betheiligt habe. Da nun dieser letztere Fall wirklich eingetreten, so sei man ganz zufrieden, daß man sich nicht die Finger mit verbrannt habe. Ob aber im entgegengesetzten Falle der Kaiser seinen lieben Deutschrussen alle revolutionären Errungenschaften ohne Weiteres wirklich gegeben haben würde? — Ja! Das ist dann die andere Seite der Frage. — Auch erzählten uns diese Herren, daß man im Jahre 1848 nicht nur in St. Petersburg, sondern in allen officiellen russischen Kreisen lange Zeit über gar despectirlich von gewissen deutschen Persönlichkeiten gesprochen habe. Kaum sei ein Ausdruck zu stark erschienen. — Ja! dieser Kaiser Nicolaus war ein eiserner Charakter, welcher nicht die Gewohnheit hatte, im Augenblicke der Gefahr vor seinen Gegnern klein beizugeben. Lieber zersprang das Gefäß, als daß es seinen

Inhalt verläugnete. Das ist Etwas; aber ihn deshalb „den Großen“ zu nennen, ist doch zu kühn. Dazu gehört nicht nur Kraft zur Einheit, sondern auch Seelenweite. Dazu gehört nicht nur, daß man mit der Reitpeitsche auf den grünen Tisch schlage, sondern auch, daß man mit großem Auge in die grüne Welt schaue, wo die Kräfte wirken und das Leben wächst. Dazu gehört, daß man sich nicht in allen, sage allen Voraussetzungen täusche, von der vermeintlichen Unmöglichkeit des englisch-französischen Bündnisses bis zur vermeintlichen Unterwürfigkeit Oestreichs und Preußens, die man in den Gesprächen mit Herrn Seymour bereits wie russische Satrapieen behandelte. Wenn man die Welt so irrig in seinem Kopfe zur Einheit gebracht hat, und es kommt dann die wahre Wirklichkeit nach allen Seiten hin zu entgegengesetztem Ausbruche, dann muß natürlich so ein kleiner Menschenschädel auseinanderbrechen, da er nun einmal nicht nachgeben kann.

Nach Tisch nahm man in einem prächtigen Baumgarten dicht am Hause, unter einem schattigen Nußbaume Platz, wo Tische und Bänke errichtet waren. Die Kühle wurde durch ein Bächlein vermehrt, welches dicht hinter den Sitzen den Abhang hinabmurmelte. Dort bereitete Frau Rödinger den Kaffee, in eigener Maschine, die sie überallhin mitführt. Ich habe während sechsjährigen Junggesellenlebens auch den Kaffee, den Thee, die Chocolade und was man so die kleine Mahlzeit nennt, bereiten gelernt. Ich habe Brillat-Savarin studirt; aber ich beuge mich vor Frau Adelheid. Sie bereitet den Kaffee mit wahrer Ueberlegenheit. Dazu spendete dann Rödinger eine echte Havannah-Cigarre, die ich um so besser zu würdigen verstand, als ich ein ganzes Jahr über Nichts als „Grandsons“ und „Moudons“ geraucht hatte, die man im Canton Waadt fabricirt und sehr passend auch „Rattenschwänze“ zu nennen pflegt. Sie sind dünn, lang, blauschwarz und schmecken etwa wie Stroh und Stiefelwichse.

Als wir Montreux verließen, behauptete Rödinger, ich sei sein Gast gewesen und werde es bleiben, so lange wir zusammen

reiſten. Zu ſich nach Stuttgart könne er mich nicht einladen, weil ich mich in Deutſchland zu ſchlecht aufgeführt habe. Da aber in der Schweiz wahrhaft demokratiſche Beſtrebungen als Bürgertugend gälten, ſo ſei es hier etwas Anderes, und brauche er ſich meiner nicht zu ſchämen. Solche Auffaſſungen und Folgeſätze könnte man ſich nicht von Jedermann gefallen laſſen. Aber von einem Menſchen wie Rödinger konnte ein Menſch wie ich Dieſes über ſich ergehen laſſen. Ich ließ ihn daher ungeſtört in ſeinem Tête-à-Tête mit den Kellnern und unterwarf mich ſeiner Gaſtfreundſchaft in fremdem Lande während unſeres ganzen Zuſammenſeins. Er war die Aufmerkſamkeit ſelbſt. Ueber Alles wurde mein Geſchmack zu Rath gezogen, und die Weinkarte lag mir ſtets zur Seite. Ich machte aber von den mir eingeräumten conſtitutionellen Befugniſſen wenig Gebrauch, da ich mich unter der Küchen- und Kellerregierung meiner liebenswürdigen Freunde ſehr wohl befand. „Die abſolute Monarchie iſt die beſte oder ſchlechteſte Verfaſſungsform, je nachdem ſie verwaltet wird,“ ſagte Friedrich der Große. Hier war ſie die beſte, weil ſie ſehr gut verwaltet wurde. Deshalb möchte ich aber doch nicht in alle Zeiten auf meine diätetiſche Souverainetät verzichten, da man ja nicht weiß, wem man ſpäter einmal in die Hände fallen kann.

2. Ein Reiſebericht.

Von Montreux über Martigny durch das Chamouny-Thal nach Genf. Von Genf durch den waadtländiſchen, neuſchateler und berner Jura über Solothurn nach Zürich. Von Zürich über den Albis nach Luzern, von Luzern durch das Entlibuch und Emmenthal nach Bern, und von da über Freiburg und Lauſanne nach Genf.

— Spätſommer und Herbſt 1851. —

Achtzehntes Kapitel.

Von Montreux über Martigny nach Chamouny. Tête-Noire und Col de Balme. Das Montblanc-Panorama vom Col de Balme aus. Das Chamouny-Thal, deſſen Gletſcher und Waſſerfälle. Ausſicht en face von der Flegère. Die Cascade des Pelerins und der Boſſons-Gletſcher. — Genf. Arve und Rhone. Das Montblanc-Panorama von Genf aus. Genfer Geiſt und Bildung. Bilder im Musée Bath. Fazy und die Niederreißung der Genfer Feſtungswerke. Ueber die Döle in die Jurathäler. Neue Gedichte von Freiligrath. Marat. Jagdpflege oder Ausrottung des Wildes. Die Jurathäler. Die Dent de Vaulion, der Lac de Joux und der Urſprung der Orbe. Der Saut du Doubs. Die Uhreninduſtrie im Jura. La Chaux de Fonds und die dortigen Arbeiter. Deutſche Flüchtlinge. Ein Abend im Arbeitervereine.

Von Montreux aus ſchlugen wir uns durch die Oeffnung des Wallis rhoneaufwärts bis Martigny, um von da aus in das Chamouny-Thal vorzudringen, den König der europäiſchen

Berge zu ſehen und dann das Arvethal abwärts nach dem Genfer See zurückzukehren. Auf dieſe Weiſe durchſchneidet man von dem öſtlichen zum weſtlichen Ende des See's in einem Halbbogen einen Theil des an deſſen Südufer gelegenen Herzogthums Savoyen. Von Martigny geht's rechts über einen Gebirgskamm hinüber. Man hat die Wahl zwiſchen zwei Wegen, über den Col de Balme und über die mehr rechts gelegene Tête-Noire. Der letztere zeichnet ſich durch innere landſchaftliche Schönheit, der erſtere durch ſeinen beherrſchenden Ausſichtspunkt auf der Höhe aus. Bei hellem Wetter iſt der Col de Balme unbedingt vorzuziehen, beſonders wenn man ſchon die Taminaſchlucht, die Via mala, das Dalathal oder Aehnliches geſehen hat. Iſt der Himmel dagegen bedeckt, ſo magſt Du für die Dir doch entgehende Ausſicht vom Col de Balme an den inneren Schönheiten des Weges über die Tête-Noire Erſatz ſuchen. Wir gingen bei verſprechendem Wetter über den Col de Balme. Leider hielt der Himmel nur halb Wort. Mit den Bergreiſen und Ausſichten iſt es eine gar problematiſche Sache. Wenn man nicht gerade längere Zeit an einem Orte wohnt, ſo gehört eben Glück dazu, um zu einer vollſtändigen Ausſicht zu gelangen. Als wir oben anlangten, war das Panorama vielfach durch Wolken unterbrochen und geſtört. Dazu blies uns auf der Höhe ein ſo heftiger Wind entgegen, daß wir nur mit der größten Anſtrengung hinüberkamen. Haare und Gewänder ſtarrten rückwärts. Beſonders zu bedauern ſind bei ſolchen Gelegenheiten die Damen. Der Wind fing ſich dermaßen in den Gewändern der armen Frau Adelheid, daß wir beide ihr die Hand geben und ſie förmlich über die Höhe hinüberziehen mußten. Der Col de Balme bildet die Gränze zwiſchen der Schweiz und Savoyen. Rückwärts reicht der Blick in's Wallis bis zur Kette der Berner Alpen, aus welcher ſich die Gemmi mit ihrem Doppelhöcker, die Jungfrau, das Finſteraarhorn, die Grimſel und Furca erkennbar machen. Vor Dir zieht ſich von Nordoſt gegen Südweſt das Chamouny-Thal hin, ſeiner ganzen Länge nach von der am Col de Balme entſpringenden Arve durchſtrömt. An ihren Ufern

zeigen sich Wiesen und Bäume. Das muldenförmig ausgehöhlte Thal, welches noch 3190 Fuß über dem Meere liegt, wird rechts von den Aiguilles Rouges, weiterhin daneben von dem Mont Breven begränzt. Hinter den Aiguilles Rouges, mehr rechts, erhebt der Mont Buet sein breites Schneehaupt. Gegenüber, linker Hand, zieht sich die Montblanc-Kette hin, zunächst eine Anzahl himmelhoher spitziger Schneegipfel von verschiedener Höhe und Neigung, welche aber alle den treffenden Namen „Aiguilles“ führen; sie starren empor wie wirkliche Nadeln. Göthe sagt über den Grund dieser eigenthümlichen Form: „Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendiculair in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in der Luft stehen.“ Diese Bergnadelreihe beginnt mit der Aiguille du Tour; dann folgen die Aiguille d'Argentière, die Aiguille Verte, die Aiguille du Géant, du Dru, du Moine, de Charmoz, du Midi, und endlich der Montblanc, dieser aber keine Nadel, sondern ein großer, voller, schneegeschwellter, majestätischer Bergkörper, welcher sein königliches Haupt 14,810 Fuß über das Meer erhebt. Wir sahen ihn nicht ganz; neidische Wolken hielten ihn strichweise verhüllt. Trotzdem war der Eindruck gewaltig. Was dagegen die Bergnadeln angeht, so bieten sie sich zwar in den mannichfaltigsten Stellungen dar, ja stellenweise wie durcheinander; aber eben hierdurch sowie durch ihre ausgezehrte Gestalt sind sie weit entfernt, den wohlthuenden Eindruck der Berner Alpenkette hervorzubringen, aus welcher fast jeder einzelne Berg sich mit vollem schönem Körper charakteristisch hervorhebt. Diese Nadeln scheinen eine die andere ausstechen zu wollen, während die Berner Berge, jeder seiner eigenthümlichen Schönheit bewußt, ruhig und neidlos neben einander stehen. Vom Anfang bis zum Ende des Thales starrt zwischen je zwei Bergen der Montblanc-Kette ein gewaltiger Gletscher in das grüne Thal hinab. Göthe zählte sieben. In engem Raume ist hier eine so reiche und großartige Gletscherwelt zusammengedrängt, wie nirgendwo anders. Das Berner Oberland wie die

Vispthäler ſtehen in dieſer Hinſicht zurück. Die bedeutendſten ſind der Glacier des Bois, vom Col de Balme aus gerechnet etwa der dritte, unverkennbar durch die ungeheuere, in der Höhe aufgeſtaute, auch „mer de glace“ genannte Eismaſſe, von welcher er, ein wahrer Eismeerarm, in's Thal hinabſtarrt; ſodann der Glacier des Boſſons, einer der letzten, nicht ſo breit wie die mer de glace, aber von reinerem Eiſe und architectoniſch weit ſchöner. Wenn man das Chamouny-Thal durch ſeinen entgegengeſetzten Ausgang in der Richtung nach Genf verläßt, ſo verſäume man ja nicht, in der Gegend von les Ouches, dem letzten Dorfe des Chamouny-Thales, einen Augenblick inne zu halten und einen Rückblick in's Thal zu werfen. Alsdann thürmt ſich der Glacier des Boſſons, quer durch das Thal gebettet, wie eine wahre Eisſtadt mit Thürmen und Zinnen vor Dir auf. Großartiger iſt in der Gletſcherwelt Nichts zu ſehen. — Vom Col de Balme aus überſieht man das Chamouny-Thal ſeiner Länge nach, von Nordoſt gegen Südweſt, links von der Montblanc-Kette, rechts von den Aiguilles Rouges und dem Mont Breven begränzt. Will man den Montblanc, ſeine Umgebungen und das Thal auch en face beſchauen, ſo beſteigt man die Flegère, eine dem Montblanc gegenüber in das Thal hinabragende Abſtufung der Aiguilles Rouges. Die Flegère iſt für das Montblanc-Gebirge etwa, was das Faulhorn für die Jungfrau nnd ihre Umgebung. Trotz bedenklichen Wetters unternahmen wir deren Beſteigung, welche 2½ Stunden erfordert. Ihre Höhe beträgt 2500 Fuß über dem Thale, 5724 Fuß über dem Meere. Die Ausſicht reicht vom Col de Balme, deſſen Wirthshaus deutlich zu erkennen war, bis zu dem in das entgegengeſetzte Ende des Thales hinabreichenden Arm des Glacier des Boſſons. Der Montblanc mit ſeinen gewaltigen Schneefeldern ſollte vom Fuße bis zum Scheitel ganz unverhüllt vor uns liegen. Leider war er ganz und gar verhüllt. Das war recht verdrießlich. Man iſt gar nicht weit von ihm entfernt; bei guter Beleuchtung muß er einen königlichen Anblick gewähren. Dagegen konnten wir den Gipfel der Aiguille Verte, welche ſich hier als arg zerriſſene Bergnadel-

gruppe darstellt, ziemlich übersehen; ebenso die mer de glace, welche wir mehr gewaltig als schön fanden. Sie ist sehr schmutzig. Wir verweilten noch mehrere Tage in Chamouny, auf besseres Wetter hoffend; aber vergeblich. So kamen wir auf keine Höhe mehr, sondern beschränkten uns auf Ausflüge in der Tiefe des Thales, auf denen wir bisweilen weidlich durchnäßt wurden. Der lohnendste ist ohne Zweifel an den Glacier des Bossons, zur Besichtigung der dort befindlichen Cascade du Pélerin. Sie ist ein 150 Fuß hoher Wasserfall ganz eigenthümlicher Art, der erst auf den Felsen niederstürzt und dann, wie ein krystallener Ricochet-Schuß, hoch im Bogen emporspringt. Nicht weit davon ist noch ein zweiter minder bedeutender Wasserfall, die Cascade du Dard. Das ist Alles, was das Chamouny-Thal in dieser Hinsicht bietet, in welcher es daher bedeutend hinter dem Berner Oberlande zurücksteht. Von da aus machten wir mit Eissporen einen Marsch über den Eisrücken des Gletschers selbst. Man ist rings von Eispyramiden umstarrt. Diese Promenade ist nicht gefahrlos, da die Bodenfläche des Gletschers in verschiedenen Richtungen von großen Spalten durchzogen ist, welche oft von trügerischem Schnee bedeckt sind. Wir hatten daher einen Führer mitgenommen, und ließen diesen weislich vorangehen; er seinerseits ließ wieder weislich seinen Stock vorangehen. Auch auf große trichterförmige Vertiefungen, „les moulins du glacier“ genannt, machte uns derselbe aufmerksam.

Das Chamouny-Thal ist etwa 5 Stunden lang und 15 Minuten breit. Man irrt, wenn man sich davon, durch den holden Namen verführt, eine mildliebliche Vorstellung macht. Ein 3190 Fuß über dem Meere gelegenes, von hohen Bergen eingeschlossenes, von sieben riesenhaften Gletschern bewohntes Thal ist weder mild noch lieblich. Auch ist die Vegetation nicht besonders reich. An den Abhängen wachsen meist Tannen und Lerchen, unten in den Wiesen auch einige Fruchtbäume. Dagegen ist der Honig des Chamouny-Thales wegen seiner Güte und seines Aroms berühmt. Der Ort Chamouny leitet seinen Ursprung von einem Benedictiner-Prioratsstift her, welches zu

Anfang des 12. Jahrhunderts das Thal urbar machte, und führt noch heute den Namen : Prieuré de Chamouny. Die Thalbewohner ſtanden lange Zeit in ſo üblem Rufe, daß man ſich nur bewaffnet unter ſie wagte, und nicht in Wohnungen, ſondern nur in Zelten übernachtete, vor welchen Wachen ausgeſtellt wurden. Jetzt ſind es friedliche freundliche Leute, die nur gar gern, ſelbſt durch überflüſſige Dienſte, Dein Geld verdienen. Zelte ſchlägt man nicht mehr auf; vielmehr laden Dich in Chamouny zahlreiche Gaſthöfe zum Genuſſe ſtädtiſchen Comforts ein.

Ich will obige Eindrücke, die ich vom Chamouny-Thale empfangen habe, nicht als unbedingte hinſtellen. Ich ſah es eben zum erſten Male, und dabei nicht unter dem günſtigſten Himmel. Möglich, daß bei wiederholtem Beſuche und näherer Bekanntſchaft auch die Umgebungen des Montblanc Reize hervortreten laſſen, die Einem das erſte Mal entgehen. Aber Dies iſt ſchon an und für ſich eine Inferiorität. Es iſt mit den Bergen wie mit den Menſchen. Es gibt zuſammengeſetzte, unterbrochene Naturen, welche keinen einheitlichen Geſammteindruck hervorbringen, ſondern ſich nur Stück für Stück erkennen laſſen. Dabei kann recht viel Intereſſantes zu Tage kommen; aber ihre Auffaſſung iſt mehr eine Arbeit als ein Genuß. Dagegen gibt es auch naiv-einheitliche, durchſichtige Naturen, deren ganze innere Schönheit ſich in Auge, Geſichtsausdruck, Haltung und Geberde ſofort offenbart und mit Einemmale geltend macht. Solche Naturen gewähren hohen Genuß und erregen oft urplötzlich durch ihre bloße Erſcheinung die Gefühle des Wohlwollens, der Freundſchaft, der Liebe. So ging's mir mit den Berner Alpen. Sie haben mir's das erſte Mal angethan.

Von Chamouny ging's bald durch ſchöne Fels- und Waldpartieen, bald durch fruchtbare Fluren dem Laufe der Arve nach über Sallanches, Cluſes und Bonneville nach Genf. Die Arve vereinigt ſich gleich hinter Genf mit der in ſüdweſtlicher Richtung aus dem Leman ausſtrömenden Rhone. Mit ihren trüben Gletſcherfluthen trübt ſie weithin die klare, prächtigblaue Rhone. Dieſe hat nämlich ſeit ihrem Einfluſſe bei Villeneuve ihr Anſe-

hen gänzlich verändert. Sie hat sich in dem krystallblauen See gründlich gewaschen und ist nun ein herrlicher Fluß. Man sagt wohl, die Rhone fließe bei Villeneuve in den See und bei Genf wieder hinaus. Ja ich habe sogar in einem obscuren lateinischen Schriftsteller aus der Zeit Cäsar's gelesen, dieselbe durchströme den See, ohne ihre Gewässer mit demselben zu vereinigen. Das ist natürlich Thorheit. Um sich durch eine Wassermasse von 13 Stunden Länge und meist 2 bis 2½ Stunden Breite unbeirrt durchzusetzen, dazu würde denn doch eine ganz andere Wucht gehören, als die der Rhone. Das Wahre an der Sache ist vielmehr, daß an dem einen Ende Wasser ein- und an dem anderen wieder Wasser hinausströmt, welches man an beiden Orten Rhone nennt. Ein Gleiches gilt von dem Rhein im Boden-, von der Limmat im Züricher-, von der Reuß im Vierwaldstätter-, von der Aare im Brienzer- und Thuner-See. Der Montblanc und ein Theil der ihn umgebenden Berge sind bei klarem Wetter von Genf aus sichtbar, und bilden ein prächtiges Bergpanorama über den Thürmen der Stadt und dem Grün der sie umgebenden Landhäuser. Die ausströmende Rhone theilt die Stadt in zwei Hälften, eine westliche auf dem linken und eine östliche auf dem rechten Flußufer. Die letztere, das Quartier St. Gervais, ist die kleinere Hälfte und das Hauptquartier der Arbeiter. Mehrere Brücken führen zur Verbindung der beiden Stadttheile über die Rhone. Die oberste und größte Brücke, dicht am Ausflusse, heißt der Pont des Bergues. Von der Mitte dieser Brücke aus läuft eine kleinere Brücke mitten in den See aus, zur Verbindung mit der dort befindlichen Rousseau-Insel, auf welcher sich, von Bäumen beschattet, ein bronzenes Standbild Rousseau's von Pradier erhebt. Der auf dem linken Ufer befindliche Quai heißt »Grand Quai«, der auf dem rechten Ufer »Quai des Bergues«. Ein stattliches Hôtel auf diesem letzteren führt denselben Namen: Hôtel des Bergues. Dieses Wort ist offenbar nichts Anderes als eine französirte Erscheinung unseres Wortes: Berge. Brücke, Quai und Gasthof erhielten diesen Namen, weil man von ihnen aus am Besten die

Berge sieht. Diese stellen sich nun, z. B. vom Quai des Bergues aus gesehen, in folgender Reihenfolge dar. Als Vorberge ziehen sich von Rechts nach Links die graubraunen gewölbten Rücken des großen und kleinen Salève. Durch eine Einsattlung gelangt man weiter links zu der dunklen Pyramide des Môle; ihm folgt eine zweite Einsattlung, und dann der östlich auslaufende Höhenzug der Voirons. Dies sind die Vorberge. Dahinter ragen dann in den beiden Einsattlungen die Schneeriesen hervor. Die Namen der einzelnen Spitzen wußte mir in Genf Niemand zu sagen. Unbestritten ist, daß die höchste Kuppe zumeist rechts der Montblanc ist. Die anderen Gipfel glaube ich, wie folgt, richtig zu bezeichnen. In der ersten Einsattlung zwischen dem kleinen Salève und dem Môle befindet sich also, zumeist rechts, der Montblanc selbst. Die schroffe Nadel, zumeist links in derselben Einsattlung, muß wohl die Aiguille Verte sein. Zwischen dieser letzteren und dem Montblanc liegen dann der Géant, die Aiguilles du Dru, du Moine, de Charmoz und du Midi. In der zweiten Einsattlung zwischen dem Môle und den Voirons erhebt sich zumeist rechts, dicht an dem linken Absturze des Môle, die Aiguille d'Argentière. Der etwas niedrigere breite Schneerücken, welcher sich, etwas vor, nach Links hinzieht, ist der Mont Buet. Wer das Glück hat, die Sonne bei günstigem Himmel von der Stadt mit ihren Landhäusern und diesem Bergpanorama Abschied nehmen und die Berge aus dem Tage in den Abend hinüberglühen zu sehen, die dunklen Vorberge violett und braunroth, die Schneeriesen hellgolden bis zu tiefen Orangetönen, der wird einen Eindruck von unverwischlicher Schönheit mit nach Hause nehmen.

Genf ist die am meisten bevölkerte, wohl auch die reichste Stadt der Schweiz. Sie hat etwa 32,000 Einwohner. Der ganze Canton hat nur die doppelte Seelenzahl, 34,000 Protestanten auf 30,000 Katholiken. In Genf wirkte Calvin von 1536 bis 1564. Jean Jacques Rousseau wurde 1712 in Genf geboren. Die Naturforscher de Luc, Bonnet und de Saussure, die Botaniker de Candolle und E. Boissier,

den Staatsöconomen Say, den Geschichtsschreiber Sismondi, den Physiker de la Rive, den Zoologen Pictet und viele Andere nennt Genf mit Stolz die Seinen. Auch Necker und dessen Tochter, Madame de Staël, waren aus Genf, und man kann wohl auch heute noch Genf als die gebildetste und geistig regste Stadt der französischen Schweiz bezeichnen, sowohl was Politik und Litteratur, als auch was Industrie, Handel und Wandel angeht. Die Genfer verstehen sich sehr gut auf ihren Vortheil, und schon der in dem benachbarten Ferney (nicht zu verwechseln mit dem schweizerischen Vernex bei Montreux) lebende Voltaire soll gesagt haben, wenn ein Genfer zu einem Fenster im vierten Stock hinausspringe, so könne man ihm mit gutem Gewissen nachspringen, weil es da unten gewiß Etwas zu gewinnen gebe.

Ich blieb mit Rödinger's noch einige Tage zusammen in Genf. Wir besuchten das Musée Rath. Dasselbe hat einige gute ältere Bilder, darunter zwei angebliche Salvator Rosa's und einen Paul Veronese; auch mehrere treffliche Bilder der neuen Genfer Schule, aus welcher sich besonders Calame durch sein „Gewitter in der Handeck", Diday durch seine „sturmgepeitschen Eichen" und eine „Brienzerlandschaft", Hornung durch „die letzten Augenblicke Calvin's", Lugardon durch seine „Befreiung Bonnivard's" und einen „Arnold Melchthal", welcher den Diener des östreichischen Vogtes schlägt, bemerklich machen. Wir durchstrichen die prächtigen Quai's, durch welche Genf auf den Ankommenden den Eindruck einer großen Stadt macht, auch die stattliche Rue de la Corraterie, früher Festungsgraben. Nimmt man dazu die großartige Ausdehnung, welche Genf auch nach anderen Seiten hin gewonnen hat und noch täglich gewinnt, und vergleicht man damit die meist engen finsteren Straßen der inneren Stadt, so wird Einem recht klar, eine wie große Wohlthat Fazy seiner Vaterstadt durch die Niederreißung der beengenden Festungswerke und die Befreiung ihrer regsamen Glieder erwiesen hat. Das ist practischer Freiheitssocialismus, für den zwar die conservativen Hausbesitzer der inneren Stadt,

deren Gebäulichkeiten dadurch im Preise gesunken sind, dem radicalen „Tyrannen“ (Sic!) nicht besonders dankbar sind, für welchen aber schon jetzt die Mehrheit ihm Beifall klatscht und noch späte Enkel sein Andenken preisen werden. Daß er sich von den neugewonnenen Bauplätzen durch seine dankbaren Zeitgenossen auch selbst ein werthvolles Stück anweisen ließ, wollen Manche zwar überflüssig finden. Die Mehrheit seiner Mitbürger aber fand Dies nicht überflüssig, nachdem Fazy in einem bewegten politischen Leben ein ansehnliches eigenes Vermögen zugesetzt hatte. Jedenfalls thäten Diejenigen im In- und Auslande, welche seit Jahrhunderten die alte Staatskuh im dunkeln Stalle der Reaction mit energischem Fingerdrucke gemelkt haben, besser, über diese am hellen Tage demokratisch vollzogene Staatsaction zu schweigen. — Am Tage ergötzten wir uns an den prachtvollen Uhren- und Bijouterie-Läden, welche sich auf den Quai's und in allen bedeutenderen Straßen einer an den anderen reihen. Nach Sonnenuntergang strichen wir auf den Brücken durch die Abend- und Nachtkühle. Die an deren Geländern sowie auf den Quai's flackernden Gasflammen warfen dann lange Lichtsäulen in die klare Tiefe des blauen Flusses hinab, in welchem es funkelte und glitzerte wie in krystallenen Pallästen aus Tausend und einer Nacht.

Nachdem wir also in Montreux, im Chamouny-Thale und in Genf etwa 14 Tage gemüthlich verlebt hatten, schlug die Stunde der Trennung. Rödinger's kehrten über Neuschatel nach Stuttgart zurück, während ich eine große Fußreise, zunächst durch den Jura von Genf bis Solothurn, antrat. Der Jura bietet eine Reihe prächtiger Aussichtspunkte in das Innere der Schweiz mit der ganzen Gebirgswelt vom Genfer- bis zum Bodensee. Als die bedeutendsten gelten die Dôle, gleich oberhalb Nyon, und der Weißenstein bei Solothurn. Auf der Dôle tritt die Montblanc-Partie, auf dem Weißenstein die Berner Alpenwelt und das Gebirge der Urschweiz mächtiger hervor. Zwischen Dôle und Weißenstein liegen aber noch ein Menge anderer ausgezeichneter Aussichtspunkte, der „Mont Tendre“, die „Dent de

Vaulion«, der »Chasseron«, der „Chasseral« und Andere. Der Wanderer thut wohl daran, von allen diesen Bergen gerade den zur Besteigung herauszugreifen, an dessen Fuße er an einem günstigen Abend anlangt oder an einem günstigen Morgen erwacht. Ich faßte mir gleich die Dôle in's Auge, den höchsten Gipfel des Jura, 4010 Fuß über dem Genfer See, 5174 Fuß über dem Meere. Wiesner und Andere begleiteten mich — die Armen! Der Abend in St. Cergue, am Fuße der Dôle, wo wir übernachteten, war zwar schön; als wir aber des anderen Morgens, dem süßen Morgenschlummer entrissen, in der Morgendämmerung den beschwerlichen Stich zur Höhe hinaufgeklettert waren, und nun von der aufgehenden Sonne erwarteten, daß sie ihre Schuldigkeit thue, d. h. die Nebel zerstreue und die Landschaft beleuchte, that sie von Alledem Nichts. Vielmehr blieb der Morgen so verhüllt, daß die Nebel uns förmlich auf der Nase saßen. Da zog ich oben, mitten im Nebelmeere, ein grünes Büchlein aus meinem Ranzen, was mir kurz vorher ein durchreisender Deutscher geschenkt hatte. Es waren die „Neuen Gedichte« von Ferdinand Freiligrath. Daraus lasen wir einige, unter anderen »die Revolution«, »am Birkenbaum« und »Marat«. — Freiligrath nennt in letzterem Gedichte den Neuenburger Pferdedoctor den »Guten«. Ob der Dichter wohl besondere Charakterstudien über Marat gemacht hat? Nach Demjenigen, was so allgemein bekannt ist, scheint das Prädicat »gut« doch etwas bedenklich. Seinem Freunde Robespierre ist er jedenfalls insofern vorzuziehen, als er bei allen gefährlichen Bewegungen persönlich an seinem Platze war, während der vorsichtigere Robespierre alsdann regelmäßig verschwand. Am 10. August 1792 läutete Marat mit eigener Hand Sturm im Hôtel de ville; Robespierre war damals 40 Stunden lang unsichtbar. Auch beim Sturze der Girondisten vom 31. Mai bis 2. Juni 1793 war Marat voran, obschon man nicht gerade sagen kann, daß er durch die der Vertretung des gesammten Frankreichs, im Namen der revolutionairen Hauptstadt, angethane Gewalt, der Freiheit einen Dienst erwiesen habe. Mag sein,

daß er „das Gute thun wollte“, so wie er's verstand. Ich für meinen Theil danke aber für die Wohlthaten, die Einem gegen den eigenen Willen durch fremde Willkür zugefügt werden. Derselben Meinung waren die Girondisten, welche er mit Unrecht „Verräther“ schalt. Manche von ihnen hatten schon nach der Flucht von Varennes die Republik und den Krieg gegen die Könige Europa's verlangt, während Robespierre noch Manifeste an seine Wähler für die Monarchie schrieb und öffentlich gegen den Krieg sprach. Auch die 260,000 Aristokratenköpfe, die Marat in seinem „Ami du peuple“ täglich verlangte, sprechen eben nicht für seine besondere Herzensgüte, besonders wenn man bedenkt, daß nach ihm Jedermann zu den Aristokraten zählte, der nicht zu dem Kleeblatte Robespierre-St. Just-Marat hielt, Monarchisten, Constitutionelle, Republikaner, Federalisten und Girondisten, Alle ohne Ausnahme. Auch Charlotte Corday, welche man wohl nicht die „Böse“ nennen wird, scheint von Marat's Herzensgüte nicht viel gehalten zu haben.

Das Gedicht „am Birkenbaum“ macht, wie manches andere Freiligrath'sche Gedicht, den Eindruck, als habe er bisweilen einzelne kräftige Zeichnungen, welche für sich kein Ganzes bilden, fertig, die er dann anderen, für sich ein Ganzes bildenden Gedichten an- und einschiebe. So beschreibt er hier mit ein Paar kräftigen Strichen eine verklingende Jagdpartie; ein Jäger bleibt zurück am Waldrande, zieht ein Buch aus der Tasche, und daran schließt sich, ich weiß nicht einmal mehr recht wie, die Geschichte vom Birkenbaum. Beides, sowohl die beschreibende Einleitung als auch die Erzählung haben große Schönheiten. Aber ihre Vereinigung erscheint gemacht; und wäre sie selbst in wirklich Erlebtem begründet, so wäre sie doch mehr äußerlich und zufällig, als innerlich und nothwendig. — Völlig tadelfrei, von wirksamster Einfachheit, von ruhiger, fast leidenschaftsloser Ueberlegenheit erschien uns dagegen das Gedicht „Revolution“, welches der Sammlung voransteht. — Nachdem wir uns für die mangelnde Aussicht in die große durch diese Einsicht in eine markige Dichternatur entschädigt hatten, kehrten meine Freunde nach Genf

zurück, während ich an dem entgegengesetzten Abhange der Dôle in der Richtung des Lac des Rousses hinabstieg. Mehr rechts bleibt das Dappenthal liegen, 1815 der Schweiz zugesprochen, von Frankreich aber bis auf den heutigen Tag in Besitz gehalten. Ich ließ den Lac des Rousses links liegen, mußte aber doch ein Stück Wegs über französisches Gebiet wandern. Ich war kaum ein halbes Stündchen gegangen, als ich daran erinnert wurde, daß hier eine andere Jagdgesetzgebung bestehe, als in dem benachbarten Canton Waadt und der übrigen Schweiz. Ich sah eine Katze leise und bedachtsam ein Kartoffelfeld hinanschleichen, welches sich vom Abhange nach der Straße hinabzog. Plötzlich hielt sie inne und zog ihre Glieder zusammen. Ein Sprung, — und mit hellem Gegickel flog ein junges Zeug Feldhühner, wohl vierundzwanzig Stück, auf, Hahn und Henne voran, die jungen Hühnchen hinterdrein. Die Katze aber hatte Eines erwischt und setzte triumphirend abwärts nach den Wohngebäuden, während die Federn von dem Thierchen davonstiebten. Mein Jägerherz ward eifersüchtig auf die schändliche Bestie und ich warf mit Steinen nach ihr. Unterdessen war es den Alten, welche sich um eine Bergkuppe herumgeschlagen hatten, nicht gelungen, die unerfahrene Jugend zusammenzuhalten und sich nachzuziehen. Vielmehr hatte diese sich in der nächsten Umgebung in Wiesen und Kartoffelfeldern zerstreut. Seit mehreren Jahren hatte ich keine Flinte mehr losgeschossen und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die zerstreuten Hühnchen zu verfolgen, aufzuscheuchen, und die ganze Kette, Eines nach dem Anderen, mit dem Stocke wie mit einer Flinte symbolisch aufzureiben. In der Schweiz gibt es keine pfleglichen Jagdgesetze. Ist das Feld abgeerndtet, so kann Jedermann, der einen Jagdschein gelöst hat, auf die Jagd gehen. Die Folge davon ist dort wie in allen unter ähnlicher Gesetzgebung stehenden Ländern, daß das Wild fast gänzlich ausgerottet ist. Im Canton Bern habe ich während eines ganzen Jahres, trotz meiner häufigen Spaziergänge durch Flur und Wald, ein einziges Mal einen Hasen gesehen; im Canton Waadt nie eine Spur von irgend einem Wilde. Doch er-

zählte mir Wiener, es sei vor einigen Jahren in der Nähe von Lausanne einmal ein Hase gesehen worden; darauf seien aber gleich sieben wohlcostümirte Jäger mit vierzehn Hunden ausgezogen. Auch die Singvögel leiden mehr oder minder unter einem solchen Zustande. Hier in Nizza z. B., wo die Jagd auch frei ist, schießen sie Alles weg, nicht bloß die kleine Feigenschnepfe, den Gegenstand der Sehnsucht aller Friands, sondern auch die ihr verwandte schwarzköpfige Grasmücke, die liebliche Sängerinn, die Buchfinke, Distelfinke, Amseln und Drosseln. Große Männer mit gewaltigen Bärten ziehen mit langen dummen Röhren aus, um den kleinen, klugen Vögeln nachzustellen. In der Schweiz treibt man wenigstens die Jagd auf die Singvögel nicht so arg; aber in Nizza rottet man die Sänger des Waldes und Feldes unbarmherzig aus. Selbst der Sperling, der freche Gamin, der auf unseren Höfen den Hühnern, Enten und Tauben die besten Körner vor der Nase wegstibitzt, verstummt hier, und ich hatte oft ordentlich Sehnsucht nach seinem vorlauten Schrillen voll angenehmer frecher Heiterkeit. — Welchen Reizes geht nicht dadurch die Natur verlustig? Auch ist man seines Lebens nicht sicher, wenn so Jeder mit der Flinte hinausrennt, und hier in Nizza pfiffen mir, wenn ich zwischen dem hohen Rohr und Mais spazieren ging, mehr als einmal die Schroten um die Ohren. Ich glaube, daß unsere deutsche Demokratie Unrecht hatte, einen solchen Zustand herbeiführen zu wollen. Man beraubt dadurch die Natur eines hohen Reizes, führt persönliche Unsicherheit herbei, und entzieht unserem ohnehin nicht zu rüstigen Geschlechte eine Gelegenheit zu gesunder Kraftbethätigung. Dazu kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt. Sind denn Hirsche, Rehe, Hasen und Hühner nicht eben so gut Gegenstände der Nationalöconomie wie feine Weine, Fische und Austern? Existiren denn nicht überall Gesetze, welche auf die Erhaltung anderer Luxusgegenstände der Tafel abzielen? Warum denn gerade die Jagdgesetze so einrichten, daß alles Wild ausgerottet werde? Weil nicht Jedermann sein Theil davon in natura erhalten kann? Aber es gibt noch viele Gegenstände, von denen nicht

Jeder sein Theil in natura erhalten kann. Dafür mögen dann die Wohlhabenderen die Uebrigen durch hohe Jagdpächte und Wildpreise entschädigen. Das ist doch jedenfalls vernünftiger, als ein immerhin bemerkenswerthes Gebiet wirklicher Werthobjecte gänzlich unfruchtbar zu machen. — Auch läßt sich die Jagdpflege sehr gut sowohl mit der Achtung vor dem Eigenthum als mit der nöthigen Rücksicht auf die Feldfrüchte vereinigen. Mir dünkt, die Hauptgrundsätze unserer linksrheinischen Jagdgesetzgebung seien gar so übel nicht. Ich spreche nicht von dem aus den verschiedensten Zeiten herstammenden Labyrinthe der Strafgesetze, sondern von den Verwaltungsgrundsätzen. In erster Linie steht die Anerkennung des Eigenthumsrechtes. Aber nicht jeder Besitzer einer Handbreit Landes darf auf seinem Eigenthume jagen. Vielmehr werden die einzelnen Grundstücke einer Gemeinde zu einem gemeinsamen Jagdverbande zusammengelegt, welchem ein aus den Grundbesitzern hervorgegangener Jagdvorstand vorsteht. Der Jagdvorstand hat die Wahl: den also gebildeten Jagdverband entweder zu verpachten; und dann wird jedem Grundbesitzer ein der Ausdehnung seiner Grundstücke entsprechender Theil des Pachtpreises auf den von ihm zu zahlenden Grundsteuerbetrag gut geschrieben; oder durch einen beeidigten Jäger für Rechnung der Gemeinde beschießen, oder endlich denselben ganz ruhen zu lassen, wenn die besondere Art der Feldcultur dies wünschenswerth erscheinen läßt. Kommt hierzu der Schluß der Jagden vor der Erndte nebst den erforderlichen Gesetzen gegen alle Arten von Feldcontraventionen, so sehe ich nicht ein, was darin Aristokratisches oder Reactionaires zu entdecken wäre. Werden die Pachtverträge nicht auf zu lange Zeit abgeschlossen, so ist eine den Feldfrüchten schädliche Zunahme des Wildes gar nicht zu besorgen. Auf dem linken Rheinufer ist auch dieser Uebelstand gar nicht hervorgetreten. Die Gemeinde hat ja die Sache stets souverain in der Hand. Die Erhaltung der Jagdsouverainetät jedes Einzelnen dagegen enthält nicht nur einen nationalöconomischen Mißgriff, sondern auch eine Gefährdung der persönlichen Sicherheit und einen Raub an den Reizen

der Natur. Die beabsichtigte Bereicherung Aller wird zur Verarmung Aller.

Nachdem ich diese Lanze für das edle Waidwerk gebrochen, will ich meine Reise fortsetzen. Die Jurathäler, welche ich durchpilgerte, sind meist Längenthäler, während in den Alpen die Durchschnittsthäler vorherrschen. Das will sagen, daß die Jurathäler nicht quer durch die Breite der Bergrücken hindurchführen, sondern dadurch gebildet werden, daß sich die Berge, da wo sie aufeinander treffen, Strecken weit der Länge nach voreinander herschieben. Sie sind nicht so mannichfaltig und großartig als die Alpenthäler, einfacher, ruhiger, aber oft recht anmuthig. Stellenweise sind sie von wunderschönen Tannen bevölkert, welche mit weit ausgestreckten Zweigen rings Alles zu segnen scheinen. Besonders hervorzuheben ist im waadtländischen Jura die Partie um die „Dent de Vaulion“, deren eine Seite eine steile, an 2000 Fuß hohe nackte Felswand bildet, die andere eine geneigte Ebene mit grünen Matten. Göthe hat dieselbe bestiegen und von der dort genossenen Aussicht eine anziehende Schilderung entworfen. Dieselbe soll im südwestlichen Jura nur durch die Aussicht von der Dôle übertroffen werden. Ich kam nicht auf die Dent de Vaulion, obwohl ich an deren Fuße in „le Pont“, am Nordende des lieblichen „Lac de Joux“, übernachtete. Abend- wie Morgenhimmel waren umwölkt. Aber auch unten im Thale bietet sich Sehenswerthes. Hinter „le Pont“ schließt ein Bergabhang den 2 Stunden langen, ½ Stunde breiten „Lac de Joux“, sowie den durch einen Kanal mit ihm in Verbindung stehenden kleineren Lac des Brenets. Von da steigt man 700 Fuß tief nordwärts hinab, wo man dann rechter Hand auf einmal die Orbe aus einer Felshöhle reich und stark hervorsprudeln sieht, ohne zu wissen, wo sie herkommt. Wahrscheinlich ist sie nichts Anderes als der unterirdische Abfluß des „Lac de Joux“. Dann folgt das Orbethal, welches zu den schönsten Partieen des Jura gerechnet zu werden verdient. Im Neufchateller Jura thut sich besonders der „Saut du Doubs“ mit seinen Umgebungen hervor. Von „Locle“ gelangt man in westlicher Richtung durch »les Roches-fendues«, ein gewaltiges Felsenthor,

nach dem Doubs, welcher hier die Gränze zwiſchen dem Canton Neuſchatel und der Franche-Comté bildet. Der Fluß wird immer breiter und breiter, dehnt ſich endlich zu einem förmlichen See aus, an deſſen Ufern hohe, wildromantiſche Felſen emporragen, und ſtürzt dann bei »les Brenets« in einem ununterbrochenen Falle 80 Fuß tief hinab in einen Schlund, welcher ſich zwei Stunden lang durch eine Kette von 2000 Fuß hohen Felſen fortſetzt. Das Waſſer bietet auf dem Kamm, über welchen es abſtürzt, einen doppelten Anblick. Zum Theile iſt es mehr friedlich flach, zum andern Theile mehr zornig aufſprudelnd. Der Fall iſt ſchön und wild; aber mit dem Aarefall an der Handeck kann er ſich, wie nicht an Höhe, ſo auch nicht an romantiſcher Schönheit meſſen. — Von Locle ſtieg ich in nordöſtlicher Richtung den Berg hinan nach La Chaux de Fonds. Als mein Blick von der Höhe hinüber nach Frankreich ſchweifte, konnte ich mich nicht enthalten, mir die Frage zu ſtellen, was nach Verlauf eines Jahres wohl aus dieſer armen, von ihren bitterſten Feinden verwalteten Republik geworden ſein möge? Das erſchien ungewiß genug, und Was hing nicht Alles von dieſer Frage ab? Und doch hatte ich kurz vorher auf franzöſiſchen Wieſen Heu erndten, auf franzöſiſchen Straßen Frachtfuhren hinknarren ſehen, als wenn gar Nichts bevorſtände. Die Geſellſchaft hat doch viel Phlegma und fällt ſo leicht nicht um. Wahr aber iſt, daß ihr phlegmatiſchen Bauern und Frachtfuhrleute am Ende doch alle die Experimente bezahlen müßt, welche die Herren Pariſer anzuſtellen für gut finden. Wie man ſich nur in alle Ewigkeit einen ſolchen Despotismus gefallen laſſen mag! Doch ſtill! Hörten Robespierre, St. Juſt und Marat Das, ſie drehten ſich in ihren Gräbern um, und daraus erklänge der Ruf: Federalismus, Verrath! —

In La Chaux de Fonds hielt ich mich einige Tage auf, um mir die dortige Uhreninduſtrie anzuſehen. Dieſer merkwürdige Induſtriezweig zieht ſich durch den ganzen Jura hindurch; er beginnt ſchon am Lac de Joux im Canton Waadt und ſetzt ſich auch über La Chaux de Fonds hinaus im berniſchen Val St.

Imier fort. Der Hauptsitz desselben aber ist im Canton Neuenburg, hauptsächlich in den nicht ganz 2 Stunden von einander entfernten beiden Orten Locle und La Chaux de Fonds, von welchen letzteres wieder durch Größe und Einwohnerzahl den ersten Platz einnimmt. Locle hat noch nicht 9000, La Chaux de Fonds 12,000 Einwohner. Das letztere ist keine Stadt, sondern ein Dorf, aber ein nicht nur durch seine Einwohnerzahl, sondern auch durch ansehnliche Gebäude stadtähnliches Dorf, wohl das größte Dorf Europa's. Es ist überraschend, 3075 Fuß über dem Meere in einem wasserarmen, felsigen Alpenthale plötzlich eine so wunderbare Ansiedlung zu finden. Ich sage wunderbar; denn es erregt wirklich Staunen, die Uhr von dem kleinsten Rädchen bis zur Kapsel hier zu Tausenden und Abertausenden entstehen zu sehen. Dieser Entstehungsprozeß beruht auf einer bis in's Kleinste getriebenen Theilung der Arbeit. Ich besuchte verschiedene Werkstätten. Hier verfertigt man Nichts als Cylinder oder Anker; dort beschäftigt man sich nur mit der Anfertigung kleiner Rädchen; an einem dritten Orte gießt man nur Gold- und Silberkapseln. In einer vierten Werkstätte wird nur gravirt oder guillochirt, und so hat jeder einzelne Theil der Uhr, jede einzelne sie betreffende Verrichtung ihre eigene Werkstätte, wo 20, 30 bis 40 Arbeiter sich nur dieser besonderen Arbeit hingeben. Mit Guillochiren, worunter man die Ausarbeitung der einfachen Rippen auf dem Rückblatte der Uhrkapsel versteht, beschäftigen sich auch Mädchen und Frauen.

Diese einzelnen Werkstätten haben meist besondere Unternehmer, welche Local, Material und Maschinen stellen, und die Arbeiter nach verschiedenen Sätzen ablohnen. Daneben bestehen noch die sogenannten „Etablisseurs". Diese bestellen die einzelnen Uhrtheile in den verschiedenen Werkstätten und stellen für ihre eigene Rechnung die Uhr zu einem Ganzen zusammen. Ueber ihnen macht sich noch das große Capital durch Haltung größerer Uhrenlager geltend. Die Uhrenarbeiter erfreuen sich durchweg hoher Arbeitslöhne. Ein einfacher Guillocheur erhält täglich 3—4 Franken; Andere verdienen sich einen Tagelohn von 5, 6 bis 7

Franken; die geschicktesten Arbeiter kommen sogar bis zur Höhe von 10 Franken per Tag. Ich war von meiner Heimath aus beauftragt, eine Uhr zu bestellen. Ein solider Etablisseur, ein deutscher Demokrat, gab mir folgende Preise auf: Eine goldene Ankeruhr mit 13 Edelsteinen und Goldcüvet (— das Cüvet ist die innere Kapsel —) von einem Durchmesser von 18 Linien: 50 Gulden; eine goldene Cylinderuhr mit Messingcüvet von gleichem Durchmesser: 36 Gulden. Man kann sich als Gravur bestellen, was man will, Arabesken, Landschaften oder Portraits. Zu letzterem Zwecke mußt Du natürlich eine Abbildung von Dir hergeben. Ich sah einige ganz getroffene Gravuren des Erzherzogs Johann von Oestreich. Solch ein Portrait macht nur eine Differenz von etwa 5 Franken. Die feinsten Gravuren werden aber in Genf gemacht, natürlich auch höher bezahlt. Ebenso zeichnet sich Genf durch seine Emailarbeiten, überhaupt dadurch aus, daß es an Alles die letzte vollendende Hand legt. Dies soll auch auf die Uhrwerke Anwendung finden, welche Genf von Locle und La Chaux de Fonds bezieht. Die Arbeiter in La Chaux de Fonds aber behaupteten, Dies sei meist nur Vorspiegelung; sie könnten auf Verlangen ihre Uhrwerke eben so gut vollenden wie die Genfer, und dafür garantiren, daß etwaige Abweichungen monatlich 7—8 Secunden nicht überstiegen. Dergleichen Uhrwerke würden viele von ihnen nach Genf abgeliefert, ohne daß man dort noch eine Hand dran lege.

In La Chaux de Fonds fand ich viele Deutsche, auch mehrere deutsche Flüchtlinge, besonders Süddeutsche, darunter den früheren Geometer Roman Schweizer, einen tüchtigen jungen Mann, welcher sich damals als Graveur 5—6 Franken täglich verdiente. Zugleich ein trefflicher Turner, war er überall gut angesehen. Doch schien er sich von gewissen Richtungen, die er „Unsinn“ nannte, mit einem gewissen Stolze fern zu halten. Noch mehrere andere Badenser hatten in der Uhrenindustrie ein Unterkommen gefunden, darunter ein ganz junger Mensch von 18 Jahren, welcher, ohne irgendwelche erleichternde Vorkenntnisse, in wenigen Monaten dahin gelangt war, durch Guillochiren täg-

lich 4 Franken zu verdienen. Auch einen gewiſſen Schlobohm aus Hanau, den ich bereits in Bern kennen gelernt hatte, fand ich in La Chaux de Fonds wieder. Während des Frankfurter Septemberaufſtandes hatte er mehrere Wunden, darunter auch eine gefährliche Schußwunde erhalten, welche ihm nicht geſtatteten, ſein früheres Gewerbe — er war Spengler oder Poſamentirer geweſen — wieder aufzunehmen. Eben ſo wenig wollte ihm das Cigarrendrehen bekommen, und ſo hatte er ſich denn, mit Anhülfe von Freunden, mit einem kleinen Cigarrenhandel hier in den Bergen niedergelaſſen. Er ſah noch leidend aus, was aber ſeinem edel und feingeſchnittenen Geſichte einen doppelten Reiz verlieh. — In La Chaux de Fonds zog manches Arbeitergeſicht meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf vielen herrſcht Intelligenz. Auch leben dieſe Arbeiter freier, ſelbſtſtändiger und beſſer als anderwärts. Man ſieht ſie häufig in ſauberen Blouſen auf Billards, Kegelbahnen und in den Kaffees ſich der Erholung hingeben, Abends in den Wirthshäuſern. Fleißige und ſparſame Arbeiter ſchwingen ſich wohl zu Unternehmern von Werkſtätten oder zu Etabliſſeurs auf, und ſelbſt manche einfache Arbeiter haben Familien gegründet, die ſie anſtändig ernähren. — Die Flüchtlinge in La Chaux de Fonds nahmen mich recht freundlich auf und widmeten mir täglich mehrere Stunden, um mich in das innere Getriebe der Uhreninduſtrie einzuweihen. Auch von dem dortigen Arbeitervereine erhielt ich eine Einladung zu einer Abendſitzung. Ich ging hin, begrüßte die zahlreiche Verſammlung und ſagte ihr, daß ich wohl in ihrem ſowie in meinem eigenen Intereſſe gut daran thue, mich auf dieſen einfachen Gruß zu beſchränken. Es waren bedenkliche Zeitläufte, und die deutſche Reaction mag mir's auf mein Wort glauben, daß damals gar nicht Viel dazu gehörte, um von dem Bundesrathe die Einladung zu erhalten, ſich anderwärts ein Aſyl zu ſuchen. Darauf lud man mich ein, wenigſtens ihren Verhandlungen beizuwohnen. Man discutirte gerade ein Programm, worin neben vielem Verſtändigen ſich auch einige bedenkliche Paragraphen befanden, durch welche das Recht auf Arbeit gewitterſchwer hindurchſchaute. Ich

machte auf die Consequenzen aufmerksam, griff die Frage an der Wurzel und suchte meinen gemäßigteren Ansichten Geltung zu verschaffen. Ich frug auch, woher es wohl komme, daß selbst hier, wo sich so viele intelligente und gut salarirte Arbeiter vereinigt fänden, dennoch die Einzelkraft durchschlage und ihren besonderen Weg zum Privatglück nehme? Das komme wohl nicht bloß von dem Drucke des großen Capitals, welches sich über ihnen geltend mache, sondern auch von jener ursprünglichen Verschiedenheit der Kräfte, welche unter ihnen selbst walte. Sie hörten mir aufmerksam zu, ohne daß ich sagen könnte, daß sie sich durch meine Bemerkungen besonders erbaut zeigten. Man verzichtet ja so ungern auf einmal erfaßte Ideale, und es bedarf der Gunst innerer und äußerer Umstände, um die „eherne Nothwendigkeit“ als „Mutter der Heroen“ zu erkennen, ohne den Lebensmuth dabei einzubüßen. Auch ich hatte ja nicht ohne Schmerz bereits manches Ideal begraben, und wer weiß, was ich noch Alles werde begraben müssen. Unter allen Umständen wird's gut sein, der „ehernen Nothwendigkeit“ stets scharf in's Auge zu blicken. — Ich muß übrigens bemerken, daß Diejenigen sich gewaltig täuschen, welche nach dem trivialen Witze: „Hunger ham mer keenen, aber Durscht!“ annehmen, die Bestrebungen der Arbeiter seien bloß auf Vermehrung rohen sinnlichen Genusses gerichtet. Allerdings verlangt der Arbeiter zunächst eine erträgliche ökonomische Grundlage; aber alsbald, und früher als bei manchem schlemmenden Bourgeois, erheben sich die höheren Ansprüche des Seelenlebens. Der Arbeiter verlangt einige sorglose Muße, um sich mit Ausbildung seines Geistes zu beschäftigen; er strebt nach der Möglichkeit, sich den wohlthuenden Einflüssen eines gemüthlichen Familienlebens hinzugeben. Diese Bedürfnisse sind doppelt erklärlich bei der in's Einzelnste getriebenen Theilung der Arbeit. Diese ist ein unschätzbarer Hebel der Industrie; aber für den Arbeiter führt sie zu Einförmigkeit und Langeweile. Sie kann nicht aufgegeben werden; aber um so wünschenswerther erscheint ein Gegengewicht gegen die ihr entspringenden Mißstände.

Neunzehntes Kapitel.

Zur Uhreninduſtrie. Ausſicht von der Botzinger Höhe. Gaſthofpreiſe. Durch's Aarethal nach Solothurn. Das Zeughaus zu Solothurn. Ausſicht vom Weißenſtein. Kosciusko's Grab. Finnland, Rußland und Schweden. Eine Begegnung. Rappard's mikroſcopiſches Inſtitut in Zürich. Frau Trendelenburg. Zur Emancipation des Weibes. Mit Rappard über den Albis nach Luzern, von da durch Entlibuch und Emmenthal nach Bern. Herbſt. Ein Müller im Entlibuch. Advocatenſtand. Im Schooße der Familie Mayer in Wawern. — Siècle und Preſſe. — Die Kinder und die Berge. Ein Adept. Freiburg. Die Drahtbrücken. Zur Parteiſtellung in Freiburg.

Nach einigen Tagen eines belehrenden Aufenthaltes gaben mir meine Exilgenoſſen und einige Arbeiter das Geleite bis zu einer nördlich von La Chaux de Fonds gelegenen Anhöhe, von wo man eine bemerkenswerthe Ausſicht auf die Alpen hat. Unterwegs frug ich, wie es wohl kommen möge, daß der Flor dieſer merkwürdigen Induſtrie mit dieſen Bergen wie untrennbar verknüpft ſcheine, daß, ſeit Friedrich dem Großen bis auf den heutigen Tag, ſo viele Verſuche, ſie in andere Länder zu verpflanzen, geſcheitert ſeien? — Sie meinten, Das ſei einerſeits der beſchaulichen Einſamkeit und dem Mangel an Zerſtreuung beizumeſſen, welcher in dieſen Bergen herrſche, dann aber auch der reineren Luft in ſo anſehnlicher Höhe, welche dem Auge größere und dauerndere Anſtrengungen geſtatte. Oben nahmen wir noch einen gemeinſchaftlichen Abſchiedstrunk, und dann ſtieg ich in das St. Immerthal (Val St. Imier) hinab. Zum erſten Male ſeit meinem Aufenthalte in der Schweiz verlangte man mir auf der Berner Gränze meinen Paß ab. Das war eine Mahnung an das conſervative Regiment in Bern. Doch ließ man mich auch auf ein bloßes »Laissez passer librement!«, womit der waadtländiſche Staatsrath mich mit freundlicher Bereitwilligkeit ausgerüſtet hatte, ruhig paſſiren. Ich durchſchritt das St. Immerthal, durch welches ſich die Uhreninduſtrie fortzieht und welches ſich außerdem durch ſeine Viehzucht auszeichnet. Der

Hauptort deſſelben iſt Courtelary. — Ein Paar Stunden weiter in öſtlicher Richtung gelangt man nach Sonceboz, wo von Norden her die Straße aus dem wildromantiſchen Münſterthale einmündet. Ich ließ dieſe jedoch links liegen und ſetzte meinen Weg oſtwärts fort über La Hutte und Reuchenette nach der Botzinger Höhe, wo man von dem Jura in die Aare-Ebene hinabſteigt. In der Gegend von La Hutte beginnt ein prächtiger Wald, welchen das Hammerwerk von Reuchenette mit energiſchen Tacten durchklingt. Vor der Botzinger Höhe ſenkt ſich der Weg etwas, um dann einen letzten mäßigen Stich hinanzuſteigen. Der in der Ferne ſich zeigende Kamm der Botzinger Höhe bildet einen Ausſchnitt, und die Straße, auf der man ihm zuſchreitet, zieht ſich in einer ſchrägen Krümmung der Art hin, daß der Blick durch den Ausſchnitt die ferner liegenden Gebirge nur einzeln und nacheinander erfaßt und zwar von Links nach Rechts. Es war ein Eindruck wie von den vorüberziehenden Bildern einer Lanterne magique. Sieh da einen Schneerücken ſich in dem braunen Ausſchnitte der Botzinger Höhe glänzend darſtellen. Ich hatte lange keinen Schnee mehr geſehen; es durchrieſelte mich. Wer mag Das wohl ſein? Der Bergrücken trug keine beſonders ausgeprägten Formen. Doch muß er wohl zu den Berner Alpen gehören. Ein Paar Schritte weiter geben ein anderes Bild. Iſt Das nicht das Tſchingelhorn? Noch ein Paar Schritte: Das iſt ja die Blümli's-Alp! Kein Zweifel! Der erſte minder charakteriſtiſche Bergrücken war die „Ebene Fluh“ geweſen, und jetzt folgt das „Doldenhorn“, das „Balmhorn“, die „Altels“, das „Rinderhorn“, davor mit braunen Häuptern das Stockhorn und der Rieſen. Auf der Höhe aber thut ſich dann nicht nur die ganze Berner Alpenwelt mit Jungfrau, Mönch und Eiger, ſondern auch rechts der Gipfel des Montblanc hinter den dunklen Savoyer Gebirgen, und links das urſchweizer Gebirg bis zum hohen Säntis vor Dir auf. Rückwärts ſchließt der Jura mit finſterem Tannenwald, hinter welchem eben die Sonne hinabtaucht, die gegenüberliegenden Schneeberge mit dem reichſten Golde überſchüttend. Wie die Sonne mehr und mehr ſinkt, werden die

Alpen duftigblau von Unten nach Oben, jetzt geht der letzte Goldschimmer von deren Gipfeln in den Himmel über, welcher sich zu einem rosigen Meere entzündet. Dieser Rosenschimmer steigt höher und höher, von nachrückendem Blau gedrängt, bis er sich ganz verliert. Dann bricht die volle Scheibe des Mondes — es war am 10. September 1851 — kühlklar hervor und überschüttet die ganze Landschaft, Berg, Wald, Wiese und Fluß, mit dem reinsten Silber. Das war ein glücklicher Abend. All das Silber, all das Gold war mein. Wer will es mir rauben, wenn ich es zu genießen verstehe? Ich bin ein armer Teufel; aber in solchen Augenblicken fühle ich mich tausendmal reicher als Ihr Armen, die Ihr über Euerem zeitlichen Silber und Golde erblindet seid, daß Ihr das ewige nicht mehr sehen mögt. Drauf steige ich rasch die Botzinger Höhe hinab. Die Berge sind nun abgestorben. Aber ich werde deshalb nicht traurig. Ich sage nicht: Alles Schöne vergeht! Nein! es vergeht nicht. Was unser Wesen einmal wirklich durchleuchtet hat, lebt nachwirkend fort und fort. Es sind nun bald 4 Jahre her, daß ich auf der Botzinger Höhe stand, wo sich mir die Natur also liebend offenbarte. Aber der Eindruck lebt unverwischlich fort, und indem ich diese Zeilen schreibe, bebt er mir durch alle Nerven. So lebt alles Schöne, was einmal dagewesen ist und gewirkt hat, auch nachdem es wieder heimgegangen ist, fort und fort durch die Zeiten, von Geschlecht zu Geschlecht, in sicherer, schöner Unsterblichkeit.

Links Unten am Berge steht ein Wirthshaus schlicht und klein; da kehren alle Fuhrleut' ein. Niemand sitzt hinter dem Ofen; aber Alles, was ich Dort erhielt, muß ich lofen. Man setzte mir als Abendbrod gebratenes Fleisch, Kartoffeln und Früchte vor, dazu einen guten Schoppen waadtländer Weines. Ich schlief in einem Zimmer ohne Tapeten, aber mein Bett war reinlich und gut. Morgens um 5 Uhr erhielt ich bereits einen guten Kaffee mit vortrefflicher Milch, Butter, Brod, Honig und Käse; und als ich bei'm Fortgehen nach meiner Rechnung fragte, betrug diese 16 Batzen, etwas mehr als zwei Franken. So rei-

sen die Fuhrleute; so reist auch ein Flüchtling, der Viel sehen will, aber nicht viel Geld hat. Er macht meist vor den größeren Städten Halt und kehrt Da ein, wo »alle Fuhrleut' einkehren.« Der Fußreisende darf nicht schlecht leben; aber wer glaubt, daß die »Fuhrleute« schlecht leben, der irrt sich. Sie leben billig, aber solid und kräftig. Ich befand mich sehr wohl, indem ich ihren Fußtapfen folgte, und habe es dadurch während 14 Tagen zu einem täglichen Kostendurchschnitte von etwa 3½ Franken gebracht. Mein Freund Reinstein hat auf zahlreichen größeren Reisen Aehnliches erzielt. Ist man einmal in einer größeren Stadt, so geht man lieber gleich in's erste als in's zweite Hôtel. Denn die Natur der Sache hört da doch auf und die Kunst beginnt. In dieser Kunst, den Reisenden den fünf- und sechsfachen Preis Desjenigen abzunehmen, was er wirklich verzehrt, hat man es heutzutage nicht nur in den Städten der Schweiz, sondern auf dem ganzen Continent bereits so weit gebracht, daß ein ordentlicher Mensch von mäßigem Einkommen kaum mehr eine größere Reise unternehmen kann. Freilich sind die thörichten Ansprüche und der dumme Hochmuth mancher Reisenden zum großen Theile selbst Schuld daran. Sie verdienen solche Aderlässe; aber es ist zu bedauern, daß der Unschuldige mit bluten muß, welcher nicht reist, um ununterbrochen auf Teppichen zu wandeln, sich in glänzenden Spiegelsälen vervier- und verzehnfacht zu sehen und eine Armee von Kellnern zu commandiren, sondern um der schönen Natur oder um nützlicher Geschäfte willen. Wo soll dies Treiben enden? Wird man nie zur Natur zurückkehren? — Von meinem kleinen guten Wirthshause aus schritt ich, den Bieler See hinter mir liegen lassend, durch die schöne Aarebene nach Solothurn, der Hauptstadt des Cantons gleichen Namens, mit 5370 Einwohnern (200 Protestanten), an der Aare. Neben meiner Vaterstadt Trier ist sie angeblich die älteste Stadt diesseits der Alpen, seit 1481 dem eidgenössischen Bunde angehörend. Die Aufnahme in den Bund erfolgte auf das eindringliche Mahnen des Bruders Klaus (Nicolaus von der Flüh), welcher plötzlich baarhaupt und baarfuß, in grober Einsiedler-

kutte, einen Strick um den Leib, in der Rathssitzung der streitenden Eidgenossen zu Stanz erschien und durch schlichte Worte die Herzen der stolzen Herren der Eintracht und dem Frieden gewann. Diese Scene ist in dem Zeughause zu Solothurn mittelst einer Gruppe von Holzfiguren in Lebensgröße recht anschaulich und lebendig dargestellt. Ist's auch grade kein Kunstwerk, so lohnt es doch der Mühe, es zu sehen. Dies Zeughaus enthält auch, außer den Waffen für die Miliz, eine merkwürdige Sammlung alter Rüstungen, Hellebarden, Spieße und Fahnen aus den Kämpfen der Eidgenossen gegen Oestreich und Burgund. — Schnacke aus Solothurn, den ich in Lausanne kennen gelernt hatte, war nicht bei Hause; dagegen ward ich von mehreren anderen Deutschen, Flüchtlingen und Nichtflüchtlingen, freundlich aufgenommen und noch am selben Tage auf den Weißenstein, den Stolz Solothurns, geleitet. Im Vorbeigehen sah ich rasch das St. Ursusmünster oder die Domkirche. St. Ursus war ein Soldat der thebaischen Legion unter dem heiligen Mauritius, welche die Sage bei St. Maurice im Wallis, im Jahre 302, zur Zeit des Kaisers Maximinian, den Märtyrertod für den neuen Glauben sterben läßt, den sie nicht abschwören wollte. Die Gebeine dieses Heiligen schweben in einem Sarge über dem Altar. Das Gebäude wurde 1773 an der Stelle eines 1050 gegründeten, später eingestürzten Münsters von einem Italiener, Pisoni aus Ancona, errichtet. Dreiunddreißig Stufen führen zum Eingange hinan; an beiden Seiten sind Brunnen mit Standbildern angebracht, hier Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, dort Gideon, wie er den Thau aus dem Ziegenfelle windet.

Die Aussicht vom „Weissenstein“ gleicht derjenigen von der Botzinger Höhe. Doch ist der 2640 Fuß über der Aare, 3950 Fuß über dem Meere gelegene Weißenstein nicht nur höher, sondern auch zur Frontschau besser gelegen. Der Blick ist beherrschender, die einzelnen Berge treten mächtiger, vollständiger und schöner hervor. Man übersieht in großem Halbkreise die lange Kette der Hochalpen in ihrer ganzen Ausdehnung vom hohen Säntis, ja von den Bergspitzen Tirols bis zum Montblanc.

Es treten von Links nach Rechts beſonders hervor: der hohe Säntis, der Glärniſch neben dem etwas vorgeſchobenen Rigi, der ſchneegeſchwellte Töbi zwiſchen Rigi und Pilatus, der hohe Schneeſattel des Titlis, das Suſtenhorn; dann über Solothurn in voller Pracht die Wetterhörner und das Schreckhorn, das Finſteraarhorn, das gewaltige Drillingspaar Eiger, Mönch und Jungfrau, weiterhin die Blümli's-Alp, das Doldenhorn, die Altels bis zum Oldenhorn und den daneben ragenden Diablerets auf der Gränze dreier Cantone; endlich auf der äußerſten Rechten das Rieſenhaupt des Montblanc. In Reiſehandbüchern pflegt dazwiſchen auch noch der Monte-Roſa angeführt zu werden. Aber die Monte-Roſa-Kette wird von den Berner Alpen gedeckt. Nur ein Paar Berge aus dieſer Kette, ich glaube das Matterhorn (Mont Cervin) und das Weißhorn, haben ſich auf die Zehen geſtellt, um mit ihren äußerſten Spitzen dem Rinderhorn und dem Wildſtrubel neugierig über die Schultern zu blicken. Dieſe Neugierde weckt auch die unſere; aber die Schönheit des Panorama's gewinnt dadurch Nichts. Im Weſten glänzen die Waſſerſpiegel des Bieler, Murtener und Neuenburger See's. Die Aare windet ſich wie ein Silberfaden von Süden nach Norden durch die weite fruchtbare Ebene, ihr zu ſtreben die Emme und Zihl. Im Rücken ſchließt der waldige Jura. Die Abendbeleuchtung war noch günſtiger als am Abend vorher auf der Botzinger Höhe. Ich erlebte ein zweites, das ſogenannte Nachglühen. Ueber dem dunklen Jura neigte die Sonne in einem Meere von Gold und Feuer zum Untergang. Die gegenüberliegenden Schneeberge kleideten ſich in roſige Brautgewänder. Wie von ſteigender Leidenſchaft erglühten ſie tiefer und tiefer, bis die Sonne hinab war. Dann erblaßten ſie leiſe; aber plötzlich leuchteten ſie, wie aus glücklichem Traume erwachend, hell wieder auf. — Dann fielen ſie in neuen ruhigen Schlummer. Der Mond ließ etwas länger auf ſich warten als am Abend vorher. Ich wendete mich um nach dem Jura. Noch gibt die verſunkene Sonne leiſe Kunde von ihrem Daſein; aber ſchon beginnen ſich in den noch warmen verlöſchenden Glanz

des Abendhimmels kühlere Töne hineinzuringen, jetzt wird er hellblau, dann stechend von Silber. Ein Blick vorwärts, — und weit, weit über dem Säntis schwimmt die volle Scheibe des Mondes, welche alsbald reiche Ströme hüpfenden Silbers in die Aare hinabgießt. Das war der Weißenstein, der seinen Ruf verdient. Er bietet zwar nur ein Halbpanorama, aber dieses ist umfassender als die Rundsicht vom Rigi, auch einfacher und müheloser zu genießen.

Am folgenden Morgen besuchte ich noch das Denkmal Kosciusko's. In dem Hause Nr. 5 neben der Post verbrachte er als Verbannter die letzten Tage seines Lebens. Er starb 1817. Seine Eingeweide wurden auf dem Gottesacker zu Zuchwyl, ¼ Stunde von Solothurn, am rechten Ufer der Aare, beigesetzt. Trauerweiden beschatten das Grab; das einfache Denkmal trägt die Inschrift: Viscera Thaddaei Kosciusko. Sein Körper ruht neben Sobieski und Poniatowski in der Domkirche zu Krakau. Sodann machte ich mich, von den deutschen Freunden geleitet, durch das fruchtbare Aarethal, auf das der Herbst schon seinen Vergänglichkeitsschimmer zu streuen begann, auf den Weg nach Aarau. In Aarau war ich an einen dortigen badischen Flüchtling, Namens Forster, empfohlen. Er nahm mich freundlich auf, und ich fand in ihm einen sehr unterrichteten Mann, der, neben einem schönen Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen, zugleich mehr Ruhe und gemessenes Wesen besitzt, als die meisten seiner Landsleute. Er spricht eine Menge Sprachen, darunter auch die russische. Er war nämlich früher Informator in Finnland, und machte mir darüber ganz interessante Mittheilungen. Man irre sich, wenn man an das Vorhandensein lebhafter finnischer Sympathieen für Schweden glaube. Die schwedische Partei sei klein; bei der Mehrzahl der Finnen habe schwedischer Druck einen üblen Nachgeschmack zurückgelassen. Dieser sei es daher nicht darum zu thun, statt der russischen wieder der schwedischen Herrschaft zu unterfallen, sondern ein eigenes möglichst selbstständiges Mitglied in einer nordalbingischen Staatenfederation zu werden. Nun, wenn einmal Holstein und

Deutſchſchleswig wieder ihrem Mutterlande zugefallen ſein und die däniſchen Reſte dadurch den Drang zum Einheitsſtaate verloren haben werden, ſo möchte ja eine ſolche Federation da oben nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Nach kurzem Aufenthalte ſetzte ich meinen Weg über Baden nach Zürich fort. Zwiſchen Aarau und Baden geſellte ſich ein ſchwäbiſcher Arbeiter zu mir, der in Geſchäften ebenfalls nach Baden ging, wo gerade Markt war. Er war nicht Flüchtling, fing aber alsbald an, über die letzte Vergangenheit Deutſchlands, insbeſondere über die letzten Tage des Parlamentes zu Stuttgart zu ſprechen. Ich hörte ruhig zu. Seine Urtheile waren im Ganzen richtig. Es ſei halt zu ſpät geweſen. Er äußerte ſich auch über einzelne Perſönlichkeiten, über Becher, Vogt, Raveaux und einen gewiſſen Ludwig Simon. Ich bewahrte das ſtrengſte Incognito und hatte meinen wahren Spaß daran, ſo aus Volksmund ein unbefangenes Urtheil über mich zu hören. Sein Urtheil lief darauf hinaus, „der Simon ſei noch etwas jung geweſen, aber er habe es aufrichtig gemeint!“ Du könnteſt wohl Recht haben, mein Freund, in beiden Beziehungen. In Baden angelangt ſchritt er auf ein Mädchen zu, welches auf offener Straße hinter einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem ſie Waaren feil hielt. Dieſes Mädchen, ſagte er mir, ſei ſein Schatz, den er gar gerne heirathen möchte, wenn er nur erſt die verfl . . . . . Papiere zuſammen hätte. Das Mädchen war nicht übel, ich fand die Ungeduld des jungen Mannes erklärlich, drückte ihm zum Abſchied die Hand, und begab mich zu den Bädern, wo ich mich des Reiſeſtaubes entledigte, um dann die Eiſenbahn nach Zürich zu beſteigen.

Heinrich Simon und Rappard wohnten nicht mehr in Mariafeld bei Meilen. Sie hatten ihr Gut wieder verkauft an Herrn Wille aus Hamburg, der ſich eben um dieſer Erwerbung willen in Zürich aufhielt und in unſeren gemeinſchaftlichen Geſprächen etwas den Gothaer herauskehrte, wobei mir deutlich wurde, daß dieſer Standpunkt uns gegenüber von Denjenigen, welche nicht in der Paulskirche geſeſſen, beſſer ver-

treten werden kann, als von unseren Frankfurter Collegen. Für die außerparlamentarischen Gothaer fallen nämlich alle die feierlichen Verpflichtungen weg, welche die Gagern, Rießer und Andere öffentlich vor den Augen der ganzen Nation eingegangen sind. Der Grund der Sache ist natürlich derselbe; aber in ersterer Beziehung sah sich selbst Herr Wille genöthigt, manche Handlung der parlamentarischen Häupter seiner eigenen Partei Preis zu geben. Heinrich Simon miethete später eine Wohnung in der Stadt. Jetzt war er bloß auf Besuch bei Rappard, welcher eine freundliche Wohnung auf dem linken Limmatufer, seiner hohen Lage wegen das „Bürgli“ genannt, bewohnte. Auch mich lud Rappard ein; ich schlug ein und fand mich während 8 bis 14 Tagen von der aufmerksamsten Freundessorge umgeben. Obwohl er für sich selbst keinen feineren Wein hielt, so schaffte er doch, mit Rücksicht auf meine in Lausanne bestandene Krankheit und zurückgebliebene Schwächen, für mich einen echten Cortaillod herbei und sorgte für leichte feine Cigarren, woran in Zürich kein Mangel ist. Sein mikroscopisches Institut, welches in dem verflossenen Jahre einen ansehnlichen Aufschwung genommen hatte, beschäftigte ihn lebhaft. Außer Frau T. hatte sich auch eine jüngere Schwester derselben daran betheiligt, und wußte sich darin bereits recht nützlich zu machen, während Frau T. es zu wahrer Meisterschaft gebracht hatte. Daneben beschäftigte das Institut noch mehrere auswärtige Arbeiter. Mit wunderbarer Geschicklichkeit präparirte Frau T. die feinsten Pflanzendurchschnitte und Thierkörperchen, legte sie in Balsam zwischen Glasplättchen, welche dann, unter das Mikroscop gebracht, dem Auge die überraschendsten Bildungen darboten. In besonderer Erinnerung leben mir zwei Präparate, die von Spinnenfüßen und die von kleinen Kalkankern, welche die Synapten, schlangenähnliche Seethiere aus der Klasse der Zoophyten, in der Haut tragen. Die Spinnenfüße sind mit einer Menge von Kämmen und Bürsten ausgerüstet, welche, verhältnißmäßig vergrößert, allen Diensten der ängstlichsten Toilette genügen würden. Es ist hier nicht von bloßer Aehnlichkeit die

Rede; es handelt ſich von wirklichen vollſtändigen Kämmen und Bürſten von verſchiedener Größe und Geſtalt. Ebenſo finden ſich in der Haut der Synapten die vollſtändigſten Anker; es fehlt nicht der geringſte Theil unſeres heutigen Ankers, und Das darf auch nicht ſein, weil die Synapten derſelben bedürfen, um ſich an Felswand und Meeresgrund feſtzuankern. Das Merkwürdigſte bei der Sache aber iſt Dies, daß der Menſch dieſe Werkzeuge bereits erfunden hatte, ehe das Mikroſcop erfunden war, ehe er daher von dem Vorhandenſein dieſer Formen in der Natur Kenntniß genommen haben konnte. Ich ſage Das nicht, um unſerem Stolze als Herren der Schöpfung zu fröhnen. Eben ſo gut könnten die Synapten, welche ihre Anker eben ſo unabhängig von uns beſitzen, als wir die unſeren unabhängig von ihnen, ſich als Herren der Schöpfung ausgeben; und die Zoophyten, zu welchen die Synapten zählen, bilden bekanntlich die niedrigſte Thierklaſſe. Sie haben ihren Namen (Thierpflanzen) daher, daß man ſie eine Zeit lang als dem Pflanzenreiche angehörig betrachtete. Das Merkwürdige beſteht vielmehr darin, wie gleiche Bildungen durch die entfernteſten Schichten des Univerſums ausgeſtreut ſind, als vollendete Werkzeuge in der Haut der Synapten auf tiefſtem Meeresgrunde, und als erfinderiſcher Keim in den Gehirnzellen des himmelaufſchauenden Menſchenhauptes. — Rappard's mikroſcopiſches Inſtitut hatte ſich nun zur Aufgabe geſtellt, das Intereſſanteſte aus dem Pflanzen- und Thierreiche mittelſt ſolcher Präparate darzuſtellen und in getrennten Lieferungen herauszugeben. Eine Lieferung beſtand aus einem kleinen polirten Käſtchen mit einer Anzahl von ſauber zwiſchen Glasplättchen einbalſamirten Präparaten, welchem ein erklärendes Heft und ein Mikroſcop beigegeben wurde. Er ſagte mir, daß ſein Unternehmen bei Privaten, wie in Schulen und öffentlichen Anſtalten erfreulichen Anklang gefunden, und daß er gerade jetzt einer bedeutenden Beſtellung zu genügen habe. Es mußte daher rechtſchaffen gearbeitet werden. Frau T., welche eine ländliche Wohnung in der Nachbarſchaft bewohnte, kam in aller Frühe auf das „Bürgli“, wo Rappard bereits zwiſchen

allerlei Phiolen mit den fabelhafteſten, aus allen Welttheilen zuſammengerafften Bieſtern, zwiſchen Gläſern, Porzellannäpfen, Spirituslampen und Mikroſcopen einherſchritt, und dann ging's an ein Schaffen. Nach Tiſch machten wir wohl einen gemeinſchaftlichen Spaziergang, oder auch zu Zwei'n und Zwei'n, wenn der Eine gerade hier, der Andere gerade dort Etwas zu thun hatte. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchaute ich der jungen Wittwe wohl etwas tiefer in's Herz. Loewe hatte die letzte Zeit in Zürich zugebracht und war täglicher Abendgaſt auf dem Bürgli geweſen. Jetzt war er in London. Aber ich bemerkte, daß er bei Frau Trendelenburg in gutem warmem Andenken fortlebte. Sie ſprach ſich mit Tiefe und Wahrheit über die Verſchiedenheit der drei Naturen von Heinrich Simon, Loewe und Rappard aus, für welche ſie eine gleiche Hochachtung an den Tag legte. Aber ſchon damals kam, wenn ſie von Loewe's tieffreier und warmer Humanität ſprach, ein Ton in ihre Stimme, der mich auf eine geheime Vorliebe für denſelben ſchließen ließ. Sie enthielt deshalb den Anderen Nichts vor. Sie erkannte das Zarte, Feine und Noble in Rappard, und ſagte, indem ſie die volle, kräftig durchgehaltene Männlichkeit Heinrich's hervorhob: Es iſt doch ein prächtiger Menſch! Aber der Erfolg hat's gelehrt, daß zwiſchen Loewe und ihr die Anziehungskraft beiderſeits am größten war. Auch über allgemeinere Dinge ſprachen wir, und ſie äußerte wiederholt über die Emancipation des Weibes die geſundeſten Anſichten. Darunter verſtand ſie nicht Rauchen, Kneipen, Fechten und andere Dinge, die nur den Männern zukommen, obwohl ſie bisweilen, um der Bequemlichkeit willen, in Mannskleidern Fußreiſen mit den Herren machte. Nein! unter Emancipation des Weibes verſtand ſie hauptſächlich Befreiung von dem Drucke äußerer Verhältniſſe, durch welchen das Weib oft gezwungen wird, die Hand dahin zu geben, wohin das Herz auch nicht mit einer Regung hinweiſt. Wie viel Schönes, Edles, Bedeutendes verkümmert nicht oft unter der Trivialität äußerer Verhältniſſe, was unter günſtigeren Umſtänden vielfach belebend, weckend und befruchtend in weitem Umkreiſe zu wirken

vermocht hätte! Und wie verständig äußerte ſie ſich über die Mittel zu dieſem Zwecke! Die erſte Bedingung zu dieſer Emancipation, ſagte ſie, iſt die öconomiſche Selbſtſtändigkeit des Weibes. Dieſe kann in letzter Inſtanz durch Nichts dauerhaft begründet werden, als durch unſere eigene Kraft. Aber Das können wir wenigſtens vom Staate verlangen, daß er die vielfachen Hinderniſſe beſeitige, welche er uns auf Grund überlieferter Vorurtheile durch die allgemeine, insbeſondere aber durch die Gewerbegeſetzgebung in den Weg gelegt hat. Sie ſeh'n, ſagte ſie, ich habe mir durch meiner Hände Geſchicklichkeit eine Exiſtenz gegründet. Es gibt hundert Frauen, die Aehnliches und Schwierigeres verrichten könnten. Es gibt ſelbſt eine Menge Staats- und Gemeindeämter, welche wir eben ſo gut verſehen könnten, als Ihr, würde nur unſer Unterricht darauf gerichtet. Aber die von Euch Männern gemachten Geſetze beſchränken vielfach unſere rechtliche Perſönlichkeit und erſchweren uns die Möglichkeit, unſer Brod unabhängig von Euch zu verdienen. Und Das muß gerade erreicht werden, ſollen wir nicht auch mit unſeren edleren Gütern ein Spielball der Willkür werden. — Werden Sie nur nicht gar auch auf uns böſe, Frau Louiſe, erwiederte ich; wir ſind ja Freunde der Freiheit, der Freiheit für Alle! Ich wenigſtens kenne keinen höheren Genuß, als unabläſſig an den Schranken niederreißen zu helfen, welche ſich der Entfaltung ſchöner Kräfte entgegenſtellen. — Dann verſprechen Sie mir, daß wenn Sie je wieder in Ihrem Leben ein einflußreiches Wort mitzuſprechen bekommen, Sie der öconomiſchen Selbſtſtändigkeit des Weibes gedenken werden. — Ich verſprach's. Aber, liebe Frau Louiſe, ich melde Ihnen hiermit über zwei Meere, daß ich vorderhand noch mit der Wiederherſtellung meiner eigenen öconomiſchen Selbſtſtändigkeit beſchäftigt bin. Ja, die Schranken! — Zugleich aber melde ich Ihnen, daß die Verwirklichung Ihrer Idee, auch ohne unſer Zuthun, Fortſchritte macht. In der Centralſchweiz ſind es hauptſächlich Frauen und Mädchen, welche den Dienſt auf den Telegraphenbureau's verſehen. Von den neun Zwiſchenſtationen des Cantons Bern wer-

den in diesem Augenblicke sieben von weiblicher Hand geleitet, und zwar zu vollkommener Zufriedenheit der Direction. Im verwichenen Sommer haben die weiblichen Telegraphisten zu Interlaken an einem einzigen Tage oft bis vierzig Depeschen in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache befördert, ohne den geringsten Irrthum zu begehen.

Der anhaltende Gebrauch des Mikroscopes strengt natürlich die Augen bedeutend an, und Rappard hatte sich dermaßen abgearbeitet, daß es ihm beständig vor den Augen flimmerte. Er beschloß daher, zur Erholung die Reise mit mir nach Bern zu machen, und zwar zu Fuße und möglichst durch grüne Thäler. Zur Ersteigung von Höhen war es ohnehin schon etwas spät. Wir nahmen daher unseren Weg von Zürich südwärts über den Albis, an der Westseite des Zuger- und Vierwaldstätter-See's vorbei nach Luzern, und von da durch das Entlibuch und das Emmenthal nach Bern. Es war Herbst, schöner Herbst. Doch muß ich gestehen, daß diese Jahreszeit einen anderen Eindruck auf mich machte, als früher. In meiner Jugend ließ mich das Obst, welches zum Stibitzen einlud, später die Jagd mit ihren Strapatzen und Aufregungen das Bild der Vergänglichkeit mehr übersehen. Ich drang durch die Nebel über Berg und Thal in ungemilderter Thatlust. Jetzt machte mir der Herbst schon einen tieferen Eindruck. Die Wiesen waren wahrhaft schön; aber es war nicht das frische, saftige, strebende Grün des Frühlings; schon war ein leisgelber Schimmer der Vergänglichkeit darüber ausgegossen, der im Beschauer die rauhe Kraft zur Humanität herabstimmte. Die Bäume, Eichen, Buchen, Birken und Platanen begannen in allen Farben zu spielen und sich allmählig zu entlauben, die Kirschbäume hellroth, als kostete es ihr Herzblut. Die Brombeerhecken zeigten Hellgelb, Zinnoberroth und dunkelstes Violett. Das führt zwar Alles zum Tode, doch schön und in sanften Uebergängen. Wo mir aber auch das Bild der Vergänglichkeit in minder tröstlicher Gestalt entgegentrat, da ließ ich mich doch nicht zu eigentlichem Erdkummer und Weltschmerz hinabstimmen. Dafür sah ich denn doch über den flüchtigen

vermocht hätte! Und wie verständig äußerte sie sich über die Mittel zu diesem Zwecke! Die erste Bedingung zu dieser Emancipation, sagte sie, ist die ökonomische Selbstständigkeit des Weibes. Diese kann in letzter Instanz durch Nichts dauerhaft begründet werden, als durch unsere eigene Kraft. Aber Das können wir wenigstens vom Staate verlangen, daß er die vielfachen Hindernisse beseitige, welche er uns auf Grund überlieferter Vorurtheile durch die allgemeine, insbesondere aber durch die Gewerbegesetzgebung in den Weg gelegt hat. Sie seh'n, sagte sie, ich habe mir durch meiner Hände Geschicklichkeit eine Existenz gegründet. Es gibt hundert Frauen, die Aehnliches und Schwierigeres verrichten könnten. Es gibt selbst eine Menge Staats- und Gemeindeämter, welche wir eben so gut versehen könnten, als Ihr, würde nur unser Unterricht darauf gerichtet. Aber die von Euch Männern gemachten Gesetze beschränken vielfach unsere rechtliche Persönlichkeit und erschweren uns die Möglichkeit, unser Brod unabhängig von Euch zu verdienen. Und Das muß gerade erreicht werden, sollen wir nicht auch mit unseren edleren Gütern ein Spielball der Willkür werden. — Werden Sie nur nicht gar auch auf uns böse, Frau Louise, erwiederte ich; wir sind ja Freunde der Freiheit, der Freiheit für Alle! Ich wenigstens kenne keinen höheren Genuß, als unablässig an den Schranken niederreißen zu helfen, welche sich der Entfaltung schöner Kräfte entgegenstellen. — Dann versprechen Sie mir, daß wenn Sie je wieder in Ihrem Leben ein einflußreiches Wort mitzusprechen bekommen, Sie der ökonomischen Selbstständigkeit des Weibes gedenken werden. — Ich versprach's. Aber, liebe Frau Louise, ich melde Ihnen hiermit über zwei Meere, daß ich vorderhand noch mit der Wiederherstellung meiner eigenen ökonomischen Selbstständigkeit beschäftigt bin. Ja, die Schranken! — Zugleich aber melde ich Ihnen, daß die Verwirklichung Ihrer Idee, auch ohne unser Zuthun, Fortschritte macht. In der Centralschweiz sind es hauptsächlich Frauen und Mädchen, welche den Dienst auf den Telegraphenbureau's versehen. Von den neun Zwischenstationen des Cantons Bern wer-

den in diesem Augenblicke sieben von weiblicher Hand geleitet, und zwar zu vollkommener Zufriedenheit der Direction. Im verwichenen Sommer haben die weiblichen Telegraphisten zu Interlaken an einem einzigen Tage oft bis vierzig Depeschen in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache befördert, ohne den geringsten Irrthum zu begehen.

Der anhaltende Gebrauch des Mikroscopes strengt natürlich die Augen bedeutend an, und Rappard hatte sich dermaßen abgearbeitet, daß es ihm beständig vor den Augen flimmerte. Er beschloß daher, zur Erholung die Reise mit mir nach Bern zu machen, und zwar zu Fuße und möglichst durch grüne Thäler. Zur Ersteigung von Höhen war es ohnehin schon etwas spät. Wir nahmen daher unseren Weg von Zürich südwärts über den Albis, an der Westseite des Zuger- und Vierwaldstätter-See's vorbei nach Luzern, und von da durch das Entlibuch und das Emmenthal nach Bern. Es war Herbst, schöner Herbst. Doch muß ich gestehen, daß diese Jahreszeit einen anderen Eindruck auf mich machte, als früher. In meiner Jugend ließ mich das Obst, welches zum Stibitzen einlud, später die Jagd mit ihren Strapatzen und Aufregungen das Bild der Vergänglichkeit mehr übersehen. Ich drang durch die Nebel über Berg und Thal in ungemilderter Thatlust. Jetzt machte mir der Herbst schon einen tieferen Eindruck. Die Wiesen waren wahrhaft schön; aber es war nicht das frische, saftige, strebende Grün des Frühlings; schon war ein leisgelber Schimmer der Vergänglichkeit darüber ausgegossen, der im Beschauer die rauhe Kraft zur Humanität herabstimmte. Die Bäume, Eichen, Buchen, Birken und Platanen begannen in allen Farben zu spielen und sich allmählig zu entlauben, die Kirschbäume hellroth, als kostete es ihr Herzblut. Die Brombeerhecken zeigten Hellgelb, Zinnoberroth und dunkelstes Violett. Das führt zwar Alles zum Tode, doch schön und in sanften Uebergängen. Wo mir aber auch das Bild der Vergänglichkeit in minder tröstlicher Gestalt entgegentrat, da ließ ich mich doch nicht zu eigentlichem Erdkummer und Weltschmerz hinabstimmen. Dafür sah ich denn doch über den flüchtigen

Spaß. Es ist merkwürdig, wie die meisten Bauern eine tiefe Abneigung gegen alle Advocaten haben und deren Händen doch immer wieder verfallen. „Recht muß sein!“ sagt der Bauer, schlägt auf den Tisch und stürzt sich stets in neue Prozesse, in denen beide Theile, oft um der geringfügigsten Objecte willen, sich den bedeutendsten Kosten unterwerfen. Während ich noch als Auscultator am Landgerichte zu Trier arbeitete, wurde ich eines Tages einem Richtercommissar als Secretair nach dem etwa zwei Stunden von Trier entfernten Dorfe Waldrach zu einer Ortsbesichtigung und Fortsetzung eines begonnenen Zeugenverhörs an Ort und Stelle mitgegeben. Wir fuhren zu Wagen hinaus, begleitet von den beiden Rechtsanwälten, welche für treffliche Mahlzeit mit trefflichen Weinen reichlich vorgesorgt hatten. Das Alles ging natürlich auf Kosten der Parteien, Wein, Rehbraten und Gebühren. Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, fand sich, daß das Streitobject, ein auf der Gränze zweier Grundstücke gelegener Streifen Landes, nicht länger und breiter war als ein bescheidener Hausgang, und nicht hingereicht hätte, die bloßen Kosten unserer Reise zu decken, von den Gebühren der vernommenen und noch zu vernehmenden Zeugen, Schreibgebühren, Sporteln, Stempel und Advocatenrechnungen gar nicht zu reden. Ueberdies war schon jetzt klar, daß keine der Parteien den Prozeß gänzlich gewinnen, der Kostenbetrag mithin beiden Theilen zur Last fallen werde. Der Richtercommissar setzte den Parteien diese Umstände ernstlich auseinander und mahnte zum friedlichen Vergleiche, die Advocaten schlossen sich an und sagten, man müsse sich ja schämen, um eines so geringfügigen Objectes willen so hohe Kosten zu berechnen; aber die Bauern verharrten auf ihrem Kopfe, der Eine schlug auf den Tisch mit den Worten: „Recht muß sein!“ und das Zeugenverhör über Besitz und Rechte-Ausübung während der letzten 10, 20 und 30 Jahre mußte fortgesetzt werden. Ich schrieb mir die Finger fast stumpf und nachher kehrten wir mit einem Ortsplane und einem buchdicken Zeugenprotokolle nach Hause zurück. Die Kosten wurden, wie ich glaube, nachher wirklich compensirt und betrugen sicherlich Mehr als das Sechzig-

sache des Streitobjectes. Aber die Bauern hatten ihr „Recht“, d. h. es waren einige Artikel des Code civil über die Verjährung angewendet worden und dabei auch die alte Coutume de Paris und einige leges des Justinianeischen Rechtes zur Sprache gekommen. Welch' ein Unglück, wenn Das nicht geschehen wäre, dagegen die Bauern sich bei einem Schoppen Wein vernünftig verglichen, oder selbst ihr Streitobject unter Wasser gesetzt und ihren Eigensinn darin ersäuft hätten! — S'ist traurig, der Mangel der Fähigkeit zu vernünftiger Vereinbarung, das Bedürfniß einer entscheidenden Autorität sitzt doch noch gar tief. Jedenfalls wird der Cultus von „Mein und Dein“ mit seinen Tempeln und Priestern manche andere Tempel und Priester noch lange überleben.

Rappard verließ Bern bald wieder, während ich einige Zeit als Gast im Schooße der Familie Mayer in Wawern verweilte. Mayer und ich sprachen viel über Politik. Damals war gerade der Kampf zwischen „Presse“ und „Siècle“ über die nächste Zukunft Frankreichs im Gange. Die Presse rieth, man solle gegen Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes die Revision der Verfassung im Sinne der Wiedererwählbarkeit des Präsidenten bewilligen. Für Wen Girardin sich dann bei dem Wahlacte selbst entscheiden werde, ob für den bisherigen Präsidenten, oder für einen anderen Candidaten, Das war nicht zu sehen. Der Siècle dagegen erklärte, wenn man einmal das Thor der Wiedererwählbarkeit öffne, dann werde, nach allen bisherigen Vorgängen zu urtheilen, Seitens der jetzigen Executive ein solcher Druck auf die Wahlen geübt werden, daß nichts Reines dabei herauskommen könne. — Das ist allerdings durch die folgenden Ereignisse nur noch wahrscheinlicher geworden. Wer einmal so fest entschlossen war, sich an der Spitze des Staates zu behaupten, wie der Bonapartismus es im Coup d'État bewiesen hat, der würde auch keinen Anstand genommen haben, den Demokraten alle Vorversammlungen, Stimmzettelvertheilungen und anderen Mittel einer freien Wahlbewegung abzuschneiden, wobei man nicht vergessen darf, daß die Bevölkerung Frankreichs

zu mehr als ⅔ aus Bauern besteht. Deshalb war ich für den damals charaktervolleren, aber etwas langweiligeren Siècle, während Mayer es mit der geistreicheren, aber etwas charakterloseren Presse hielt. Nicht als ob Mayer's Ideal charakterloser Geist, das meine geistloser Charakter wäre; es war eben keine andere Wahl. Der feine Instinct Girardin's für Situationen hat sich einmal wieder bewährt, und es ist interessant, zu bemerken, wie die französische Nation ihm dafür Rechnung getragen hat. Vor dem Coup d'État hatte der Siècle 27,000, die Presse nur 18,000 Abonnenten. Jetzt, im Jahre 1855, hat die Presse 41,000, der Siècle 36,000. Der Siècle stand früher in zweiter, die Presse in dritter Linie, während der Constitutionel mit 29,000 Abonnenten den ersten Platz behauptete. Heute ist die Presse die erste, der Siècle der zweite, während der Constitutionel mit einem Verluste von 3000 Abonnenten, also mit nur noch 26,000, in dritter Linie steht. Dann folgen zwei andere bonapartische Organe, der Pays mit 16,000, die Patrie mit 15,000 Abonnenten. Die orleanistischen Debats sind von 12,000 auf 9000, die legitimistische Union ist von 5000 auf 4000 gesunken. Wer nicht bloß mit der nächsten Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft rechnet, wird die Bedeutung dieser Ziffern nicht verkennen. Obgleich nun die Presse für den damaligen Augenblick thatsächlich schärfer gesehen hat, so hat vielleicht doch der minder scharfsichtige Siècle durch seine charaktervollere Haltung für die Zukunft nützlicher gewirkt. Ist es nicht besser, daß der jetzige Zustand der Dinge durch einen gewaltsamen Bruch in's Leben gesetzt worden ist, als wenn er durch eine lange Reihe das Volk demoralisirender Charakterlosigkeiten herbeigeführt worden wäre? Doch greifen wir nicht vor; wir sind noch im Herbst 1851. Den Schlag des Coup d'État erhalten wir erst im Winter desselben Jahres in Genf, wo die in Bewegung gerathenen Volkswogen des Nachbarlandes bis an unsere Füße heranschlagen.

Das häusliche Leben mit Mayer's und den Kindern war dasselbe, nur noch inniger als früher, da ich jetzt im Hause selbst wohnte. Göckele oder Bille, oder auch beide, kamen des Mor-

gens mit ihren kleinen Beinchen die hohen Stufen einer beschwerlichen Treppe Schritt für Schritt heraufgestapft, um mich zum Kaffee zu rufen, und ich trug dann die Bille zur Belohnung und des rascheren Fortkommens willen auf dem Arme hinab, wobei sie mich holdseelig anlächelte. Meine Schlafstube war gegenüber der Wohnung Reinstein's, welcher mich bei hellem Wetter zum Sonnenaufgang hinüberrief. Prachtvoller war Nichts zu sehen als die Sonne, wie sie sich hinter dem Schreckhorn hervorhob. Zu jeder Stunde und unter jeder Beleuchtung konnte ich nun durch sein Teleskop auch das Einzelnste der ganzen Alpenkette und des weiten, sich vor ihr ausbreitenden Thal-, Berg- und Waldvordergrundes beobachten. Linker Hand von den Wetter- und Wellhörnern, etwas vor, ragt, gewiß fünf bis sechs Stunden entfernt von Wawern, auf dem linken Aareufer ein dunkelbewaldeter Vorberg. Dort entbrannte des Abends, mitten im Walddunkel, ein Punkt in heller Gluth. Bei näherem Zusehen gewahrte man, daß es ein einsam auf der Waldhöhe gelegenes Haus war, zu dessen Fenstern der Brand in fluthenden Flammenwellen hervorzuquellen schien. Was ist Das? Da hausen wohl goldschmelzende Adepten? Ja! aber der Adept ist der Sonnengott, welcher eben hinter den Jura hinabtaucht. Laßt ab von Euren thörichten Bestrebungen, Ihr Alchymisten; da ist Gold für uns Alle! Welcher Maler wäre wohl je dem golden auf- und abfluthenden Brande der Abendsonne in den Scheiben gegenüberliegender Wohnungen auch nur nahe gekommen? Und was dem Pinsel mit dem Reichthume aller Farben unerreichbar ist, Dem sollte ich mit dieser Feder und diesem Tropfen schwarzer Tinte mich zu nähern wagen?

Die Freunde wollten mich bis Weihnachten zurückhalten, damit ich mich als Kind mit den Kindern freue. Wohl hätt' es der Mühe gelohnt; denn Alles schafft und putzt an dem Baume, auch Reinstein, der aus dem Norden ganz besondere Ausschmückungsgeschicklichkeiten mitgebracht hat. Aber es war nun Zeit, meine neuen Winterquartiere zu beziehen. Für diesmal ging's nach Genf. Die ganze Colonie mit Weib und Kind be-

gleitete mich noch zu Wagen bis Freiburg, wo wir einen gemüthlichen Tag zusammen verbrachten. Freiburg, die Hauptstadt des Cantons gleichen Namens, des alten Uechtlandes (daher Freiburg im Uechtland zum Unterschied von Freiburg im Breisgau), wurde 1175 von Berthold von Zähringen auf einem felsigen Vorgebirge gegründet, welches von der Saane (Sarine) ähnlich umflossen wird, wie der Sandsteinfelsen Berns von der Aare. Ueberragt von dem stolzen Münster, hoch über der Saane, über welche sich mit erstaunlicher Kühnheit die weltberühmte Drahtbrücke schwingt, bietet die Stadt einen eben so großartigen als malerischen Anblick. Diese Brücke, 1830 bis 1838 unter der Leitung des Baumeisters Chaley aus Lyon für 300,000 Fr. erbaut, 845 Fuß lang, 23 Fuß breit, erhebt sich 162 Fuß über den Wasserspiegel der Saane, übertrifft also bedeutend die bisher für die ansehnlichste der Welt gehaltene, 580 Fuß lange Menai-Brücke, welche die Insel Anglesea mit der Westküste von England verbindet. Sie hängt an vier 1200 Fuß langen Drahtseilen, die, ein jedes aus 1056 Drähten bestehend, einen einzigen Bogen bilden und an den beiderseitigen Ufern mit 128 Ankern an Steinblöcken tief in der Erde befestigt sind. Eine Strecke weiter oben wurde 1840 eine ähnliche Brücke über das in das Saanenthal mündende Galterenthal erbaut. Dies ist ein tief eingeschnittenes malerisches Felsenthal, in welchem mancherlei Wasserwerke von dem durchfließenden Bache getrieben werden. Sie ist bloß 640 Fuß lang, aber merkwürdiger noch in der Bauart durch den Umstand, daß das eine Drahtseil unmittelbar in dem Sandsteinfels befestigt ist, so daß die Kosten des Pfeilers dadurch erspart sind.

Freiburg hat etwa 9000 Einwohner, darunter 500 Protestanten. Die Stadt selbst bildet die Sprachgränze zwischen französischer und deutscher Zunge. In der unteren Stadt wird noch deutsch gesprochen. Ich habe nie im Canton Freiburg gewohnt, kann mir daher auch kein einläßliches Urtheil über die dortigen Zustände erlauben. Durch mehrjähriges Lesen der Schweizerpresse habe ich aber folgende allgemeine Anschauung davon ge-

wonnen. Nach dem Sonderbundskriege wurde die neue demokratischere Ordnung der Dinge auch im Canton Freiburg eingeführt, aus Besorgniß vor dem Wiederaufleben klerikaler Reaction und zu besserer Erziehung des Volkes im neuen Geiste aber sämmtlichen neuen Behörden eine längere Dauer bestimmt, als in den übrigen Cantonen, und dieser Zustand durch den neuen Bundesvertrag der gesammten Schweiz ausdrücklich gewährleistet. Als nun das alte Leben, welches in der That in der Mehrheit der Bewohner noch vorzuwalten scheint, wirklich wieder aufzuleben begann, stieß es auf die neuen Formen. Daher die Unruhen und Putsche, aus deren Mißglücken hier einmal auch Reactionaire erfahren mußten, wie schwer es ist, selbst wenn man die Mehrheit für sich hat, gegen einmal constituirte Autoritäten anzukommen.

Darüber erheben denn die Reactionaire des In- und Auslandes einen großen Zeter. Ueberall wo der Volkswille nach der Mehrheit der Köpfe etwas Vernünftiges will, überall wo er nach Befestigung der Volksherrschaft und Erweiterung der öffentlichen Freiheit strebt, da gilt er natürlich den Reactionairen gar Nichts, da muß die Intelligenz der Regierung das mißleitete Volk im Zaume halten. Wenn aber einmal ausnahmsweise, wie hier, die Mehrheit der Köpfe etwas Unvernünftiges will, wenn sie der Untergrabung der Volksherrschaft und der Beschränkung der öffentlichen Freiheiten Thür und Thor zu öffnen geneigt ist, dann kann man sich nicht genug betrüben und entrüsten über die schändlichen Fesseln, welche der Volksmajestät angelegt, über die Verbrechen, welche gegen die Heiligkeit des Willens der Mehrheit begangen werden. Es ist wirklich komisch, über diesen entsetzlichen Zustand Ströme von Krokodils- und Zornesthränen nicht nur in die Saane, sondern auch in die Seine, nicht nur in die Aare, sondern auch in den Lech und die Spree fließen zu sehen. — Für den wahren aufrichtigen Demokraten ist es etwas Anderes. Zwar können wir noch immer zur Entschuldigung der Freiburger Zustände anführen, daß durch deren Erhaltung, wenn auch nicht der Wille der Mehrheit des

Freiburger, dann doch der Wille der Mehrheit des gesammten Schweizervolkes geschieht, indem dessen zur Bundesversammlung vereinigte Vertreter durch den ursprünglichen Bundesvertrag nicht nur den Grund zu Freiburgs Ausnahmestellung gelegt, sondern auch seitdem dessen gegenwärtige Regierung wiederholt aufrecht erhalten haben. Die Schweiz mag dazu ihre thatsächlichen Gründe haben. Aber vom Standpunkte des demokratischen Princips kann man es nicht rechtfertigen. Principiell gebührt nicht nur dem Ganzen, sondern auch dem Einzelnen seine Selbstständigkeit, und zwar in dem Sinne, wie er selbst sie versteht. Mit aufgezwungenen Wohlthaten, mit einer Erziehung, die man Widerspenstigen aufoctroyirt, wird man kaum die Aufklärung, wohl aber noch größere Verhärtung und Erbitterung erzeugen. Vielleicht, daß die Leute, wenn man sie ihrer Neigung folgen und dem Klerus, der natürlich alsbald die Volksherrschaft und die öffentlichen Freiheiten erbaulich beschneiden würde, in die Hände fallen ließe, vielleicht, daß die Leute dann eher durch eigenen Schaden klug würden. Wären sie aber ein für alle Mal für den Sumpf geboren, nun so müßte man auch hier sagen: des Menschen Wille ist sein Himmelreich!

Von Freiburg kehrte die Wawerner Colonie in dem mitgebrachten Wagen nach Bern zurück, während ich in zwei Tagmärschen über Payerne, Moudon und den Jorat nach Lausanne, und von da per Dampf nach Genf gelangte. Als sich bei'm Hinabsteigen vom Jorat der blaue Leman zwischen seinen Ufergebirgen vor meinen Blicken ausbreitete, da fühlte ich an den Schlägen meines Herzens, wie tief ich mich auch schon hier wieder eingelebt habe. Es war mir wieder fast heimathlich. Wie viele Heimathen habe ich schon? — So viele und doch keine.

3. Aufenthalt in Genf mit Zwischenverweilen in der Waadt und Bern.

— Herbst 1851 bis Sommer 1853. —

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Genf. Meine Wohnung. Rechtschaffenes Arbeiten. Immermann über die Heilsamkeit eines practischen Lebensberufes. Absichten auf einen Lehrstuhl an der Academie in Lausanne. Mein Seelenzustand. Eine deutsche Familie in Genf. Der französische Coup d'État. Die afrikanischen Säbelschlepper und der passive Gehorsam. Die Legitimisten und Orleanisten und das allgemeine Stimmrecht. Das Frankfurter Parlament und das allgemeine Stimmrecht. Die französische Montagne auf der Barricade. Nationalgarde, Arbeiter, Bauern und Besitzer. Die wahre Basis des Bonapartismus. Wesentliche Beibehaltung des alten Steuer- und Zollsystems. Arbeiterasyle und Arbeiterwohnungen. Confiscation der Orleans'schen Güter. Rentenreduction und Nationalanleihen. Die Creditinstitute und der Bauernstand. Der Schlüssel zum heiligen Grabe, päpstliche Salbung und Krieg. England's und Frankreich's Lage. Die östreichische Haltung. Bedenken. Einfluß des Coup d'État auf die Flüchtlingschaft. Marschiren. Auflösung und neue Sammlung. Musik. Adler, Therese Milanollo, Ernst und Vieurtemps. Frühling in Genf. Frau S. Meine Internirung nach Lausanne.

Im Spätherbste langte ich in Genf an, um mich für den Winter daselbst niederzulassen. Der Zufall wollte es, daß ich

dort gerade in dieſelbe Stube kam, welche früher Sigel bewohnt hatte. Nach Einem »vom Leder« kam alſo Einer »von der Feder«. In der übrigen Welt iſt's jetzt gerade umgekehrt. Ich kenne Sigel nicht perſönlich; doch hatte ſein Name bei Allen, mit denen er früher in Berührung gekommen war und mit denen ich jetzt bekannt wurde, einen guten Klang hinterlaſſen. Insbeſondere herrſchte über ſeine perſönliche Bravour, über ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Hingabe an die Idee nur eine Stimme. Ich fand mich ganz befriedigt durch meine neue Wohnung. Meine Ausſicht war zwar nicht redenswerth; ſie ging nur auf die einförmigen Linien des Jura. Aber im Hofe vor meinen Fenſtern ſtanden junge dichtbelaubte Linden, welche unter dem Scheidegruß der untergehenden Sonne ſich prächtig vergoldeten. Sodann hatte meine Wirthin mit mir dasſelbe Bedürfniß der Ordnung und Reinlichkeit. Auf den beſcheidenen aber ſauberen Möbeln duldete ſie kein Stäubchen, die Tücher und Vorhänge meines Bettes waren ſtets ſchneeweiß, kurz mein Stübchen war ſtets ſauber und blank wie ein Schmuckkäſtchen. Das will Etwas heißen, wenn ein Bett, ein Waſchtiſch, ein Ofen, ein Tiſch, ein Sopha, ein Schreibpult, ein Schrank und einige Stühle ſich über einen Raum von etwa zehn Schritt in die Länge und acht in die Breite vereinbaren müſſen. Die Wohnungen ſind nämlich, trotz der in Folge der abgetragenen Feſtungswerke erfolgten Ausdehnung der Stadt, noch ziemlich theuer, ſo daß ich mich nicht zu zwei Stuben verſteigen konnte.

Nach mehrmonatlichem Reiſen fing ich nun wieder rechtſchaffen zu arbeiten an. Der Lateiner ſagt: »improbus labor«, der Franzoſe ſagt bei jeder Gelegenheit: »Je me suis éreinté à travailler« (ich habe mich kreuzlahm gearbeitet), der Deutſche ſagt: »Ich hab' einmal wieder rechtſchaffen gearbeitet!« So iſt's Recht; der Deutſche iſt ein geborener Arbeiter. Auch ich habe ſtets gearbeitet, wenn ich's auch zu keinem praktiſchen Lebensberufe mehr gebracht habe; aber ich fühle den ganzen Mißſtand dieſes Mangels. Wie wahr ſagt nicht Immermann in ſeinem Münchhauſen: »Wie gefüllte Blumen zwar die ſchö-

neren zu sein scheinen, eigentlich aber kränkeln und früher absterben, als die einfachen, so ist ein unbeschäftigter Mensch, wenn er seinen Geist auch noch so herrlich schmückt, im besten Falle doch nur einer gefüllten Blume gleich. Die Kräfte seiner Seele vergeuden sich in eitler Blätterfülle, und abgesehen davon, daß nach ihm keine Frucht bleibt, so erstickt er auch selbst bald an dem Uebermaße mißgewandter Säfte. Dagegen leitet ein thätiger Beruf die Geister, welche das Leben nähren, in die rechten Röhren und Kanäle, von denen sie dann in gesunden und gottgefälligen Bildungen als schlanke Stengel, frische Blätter, duftige Blüthen ausgehen. Alle müssigen Menschen, und seien sie die bestgearteten, haben oder bekommen eine Neigung, Anderen wehe zu thun, nur um doch mit Etwas ihre Tage auszufüllen, während der Fleiß, der durch Geschick oder durch Vorsatz auferlegte, auch geringere Seelen zu veredeln pflegt. Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß er, wie ein Magnet, durch fortgesetztes Tragen unglaublicher Lasten mächtig wird, während die Trägheit ein Stahl in der Scheide ist, den zuletzt noch der Rost zernagt. Auch ist ferner zu sagen, daß die emsigen Bienen, obzwar ihnen die Natur einen scharfen Giftstachel gegeben hat, nur gereizt stechen und den Nichtbeleidiger unbeleidigt durch ihren Schwarm hindurchgehen lassen, wogegen die nichtsammelnden Wespen auch den Ruhigsten muthwillig anzufallen pflegen. Weshalb der Fleiß ein Freund seiner selbst und Anderer genannt werden darf, die Faulheit aber als Feindinn an sich und Jedermann handelt."

Nur wirft hier Immermann die Wirkungen des Müssiggangs und der Trägheit mit denen des bloßen Mangels eines praktischen Lebensberufes zusammen. Dem Müssiggange und der Trägheit habe ich nie gefröhnt, deshalb auch nie an deren Folgen gelitten. Ich habe nie das Bedürfniß der Schmähsucht empfunden, und die Gefahr des sogenannten Verbummelns hat für mich nie bestanden. Dagegen machten sich bald die üblen Folgen des Mangels eines praktischen Lebensberufes geltend. Zwar möchte ich nicht sagen, daß von meiner berufslosen Beschäftigung gar keine Frucht geblieben

ſei; aber ich glaube, daß dieſe Frucht keine ganz geſunde iſt, und zwar in Folge des Uebermaßes mißgewandter Säfte. Abſtraction und Concentration haben, befördert durch Berufsloſigkeit und Einſamkeit, eine zu große Herrſchaft über mein Weſen gewonnen und einen nachtheiligen Einfluß auf mein körperliches wie ſeeliſches Leben geübt. Es mangelte an der allſeitigen Leitung der lebennährenden Geiſter in die rechten Röhren und Kanäle, von denen ſie dann in geſunden und natürlichen Bildungen als ſchlanke Stengel, friſche Blätter und duftige Blüthen hätten ausgehen können. Dieſe ſo wünſchenswerthe Vertheilung iſt eine der wohlthätigſten Folgen jedes praktiſchen Lebensberufes. Dazu kommt noch, daß ein praktiſcher Lebensberuf uns in ſicherer Regelmäßigkeit freundlich unſer Brod bietet und eben dadurch wieder Beruhigung und Harmonie in unſer Weſen bringt, wohingegen die Hetzjagd des täglichen Angſterwerbs von Alledem das Gegentheil befördert.

Es begreift ſich, daß ein Menſch, welcher die Mißſtände ſeiner Lebensweiſe alſo erkannte, keine ſich bietende Gelegenheit, die gewünſchte Aenderung herbeizuführen, unbenützt vorübergehen ließ. Vielmehr genügte die geringſte Ausſichtseröffnung auf Wiedergewinnung eines beſtimmten Berufes, um meine Kräfte nach dieſem Ziele ſofort in Bewegung zu ſetzen. Nun hatte Profeſſor Wiener mich darauf aufmerkſam gemacht, daß mehrere Fächer der Rechtsfacultät an der Academie zu Lauſanne, darunter das römiſche Recht, die allgemeine Rechtsgeſchichte, das Naturrecht, ſeit längerer Zeit nicht beſetzt ſeien, gelegentlich aber doch wieder beſetzt werden würden. Im Cantone ſelbſt ſowie in der übrigen Schweiz werde ſich ſchwerlich Jemand zu dauernder Uebernahme dieſer Fächer finden; wollte man ſich einen Profeſſor von Paris verſchreiben, ſo müßte man ein höheres Gehalt ausſetzen, als man zu verausgaben habe; ich ſolle mir daher die Angelegenheit in's Auge faſſen. Das that ich. Ich ſchrieb nach Paris um Nachrichten über die Art und Weiſe, wie die fraglichen Fächer an der dortigen Univerſität gelehrt werden, worüber mir Advocat Höchſter aus Elberfeld, damals in Paris, mit freund-

licher Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft gab. Dann schaffte ich mir die nöthigen Bücher an, und nahm die gedachten Disciplinen wieder durch. Gleichzeitig trieb ich eifrig Französisch, um mich dieser Sprache besser zu bemächtigen als bisher. Die größte Schwierigkeit machte mir natürlich die Rechtsgeschichte. Es handelte sich darum, mit der römischen und deutschen Rechtsbildung zu beginnen, deren Verlauf durch das Mittelalter zu verfolgen, und dann den Uebergang des deutschen Rechtes in die deutsche, des französischen Rechtes in die französische Schweiz nachzuweisen. Das Letztere erschien minder schwierig, da die französische Codification die wesentliche Grundlage des Rechtes der französischen Schweiz bildet, freilich nicht ohne erhebliche Modificationen und ergänzende Orts- und Gewohnheitsrechte. Schwieriger war schon die Verfolgung der deutschen Rechtsbildung in den einzelnen Cantonen der deutschen Schweiz. Ein diese Materien in ihrer ganzen Ausdehnung umfassendes Handbuch besteht nicht. Ja man hat nicht einmal eine vollständige und geordnete französische Rechtsgeschichte. Die größeren Werke von Giraud und Laferrière geben beide kein Ganzes. Die beiden deutschen Werke von Wilhelm Schäffner und Simon Kaiser enthalten das erstere eine Rechtsverfassungsgeschichte, das zweite eine Verfassungsgeschichte Frankreichs. Ich beschloß daher, mir einen eigenen Leitfaden zum Zweck des Vortrages allgemeiner Rechtsgeschichte für Schweizer Studenten auszuarbeiten und denselben, sobald er fertig, drucken zu lassen, was mir vielleicht als Empfehlung zu einer Anstellung dienen könne. Die allgemeine Geschichte zu Grunde legend nahm ich das Griechen- und Römerthum wieder vollständig durch, um mich alsdann in's Mittelalter zu werfen. Gleichzeitig begann ich mit erneutem Studium des römischen und deutschen Rechtes. Das war ein weites Feld, wohl geeignet, die ganze Thätigkeit eines Mannes in Anspruch zu nehmen. Aber meine ganze Thätigkeit konnte ich ihm nicht zuwenden. Ich mußte ja auch für meine tägliche Existenz sorgen. Ich war in der Lage eines unbemittelten Studenten, der neben seinen Studien Privatunterricht gibt, nur mit dem Unterschiede,

daß litterariſche Thätigkeit an die Stelle des Privatunterrichtes trat. Damit war zum großen Theile, wie ich bereits oben bemerkt habe, nicht Mehr zu erſchwingen, als ein Steinklopfer auf der Chauſſee von Genf nach Lauſanne erſchwingt. Ich mußte deshalb pferdemäßig arbeiten, was auf meine ohnehin erſchütterte Geſundheit und meinen Humor bald wieder ſtark zu drücken begann. Auch die ſtark geſpannte politiſche Lage nahm meine Aufmerkſamkeit fortwährend lebhaft in Anſpruch. Ich habe zwar meine phyſiſche Exiſtenzfrage nie mit der Frage der Revolution vermählt, wie Das leider ſo oft geſchieht. Ich bin der Meinung, daß die europäiſchen Geſchicke, wenn ſie einmal wieder in großen Fluß kommen, von der ſocialen Frage ſtark complicirt ſein werden. Daraus wird eine natürliche Gefahr für die Freiheit entſtehen, welcher von Seiten der Freunde der Freiheit nur durch die makelloſeſte, über alle Verdächtigung erhabene Uneigennützigkeit wird begegnet werden können. Aber meine geiſtige Exiſtenz blieb ſtets ſtark mit der Frage der politiſchen Zukunft verknüpft. Trotz einer gewiſſen Gleichgültigkeit, die ich gegen dieſelbe hervorzuzwingen mich bemühte, abſorbirte ſie mich mehr, als mir gut war. Dazu kam eine gewiſſe Erbitterung gegen das Leben und die Menſchen, als natürliche Folge der Sorgen und Leiden, die ich bereits erduldet hatte und noch täglich erduldete. So war ich von einem verhärteten Kreiſe beſtimmter Vorſätze, Empfindungen und Anſchauungen rings umſchloſſen, ſo daß nicht leicht etwas Anderes bis zu meinem Inneren gelangte. Ich war ein unerquicklicher Menſch für mich ſelbſt und Andere. Man konnte mir noch ſo freundlich begegnen; ich erwiederte nur mit kalter Höflichkeit und wollte nichts Tieferes wiſſen von der übrigen Welt. So ging's mir unter anderen auch mit einer trefflichen deutſchen Familie, zu der ich damals Zutritt erhielt. Frau S. lebte ſeit mehreren Jahren mit 3 Töchtern und 2 Söhnen in Genf, wo ſie mit Liebe und Sorgfalt unter ihren Kindern waltete, und dieſelben in Sprachen, Geſchichte, Litteratur, Muſik und allen nützlichen Dingen angelegentlichſt unterrichten ließ. Der Mädchen waren Drei, von etwa 18, 14 und 12 Jahren, L., E., B., alle

Drei liebenswürdige Kinder mit einem von der Mutter eifrig gepflegten Grundtone ſchöner Humanität. Die beiden Söhne, W. und H., geſcheidt und wohlwollend, waren von 24 und 18 Jahren. W., bei Ausbruch der badiſchen Bewegung Soldat, hatte ſich derſelben angeſchloſſen, und war in Folge deſſen Flüchtling wie wir Anderen. Jetzt iſt die ganze Familie, auch W., wieder in Deutſchland. Dieſem letzteren wurde die Rückkehr gegen Zahlung einer anſehnlichen Summe geſtattet, welche zu Gunſten der in den Gefängniſſen befindlichen politiſchen Gefangenen des Großherzogthums Baden verwendet werden ſoll. „Ich finde Nichts natürlicher, als daß die Wohlhabenderen für die ihnen gewährten Erleichterungen an die Aermeren ihren Tribut zahlen,“ ſchrieb mir die treffliche Frau S. Damals aber in Genf wußte ich noch Wenig von dieſer Trefflichkeit, war auch gar nicht bemüht, etwas Näheres davon zu erfahren, obſchon Frau S. mir von Anfang an ſichtliches Intereſſe widmete. Sie ſah meinen unerquicklichen Zuſtand und ſuchte mich aus demſelben herauszureißen. Sie lud mich ein, auch ohne beſondere Aufforderung ihr Haus zu beſuchen, ſo oft es mir angenehm ſei. Ich ging von Zeit zu Zeit hin, fand dort die freundliche Familie, andere Beſucher des Hauſes, Genfer und Genferinnen, Deutſche, Ungarn, Italiener, darunter manche intereſſante Erſcheinung. Frau S. veranlaßte mich auch, mit meiner Violine hinüberzukommen, um von den Mozart'ſchen und Beethoven'ſchen Sonaten die leichteren mit ihren Töchtern, die ſchwereren mit deren Lehrerinn, Fräulein Bertholet, einer trefflichen und ihres Inſtrumentes recht ſicheren jungen Genferin, zu ſpielen. Das machte mir wohl Freude, auch blieb ich von der milden Weiſe, womit dieſe Frau meine ſteife Höflichkeit zu mildern ſuchte, nicht ganz unberührt. Aber bis auf den Grund drang das Alles nicht. Dafür war die Nachwirkung meiner Erlebniſſe und die Macht meiner gegenwärtigen Voreingenommenheiten zu ſtark. Da kam der Coup d'État und zerſprengte die äußerſte harte Schale, welche meinen Lebensquell umſchloſſen hielt. Ja er drang bis in dieſen Quell ſelbſt, daß er hoch aufſpritzte.

Ich werde nicht die fieberhaften Schwankungen der Furcht und Hoffnung beſchreiben, welche während jener denkwürdigen Tage die Stadt Genf, insbeſondere aber die Flüchtlinge der verſchiedenſten Nationen bewegten. Das hat man ja in allen größeren Städten Europa's ebenſo erlebt. Die aus Frankreich kommenden Poſten waren ſtets maſſenhaft umlagert, zuweilen waren die Wagen von Flinten- oder Kartätſchenkugeln durchlöchert, die ſie beim Hindurchfahren durch die Straßen von Paris empfangen hatten. Aus den benachbarten Departementen de l'Ain und du Doubs ſchlugen die Volkswogen bis dicht an die Gränzen der Schweiz. Nur ein Paar Eindrücken aus jener Zeit will ich mich wieder hingeben. Die afrikaniſchen Säbelſchlepper hatten nicht lange vorher für den paſſiven Gehorſam geſprochen, und als der republikaniſche Oberſt Charras die Frage ſtellte, welche Hoffnung denn der Verſammlung im Falle eines militairiſchen Angriffes Seitens der Executive bleibe, wenn nicht die des nichtpaſſiven Gehorſams der Soldaten, da hatten ſie Schluß gebrüllt. Sie wurden jetzt verhaftet und genoſſen des gewünſchten Schluſſes. »Nicht ein Bataillon«, »nicht eine Compagnie« verweigerte den paſſiven Gehorſam gegen die beſchworene Verfaſſung und die Geſetze des Landes; die Soldaten fanden »ihre Chefs, welchen ſie auf dem Wege der Pflicht und der Ehre zu folgen gewohnt waren, nicht vor ſich,« und die pathetiſch hochmüthige Phraſe Changarnier's: »Mandataires de France, délibérez en paix!« ward zur hohlen, lächerlichen Phraſe. Fiat justitia! —

Die Legitimiſten, Orleaniſten und reactionairen Strandläufer, welche das allgemeine Wahlrecht durch das Burggrafengeſetz beſchränkt, dadurch die allgemeine Friedensbaſis aufgehoben und den Vorwand zu dem Staatsſtreiche gegeben hatten, mit dem ſich nun zugleich das napoleoniſche Princip einführte; welche dieſe heilloſe und gefahrvolle Beſchränkung, trotz der inſtändigſten Mahnungen, mit wiederholter Hartnäckigkeit aufrecht erhalten hatten, verſammelten ſich unter ihrem Vorſitzenden, entſetzten Louis Napoleon ſeines Amtes, verwieſen ihn als Verbrecher vor den hohen

Gerichtshof, kurz gerirten sich als die höchste souveraine Gewalt des Landes. Aber wer wird Eure Beschlüsse vollstrecken? Da kommen schon Soldaten angerückt, welche nach Eurer eigenen Theorie passiven Gehorsam leisten. Jetzt verlangt Ihr von dem befehlshabenden Officier, er solle keinen passiven Gehorsam leisten. Er scheert sich den Teufel um Eure Gesetze und Paragraphen und thut passiv seine Schuldigkeit. Also keine Rettung, wenn das Volk nicht für Einen eintritt! Aber die Sympathieen des Volkes hat man durch die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes verloren. War't Ihr wirklich der Ueberzeugung, daß mit dem unbeschränkten allgemeinen Stimmrechte das Wohl des Staates nicht bestehen könne, ob Ihr Euch gleich von demselben hattet wählen lassen, war't Ihr dieser Ueberzeugung, dann haltet jetzt daran fest und fügt nicht zur Gewissenlosigkeit auch noch die Erbärmlichkeit hinzu. Aber nein! Herr Berryer oder ein Anderer — was geh'n mich Eure berühmten Namen an, es gilt mir Einer so viel wie der Andere! — Herr Berryer oder ein Anderer tritt auf den Balkon und verkündet die Wiederherstellung des unbeschränkten allgemeinen Stimmrechtes. So! nun ist das Maß voll. Der Arbeiter aber geht in seiner Blouse vorüber, zuckt verächtlich die Achsel und stößt, höhnisch rückgewendet, die Asche von seiner Cigarre. Fiat justitia! Fegt sie hinweg, ihr stählernen Besen, aber rasch, daß sie das Auge der Geschichte nicht länger beleidigen; und komme über sie der Fluch aller Wittwen und Waisen, deren Männer und Väter in diesem Kampfe umgekommen sind und noch umkommen werden, den sie durch die Zerstörung der einmal gewonnenen Friedensbasis heraufbeschworen haben! Ha! Ihr macht Einen ja ordentlich stolz auf sein eigenes Vaterland, auf seine eigenen politischen Gegner! Auch wir haben das allgemeine Stimmrecht verloren, aber nicht durch dieselbe Versammlung, welche aus ihm hervorgegangen war. Trotz aller darauf gerichteten Bestrebungen hat das Frankfurter Parlament das allgemeine Stimmrecht aufrecht erhalten und feierlich unter die Grundrechte des deutschen

Volkes aufgenommen. Mancher, der es gern beſchränkt hätte, that es doch nicht. Es war eine Frage der öffentlichen Scham. — Unterdeſſen mag die republikaniſche Montagne auf der Barricade bluten und ſterben. Auch ſie läßt man im Stich. Man hat zuviel Täuſchungen, zuviel Drangſal erlitten; man hat lange genug ſchöne Reden gehört. Iſt nicht eigentlich jedes Neue, was es auch ſei, dem bisherigen Zuſtande vorzuziehen? Die Arbeiter in den Quartiers St. Antoine und St. Marceau gehen und kommen; ſie rauchen, trinken, ſpielen Billard und geben dem Hülferufe der kämpfenden Montagne keine Folge. Wer weiß, was der Präſident für uns thun wird? Hat er doch das allgemeine Stimmrecht wieder hergeſtellt und verſprochen, ſich mit unſeren Bedürfniſſen zu beſchäftigen! Proudhon erzählt, es habe in jenen verhängnißvollen Tagen folgendes hiſtoriſche Wort unter den Arbeitern circulirt: „Barbès hat für uns die Auflage einer Milliarde auf die Reichen verlangt; Bonaparte wird ſie uns geben.“

Von der alten Nationalgarde exiſtirte nur noch ein Schatten; dieſem fehlte es eben ſo wohl an Waffen als an Kampfluſt. So entſchied alſo die Indifferenz, ja ſelbſt eine Art paſſiver Sympathie den Kampf zu Gunſten des Bonapartismus. Auf den gewaltſamen Sieg folgten die freien Wahlen. Ueber die Wahrheit und Wirklichkeit ihrer angeblichen Reſultate werden wohl nur Wenige etwas Sicheres zu ſagen vermögen. Ich ſehe aber nicht ein, warum nicht, nachdem der Schlag einmal gefallen war, ein großer Theil der franzöſiſchen Bauern, deren Mehrzahl ja weder leſen noch ſchreiben kann, den Antrieben der bonapartiſtiſchen Beamten gefolgt ſein ſollte, die ja außer der Furcht auch die Hoffnung in Bewegung zu ſetzen wußten, indem ſie den guten Ackersleuten völlige Rückerſtattung der unter der Republik gezahlten Zuſatzſteuern, Herabſetzung der Steuern überhaupt, Capital zu billigerem Zinſe und alle mögliche andere Nachhülfe in Ausſicht ſtellten. — Warum ſollte nicht auch ein großer Theil des Beſitzſtandes für die Fortdauer einer Gewalt ſtimmen, welche ihm die Erhaltung der Ordnung verſprach? Ja, warum ſollte nicht

ſelbſt ein Theil der Arbeiter, ſei es unter dem Einfluſſe der Reichen, ſei es in Erwartung der denſelben aufzuerlegenden Milliarde, ſich der neuen Strömung der Geiſter anſchließen? — So behält alſo der Bonapartismus für den Augenblick keinen bemerkenswerthen Feind, als die Intelligenz aller Parteien und für die Zukunft — die Enttäuſchung der Nichtintelligenz. Denn etwas bedenklich erſcheint es doch, daß Ihr Alle, Beſitzer, Bauern und Arbeiter, Euer Heil von demſelben Bonapartismus erwartet, da doch Eure Intereſſen einander entgegengeſetzt ſind. Verlangt Ihr Beſitzer nicht Beibehaltung des bisherigen Steuer- und Zollſyſtems, nach welchem die große Maſſe der niederen Volksklaſſen den Haupttheil der Staatslaſten tragen muß, möglichſt hohe Verzinſung der Staatsſchuld und der Privatſchulden, keine Milliarde auf die Reichen, keine Progreſſiv- und Einkommenſteuern, freie Concurrenz ohne Maximum und Minimum? Und verlangt Ihr Bauern und Arbeiter nicht von Alledem das Gegentheil, ſei es gemeinſchaftlich, ſei es, Ihr das Gegentheil von dem Punkt, Ihr das Gegentheil von einem anderen? Ihr wollt ja Abſchaffung der Wein-, Salz- und vieler anderer Steuern, auch mancher Zölle, Ihr wollt Progreſſiv- und Einkommenſteuern, eine Milliarde auf die Reichen, unentgeltlichen oder doch wohlfeileren Credit, Arbeit und zwar immerfort, mit einem Maximum des Brodpreiſes und der Arbeitszeit und einem Minimum des Arbeitslohnes, ja noch Manches, was Ihr jetzt gar nicht einmal ſagt. Und das Alles ſollte derſelbe Mann gewähren? Müßte er denn nicht die Einen vor den Kopf ſtoßen, um die Anderen zu befriedigen? Am Beſten thut man wohl zu laviren, ſo lange es gehen mag. — Gleich nach dem Gelingen des Staatsſtreiches erſchien ein Bericht des Finanzminiſters über die Verbindung der Verwaltungen der Zölle und der indirecten Abgaben in eine einzige Adminiſtration. Darin hieß es, „daß in dieſer Maßregel, neben Anerkennung der gerechten Wünſche der Bevölkerung auf Reformen, zugleich der Ausdruck des Entſchluſſes liege, ein Syſtem von Auflagen mit Feſtigkeit aufrecht zu erhalten, das dem Glücke und

Wohlbefinden Frankreichs so sehr förderlich sei.“ Und in der That wurde, die vorübergehende Herabsetzung einiger Eingangszölle abgerechnet, der ganze Wust des bisherigen Zoll- und Steuersystems, nach welchem die Masse der niederen Volksklassen den größten Theil der Staatseinnahmen bezahlt, bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten. Die Bauern und Arbeiter bezahlen also Alles, was man von Staats wegen auf Creditinstitute, Arbeiterwohnungen und Arbeiterasyle oder sonst zu ihren Gunsten verwenden mag, vorab selbst, und je größere Erleichterungen man ihnen auf diese Weise zuwenden will, umsomehr muß man sie vorher gedrückt haben. Unter diesem Gesichtspunkte sind es offenbar die Besitzenden, welche am meisten Ursache haben, mit dem Staatsstreiche zufrieden zu sein. Auch die Einführung der neuen Staatsanleihen durch Nationalsubscription ist bloß ein Schlag gegen die höchste Finanzaristokratie, hingegen der großen Masse der Besitzer angenehm. Unerwünschter war schon die Zinsenreduction der alten Staatsschuld. — Was sodann die Arbeiter und Bauern angeht, so ist zwar die Wein-, Salz- und eine Menge anderer verhaßter Steuern nicht aufgehoben worden. Aber liegt die Confiscation der Orleans'schen Güter nicht offenbar auf dem Wege zu der Milliarde auf die Reichen? Man nannte ja wohl Louis Philippe den Bourgeois-König oder auch den ersten Bourgeois. Wie weit ist von dem ersten zum zweiten, zum dritten Bourgeois u. s. w.? Sodann hat man durch großartige Niederreißungen und Neubauten, Beförderung von Eisenbahnen und anderen großen Unternehmungen für die Beschäftigung der Arbeitslosen gesorgt, auch ein Maximum des Brodpreises eingeführt. Zwar hat man nicht principiell das Recht auf Arbeit garantirt; aber wenn das neue Regiment es nicht wagen konnte, ohne Zufriedenstellung der Arbeiter zu entstehen, wird dasselbe alsdann ohne Fortdauer dieser Zufriedenstellung bestehen können? Der thatsächliche Erfolg ist ganz derselbe, als wenn man das Recht auf Arbeit garantirt hätte; man ist mit seinen künstlichen Anordnungen nicht besser daran als die provisorische Regierung mit ihren Nationalwerkstätten. Auf die

Auflösung der Nationalwerkstätten folgte die Junischlacht. Was wird auf die Einstellung der öffentlichen Arbeiten und die Abschaffung des künstlichen Brodpreises folgen? — Für die Bauern hat man Creditinstitute errichtet. Inwieweit ist dadurch der große Krebsschaden Frankreichs, die massenhafte Bauernverarmung, gehoben? Frankreich hat 25 Millionen Ackerbautreibende. Davon besitzen, nach de Gasparin, 9 Millionen ¾ der Bodenfläche, die übrigen 16 Millionen das vierte Viertel. Die Bestgestellten gewinnen 3—4 Procent ihres Bodencapitals; die Uebrigen sind froh, wenn sie 3 gewinnen. Nun aber mußte der Bauer für das Capital, welches er aufzunehmen gezwungen war, bisher, Kosten und Alles eingeschlossen, 6 bis 7, häufig 9, nicht selten sogar 20 Procent Zinsen bezahlen. Was haben hiergegen die Creditinstitute vermocht? Höchstens die Abschaffung des wucherischen Zuschlages; im Uebrigen ist der Zinssatz derselbe und beläuft sich in Verbindung mit den Kosten des Vertrages, des Enregistrements und der hypothekarischen Inscription noch immer bedeutend höher als der Reinertrag des Grund und Bodens. Hier müßten offenbar Steuerentlastung und günstigere Bedingungen der Bodencultur hinzutreten. De Gasparin meint, bei vollkommener Bodencultur würde Frankreich 260 Millionen Seelen ernähren können. Was bis Jetzt für den französischen Bauer geschehen, ist so gut wie Nichts. Aber der Arme denkt: Das Beste komme noch.

All diesen widerstrebenden Interessen der Besitzer, Arbeiter und Bauern hat also der Bonapartismus ein gewaltsames Compromiß auferlegt, welches er so lange aufrecht erhalten wird, als es angeht. Sollte aber durch die Macht des wachsenden Bedürfnisses, sei es der einzelnen Gesellschaftsklassen, sei es des bonapartistischen Systems, dies Compromiß eines Tages gesprengt werden, dann wird dieses System sich mit dem Stärkeren gegen den Schwächeren zu verbinden suchen. Wer der Eine, wer der Andere sein wird, Das läßt sich nicht voraussagen. Nur Das scheint gewiß, daß grundsätzliche Vorurtheile dabei keine Rolle spielen werden.

Unterdeſſen wäre es gut, wenn man, außer dieſer zuſammengeleimten Baſis, auch einen Haltpunkt nach Oben gewinnen könnte. Wenn wir der katholiſchen Kirche einige Dienſte erwieſen, wenn wir z. B. den Lateinern den Schlüſſel zum heiligen Grabe in Jeruſalem überlieferten, ſo würde vielleicht der heilige Vater ſich dazu herbeilaſſen, unſeren nach dem Moralcodex ohnehin etwas bedenklichen Urſprung in eine goldige Wolke von Gottesgnadenthum einzuhüllen und dadurch dem Blicke der Profanen zu entziehen. Leider iſt der Kaiſer Nicolaus anderer Anſicht hinſichtlich dieſes Schlüſſels, vielleicht auch hinſichtlich des Bonapartismus überhaupt; jedenfalls hat er die Rechte der griechiſchen Kirche zu wahren; denn dieſe iſt ſein Hebel der Zukunft. So entſteht denn ein großer Krieg, welcher freilich früher oder ſpäter doch einmal ausgebrochen wäre. Stellt man dagegen die Frage, ob dieſer Krieg ein nothwendiges Ergebniß der gegenwärtigen franzöſiſchen und engliſchen Volksſtimmung ſei, ſo muß man wohl mit „Nein“ antworten. Anlaß desſelben ſind zunächſt dynaſtiſche Intereſſen; die Völker hätten den großen Kampf wohl noch gerne verſchoben. Nun er aber einmal begonnen iſt, läßt ſich mit Beſtimmtheit behaupten, daß das engliſche und franzöſiſche Volk die äußerſten Kraftanſtrengungen machen werden, damit derſelbe nicht anders als mit Ehren beendigt werde. Erwieſe ſich der Nimbus der engliſchen Macht durch einen ſchmählichen Frieden als bloßer Schein, ſo müßte früher oder ſpäter als Folge davon eine entſprechende Verminderung des auswärtigen Einfluſſes Englands mit allen davon unzertrennlichen übeln Folgen für den engliſchen Handel, außerdem aber auch der ganze oder theilweiſe Verluſt aller auswärtigen Beſitzungen Englands, in Indien, am Cap, in Amerika, in Auſtralien und im mittelländiſchen Meere unausbleiblich eintreten. Keine engliſche Regierung kann daher einen Frieden abſchließen, durch den die Meinung der Welt von der alten engliſchen Macht auch nur im Mindeſten erſchüttert würde, ohne ſich einem furchtbaren inneren Rückſchlage auszuſetzen. Dieſer Rückſchlag träfe zunächſt den Handel und die Induſtrie. Stehen

Handel und Industrie stille, so bleibt der Masse der außer Arbeit und Brod gesetzten Arbeiter Nichts übrig, als von dem aufgespeicherten Fette der Reichen mitzuleben; daher Nichts erklärlicher, als die martialische Haltung der englischen Besitzer. Ein Gleiches gilt von dem Bonapartismus in Frankreich, nicht bloß wegen der französischen Landesinteressen, sondern auch wegen der französischen Volkseigenthümlichkeit. Denn wenn es wahr ist, daß das französische Individuum mit allen seinen individuellen Rechten und Freiheiten von Zeit zu Zeit völlig abhanden kommt, so ist dagegen auf der anderen Seite auch wahr, daß die Franzosen, besonders in solchen Fällen, als Nation immer da sind und zwar mit außerordentlich empfindlichen Nerven. Auch der Bonapartismus kann keinen das französische Nationalgefühl nur im Mindesten verletzenden Frieden schließen, ohne von einem gefährlichen inneren Rückschlage bedroht zu werden. Nun aber boten sich für England und Frankreich von Anfang an zwei verschiedene Bundesgenossen, um den Krieg zu einem entscheidenden Ende zu führen: die Nationalitäten d. h. die Revolution, oder die zwischen dem Osten und Westen liegenden constituirten deutschen Staaten, insbesondere Oestreich, als der durch ein etwaiges Bündniß der Westmächte mit den Nationalitäten am Meisten bedrohte Staat. Das Bündniß mit der Revolution erschien bedenklich. Zwar hatte man sich auf den Schultern der Revolution gegen Republik, Orleanismus und Legitimismus erhoben und behauptet, seitdem aber durch starke Compression und Freiheitsbeschränkung die eigene Macht zu constituiren begonnen. Kann man in Europa an die Auflösung appelliren, ohne befürchten zu müssen, daß auch in Frankreich das mühsam constituirte Kaiserreich von dieser Auflösung ergriffen werde? Man gewinne daher lieber Deutschland und vor Allem Oestreich, welches sich am Ersten zu einer Bundesgenossenschaft herbeilassen wird, weil es von allen Seiten, sowohl von russischer Ueberfluthung als von revolutionairer Auflösung am Nächsten bedroht ist. Ob Oestreich von der Machtausdehnung Rußlands wirklich bedroht sei? Viele Demokraten wollten Das

nicht glauben. Hat man denn vergeſſen, daß Oeſtreich nicht nur unruhige Ungarn, Italiener und Polen, ſondern auch eine erkleckliche Anzahl von Unterthanen ſlaviſcher Abſtammung hat, welche ein großes Slavenreich unter der Herrſchaft der ruſſiſchen Czaren träumen, die ſie zugleich als Päbſte des griechiſchen Katholicismus und Protectoren ihrer Nationalität betrachten? Mußte nicht dieſer gefährliche Einfluß der Czaren durch die in Ungarn geleiſtete Hülfe noch geſteigert werden? Hat man denn die bitteren Erörterungen zwiſchen ruſſiſchen und öſtreichiſchen Militairſchriftſtellern über die Wichtigkeit der geleiſteten Dienſte vergeſſen? Und wieviel Urſache man hat, gegen ruſſiſchen Uebermuth empfindlich zu ſein, Das haben wahrhaftig die Geſpräche Lord Seymour's mit dem Kaiſer Nicolaus zur Genüge bewieſen. Man werfe auch einen Blick auf die Karte. Siehe da wie bereits eine Tatze des Bären von der Bukowina bis Krakau zärtlich um den öſtreichiſchen Leib gelegt iſt. Durch die Beſetzung der Donaufürſtenthümer, ſodann Bulgariens, Serbiens und Bosniens ſtand Rußland im Begriffe, Oeſtreich auch auf der anderen Seite von der Bukowina bis Trieſt zu umarmen. Man ſehe genau zu, und man wird leicht geſtehen, daß dieſe Umarmung etwas zu zärtlich zu werden drohte. Es iſt wahr, daß Oeſtreich durch Rußland vor revolutionairer Auflöſung bewahrt worden iſt; aber deshalb iſt die Gefahr des reactionairen Gegenſchlags nicht minder groß. Im Jahre 1849 erzählte man in Deutſchland eine Anecdote von einem kleineren deutſchen Fürſten, welcher zwiſchen die beiden gleichzeitigen Gefahren geſtellt, von der Revolution oder von einer der größeren deutſchen Mächte abſorbirt zu werden, geſagt habe: „Ich will noch lieber von einem Löwen verſchlungen als von den Schweinen gefreſſen ſein!“ Das macht ſich ganz gut in einem fürſtlichen Munde, und über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten. Trotzdem glaube ich mich nicht zu weit vorzuwagen, wenn ich behaupte, daß in dem ganzen Reiche der lebenden Weſen, von dem Fürſten, welcher von Gottes Gnaden auf ſeinem Throne ſitzt, bis zu dem Zaunkönig, welcher im Gebüſche zwitſchert, abſolute Uebereins-

ſtimmung des Geſchmackes in einem Punkte beſteht, darüber nämlich, daß es am Beſten ſei, überhaupt gar nicht verſchlungen zu werden, von Wem es auch ſei.

Befanden ſich daher Diejenigen in einem groben Irrthume, welche nicht an eine ernſtliche Gefährdung Oeſtreichs durch ruſſiſchen Machtzuwachs an der Donau glauben wollten, ſo irrten ſich hingegen Diejenigen nicht minder gröblich, welche jeden Hintergedanken und Vorbehalt der öſtreichiſchen Regierung läugneten und dieſelbe ſchon bereit wähnten, ohne Weiteres auf die Ruſſen drauf zu ſchlagen. Vor allen Dingen muß man nie vergeſſen, daß es eine eben ſo alte als richtige Anſchauung aller Souveraine Europa's iſt, Rußland als die letzte Stütz- und Rückzugsbaſis gegen alle Wechſelfälle zu betrachten, welche die europäiſche Monarchie bedrohen können, eine Baſis, welche man nicht ſchwächen könne, ohne ſich ſelbſt zu ſchwächen. Sodann würde man durch eine entſchiedene Beförderung des weſtmächtlichen Uebergewichts den Uebergang einer Menge von freien Inſtitutionen, Anſchauungen und Auflöſungsmomenten in das Herz des Oſtens, einſchließlich der öſtreichiſchen Staaten befördern. Papierene Garantieen, welche die gegenwärtigen Regierungen Englands und Frankreichs Einem dagegen geben könnten, wären ohne dauernde Macht gegen die Natur der Sache. Ja könnte ſelbſt ein kühnes Vorgehen mit den Weſtmächten Einem wirklichen Machtzuwachs in den Donaufürſtenthümern und in der übrigen Türkei bringen, während Frankreich über den Rhein ginge; würde dadurch ſelbſt das gefährliche Princip der Selbſtbeſtimmung der Nationalitäten durch das der Zuſammeneroberung factiſch noch mehr in den Hintergrund gedrängt; ſo würde dadurch nichtsdeſtoweniger gleichzeitig ein Fortſchritt der auflöſenden Tendenzen des freien Englands und des revolutionairen Frankreichs gegen den Oſten bezeichnet werden. Oeſtreich hat daher keinerlei Intereſſe, einen entſcheidenden Schlag, ſei es des Oſtens gegen den Weſten, ſei es des Weſtens gegen den Oſten herbeizuführen. Oeſtreich hat vielmehr das entſchiedenſte Intereſſe, den Einen durch den Anderen im Schach zu halten, und ſeinen Ein-

fluß stets in die Wagschale zu werfen, welche zu hoch in die Luft geschnellt werden könnte. Oestreich ist die conservativste Macht der Erde. Jede Veränderung ist mit Mißständen für Oestreich verknüpft, — auf dieser sündhaften Erde eine wenig beneidenswerthe Situation! — Daraus erklärt sich vollständig die bisherige Haltung der östreichischen Diplomatie. Oestreich konnte vernünftiger Weise nicht anders handeln und wird ohne äußerste Noth auch in Zukunft kaum anders handeln. Ja, ebensogut wie man Noten aus einer Wagschale in die andere werfen konnte, könnte man selbst das Schwerdt aus einer Wagschale in die andere werfen. Oestreichs Losung muß sein: Keine Entscheidung, keine gründliche Veränderung! Das ist aber gerade der Ruin der Westmächte, für welche vielmehr eine baldige gründliche Entscheidung unabweisliches Bedürfniß ist. — Und diese gründliche Entscheidung wäre weder durch die Erstürmung Sebastopols, noch auch durch die Eroberung der ganzen Krim gegeben. Gesetzt, Sebastopol wäre erstürmt, die ganze Krim erobert, was dann? So säße man immerhin viele tausend Meilen weit von der Heimath zwischen Wem? Zwischen dem beraubten Feinde, welcher natürlich nun um so weniger nachgeben könnte, und der östreichischen Neutralität, welche jetzt sogar ein entschiedenes Interesse hätte, sich in Begünstigung Rußlands zu verwandeln. Oestreich möchte diese günstige Stellung, den Einen durch den Anderen im Schach zu halten, wohl nur dann aufgeben, wenn, auch ohne seine Mitwirkung, der Sieg eines Theiles zu unwiderstehlichem Durchbruche gekommen wäre. Aber dann würde man Wenig mehr nach ihm fragen. Illa suprema dies!

Was sollen demnach die Engländer und Franzosen auf dieser aus Rücksichten für Oestreich bezogenen Krim beginnen, durch deren vollständige Eroberung man kaum besser daran sein würde, weil man sich dadurch immerhin zwischen die russische Feindschaft und die östreichische Neutralität eingeklemmt und zu dauernder entscheidungsloser Erschöpfung gezwungen sehen würde? Soll man dieselbe, sowie den Landkrieg überhaupt vielleicht ganz aufgeben und sich

auf die Blokade der ruſſiſchen Häfen beſchränken? Das wäre nicht nur ein Zugeſtändniß bisheriger furchtbarer Verſchwendung, ſondern zugleich eine Einladung an Oeſtreich und Rußland, ſich unterdeſſen in die Provinzen des türkiſchen Reiches zu theilen. Die ganze Lage iſt ſo heillos, daß man, ſo ſehr die Weſtmächte die Revolution zu ſcheuen haben, ſich doch von ihrer Seite auf Alles gefaßt halten muß. Unter Umſtänden könnte der franzöſiſche Coup d'État ſich doch noch zum europäiſchen Coup d'État erweitern. Die beiderſeitige Lage bietet einige ſprechende Aehnlichkeiten. Auch in Frankreich zeigte man, bevor man zum Aeußerſten griff, eine erſtaunliche Langmuth gegenüber den conſtituirten Parteien, insbeſondere gegenüber dem Legitimismus und Orleanismus, deren Bundesgenoſſenſchaft zur Gründung einer neuen Ordnung man eifrigſt ſuchte. Dieſen conſtituirten Parteien zu Liebe verfeindete man ſich ſogar mit der Revolution und nahm Theil an der Entſtehung des Burggrafengeſetzes. Ganz brach man freilich nie mit der Revolution, und als es mehr und mehr zweifelhaft wurde, daß man die Legitimiſten und Orleaniſten zu thätiger Beihülfe gewinnen werde, da ließ man gelegentlich wieder revolutionaire Sympathieen durchblicken, berechnete man ſeine Worte auf die Maſſen, erſt nur mit Maß und Ziel, wie als letzte Drohung für den neutralen Legitimismus und Orleanismus; und als zuletzt Alles Nichts half, als die Neutralen verſtockt in ihrer Unthätigkeit verharrten, da brach man hervor mit der Wiederherſtellung des allgemeinen Stimmrechtes und dem ganzen Coup d'État. — Ebenſo hat man in Europa bis Jetzt eifrigſt die Bundesgenoſſenſchaft der conſtituirten Gewalten, insbeſondere Oeſtreichs, geſucht und ſich dieſen Gewalten zu Liebe ſogar mehr und mehr mit den Nationalitäten, d. i. der europäiſchen Revolution, verfeindet. Doch hat man auch mit dieſer noch nicht ganz gebrochen, und ſchon hat, herausgefordert durch die Sprödigkeit Oeſtreichs, die Buhlerei mit den Nationalitäten leiſe begonnen. Wenn Ihr glaubt, den Bonapartismus von dieſem Wege dadurch abſchrecken zu können, daß Ihr ihm die Ausſichten auf einen Erfolg als äußerſt

gering darſtellt, ſo täuſcht Ihr Euch. Erinnert Euch, wie gering ſeine Ausſichten vor dem franzöſiſchen Coup d'État erſchienen, wie Manche ihn ſchon unter der Laſt der Lächerlichkeit am Verſcheiden glaubten. Trotzdem hat er den Schlag unternommen und glücklich durchgeführt. Er wird auch vor dem europäiſchen Coup d'État nicht zurückbeben, wenn dieſer ſich als eine Bedingung der bonapartiſtiſchen Exiſtenz darſtellt. Ob er gelingen werde, iſt freilich eine andere Frage. Durch ſeine vorherige zweideutige Haltung hat der Bonapartismus die franzöſiſchen Maſſen nur zur Indifferenz und zu einer Art halber, paſſiver Sympathie gebracht. War ſeine Haltung in Europa minder zweideutig, und wird er die europäiſchen Maſſen weiter bringen? Und wenn er ſie nicht weiter brächte, würde auch in Europa deren bloße Indifferenz und paſſive Sympathie zu einem Siege ausreichen? — Das ſind delicate Fragen. Daran ließen ſich in entgegengeſetztem Sinne noch einige delicatere über die gewaltigen Hebel reihen, welche dem Bonapartismus zur Verfolgung ſeiner Zwecke in Europa zu Gebote ſtehen. Doch die einzige Confiscation der Orleans'ſchen Güter hat ſchon böſes Blut genug gemacht, und wir ziehen es vor, das delicate Gebiet des europäiſchen Coup d'État zu verlaſſen, um uns zu dem franzöſiſchen zurück zu wenden.

Auf die erſten Nachrichten von dem Widerſtande, welchen der Coup d'État in Paris wie in den Departementen fand, traten auch einige deutſche Flüchtlinge und Arbeiter in Genf zuſammen und zwar unter der Parole: „Marſchiren!“ Darunter war Marſchiren nach Frankreich gemeint. Dies war natürlich heller Unverſtand. Was ſollten die Paar deutſchen Flüchtlinge im fremden Lande, wo ſie ganz unbekannt waren? Fazy erſchien perſönlich in dieſer Verſammlung, ſetzte den Anweſenden auseinander, wie unverſtändig und zugleich compromittirend für den Canton Genf ihr Gebahren ſei, fand aber wenig Anklang und mußte ſogar Nachſicht mit deutſcher Unhöflichkeit üben. Aus dem „Marſchiren“ ward nachher natürlich doch Nichts, wenn man als ein ſolches nicht eine Reiſe von einem Arbeitervereine

zum anderen verstehen will, welche einige der lautesten Sprecher innerhalb der Gränzen der Schweiz vollführten. Was damals zu thun war, wenn man überhaupt Etwas thun wollte? — Das lag auf der Hand. Ein Jeder setzte sich in die Post, um sich möglichst rasch in möglichste Nähe des Ortes zu begeben, wo er am meisten Einfluß hatte. Außerdem war Geld zusammen zu schießen, um den Mittellosen ein gleiches Verfahren zu ermöglichen. Alles „Marschiren“ war von äußerstem Ueberfluß. Die „Marschirer“ gehörten zur socialdictatorischen Hochkirche, welche auch in Genf einige Priester hatte. Diese waren zwar nicht ohne Einfluß auf die dortigen Arbeiter; so oft ich aber mit einzelnen dieser letzteren über das ihnen gepredigte sociale Dogma sprach, fand ich davon keine nachhaltige Wirkung vor. Auch meinen rheinischen Landsmann Heß, zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch den Kölner Gesellschaftsspiegel, fand ich damals in Genf. Was er eigentlich dachte, wüßte ich nicht zu sagen. Im persönlichen Umgange neigte er mehr zu den Socialdictatoren; doch schien er mir zu gescheidt, um deren Irrthümer wirklich zu theilen. Bald darauf fiel ihm plötzlich eine ansehnliche Erbschaft zu, ich glaube von Seiten eines in Holland verstorbenen Oheims, worauf er Genf verließ. Da habe ich denn manche Socialisten sich bitter darüber beklagen hören, daß er von dem erquickenden Goldregen nicht auch einige Güsse in die lechzenden Taschen seiner darbenden Freunde habe gelangen lassen. „Das war auch einmal wieder ein schöner Socialdemokrat!“ hieß es da. Warum denn nicht? erwiederte ich. Könnt Ihr denn Alles wissen, was er vielleicht für Andere gethan hat? Und was die individuelle Verwaltung des ihm angefallenen Vermögens anbetrifft, wäre es nicht besser, Ihr fragtet Euch, was Ihr selbst in ähnlichem Falle gethan haben würdet, statt fortwährend an die sociale Demokratie utopistische Ansprüche zu machen? —

Der endliche Sieg und die sichtliche Befestigung des neuen Systems in Frankreich brachte auf mich, wie auf viele Andere, eine tiefe Wirkung hervor. Er zertrümmerte meine Anschauungen über die nächste Gestaltung der europäischen Gegenwart,

welche mein ganzes Wesen wie mit einem Bande umschlossen hielten. Dies war mir ein Schmerz, aber ein heilsamer; denn er führte mich wieder mehr auf mich selbst und das übrige Leben zurück. Ich hatte meine physische Existenz nie mit der Revolution in Verbindung gebracht; ich lernte jetzt auch meine geistige Existenz mehr davon trennen. Nachdem ich schon Viel entbehren gelernt hatte, lernte ich auch die Revolution entbehren. Damit haben meine politischen und socialen Grundsätze keine Aenderung erlitten. Aber wenn die übrige Welt gegenwärtig diametral entgegengesetzten Systemen huldigt, so kann ich das eben nicht ändern, und muß sehen mit dem Leben auch ohne Verwirklichung meiner politischen und socialen Anschauungen fertig zu werden. Die Liebe zum Vaterlande, zur Menschheit sind gewiß hohe Empfindungen, und Diejenigen, welche, mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft, wähnen, dieselbe so leicht entbehren zu können, täuschen sich gewaltig. Der „Einzige und sein Eigenthum“ in seiner ganzen Schärfe ist doch nur eine theoretische Hypothese. Damit Du überhaupt da seiest, dazu gehörten schon Zwei, Du selbst bist der Dritte, und wollte man Euch Drei nun auf irgend eine Insel verbannen und von der übrigen Welt ganz absperren, so würdet Ihr alsbald auch Sehnsucht nach den Uebrigen verspüren, nicht bloß um Eurer physischen, sondern auch um Eurer geistigen Bedürfnisse willen. Aber der Himmel, welchen, wie Schlosser so schön von Boethius sagt, jeder edle Mensch in sich trägt, ist doch auch Etwas. Außerdem wird es uns, wenn auch die Gesellschaft als solche unseren Ansprüchen nicht genügt, niemals an einzelnen trefflichen und liebenswerthen Menschen fehlen, wenn wir sie nur zu finden wissen. Sodann bietet sich uns das herrliche Schauspiel der Erde, welche von den Schneegipfeln der Alpen bis zu dem blauen Spiegel des Oceans von Reizen bedeckt ist; bietet sich uns die Sonne, der Mond, der ganze gestirnte Himmel, welcher von Schönheit und Größe strahlt; bietet sich uns endlich das unendliche Universum mit seinen erhabenen und tröstlichen Gesetzen, deren Erkenntniß den Philosophen im Voraus des Stur-

zes aller Dinge genießen läßt, welche mit der Seele der ewigen Harmonie im Widerſpruch ſtehen. Mit glühender und ausſchließlicher Begeiſterung habe ich die beſten Kräfte meiner Jugend dem Dienſte des Vaterlandes und der Menſchheit gewidmet. Unſer Volk hat uns verlaſſen, wie ſo viele andere Völker ihre republikaniſchen Führer verlaſſen haben. Nachdem die Fluthen der Revolution ſich verlaufen hatten, fand ich mich einſam auf dem Sande wieder. Viele Jahre bin ich in dieſer Einſamkeit verharrt, in welcher ich Viel gelitten habe. Während dieſer Zeit wurden meine Augen auf's Neue von der Sonne, dem Monde, den Bergen, den Wieſen, den Bäumen, dem Himmel und der Erde getroffen. Je mehr meine Hoffnungen auf eine glückliche Umwandlung der geſellſchaftlichen Geſetze ſchwanden, um ſo nöthiger, aber auch um ſo reicher geſpendet ward mir der Troſt der ewigen Schönheit der Natur. Ich bin kein Egoiſt geworden; o! nein, ich liebe meine Familie, meine Freunde, ja die Menſchen überhaupt; aber ich lebe nicht mehr ſo ausſchließlich in der Menſchheit; ich lebe einerſeits mehr in engeren Kreiſen, in mir, in der Liebe und Freundſchaft, andererſeits aber auch in einem weiteren: Ich fühle mich als wirklicher Weltbürger.

In demſelben Maße daher, in welchem der Erfolg des Bonapartismus mich der Politik abwendete, in demſelben Maße wendete er mich der übrigen Welt zu. Ich bin ihm dankbar dafür; denn Dies war Viel, weil Gewinnſt an wirklichem Leben. „Im Zorne des Geſchicks liegt wahre Menſchenbildung!“ Zunächſt legte ich mich mit verdoppeltem Eifer auf die begonnenen Rechts- und Geſchichtsſtudien, in welcher letzteren Hinſicht die Bibliothek der Frau S. mir treffliche Dienſte leiſtete. Aber in den Mußeſtunden ſah ich auch dem übrigen Leben wieder tiefer in's Auge. Meine muſikaliſchen Zuſammenkünfte mit Fräulein Bertholet wurden häufiger, wir ſpielten alle Beethoven'ſchen Sonaten wiederholt durch, mit Ausnahme der großen A dur, welche mir zu ſchwer iſt. Dieſe Zuſammenkünfte machten mir außerordentliche Freude, und meiner

Mitſpielerinn, wie es ſchien, nicht minder. Wir ſpielten ſo anſpruchslos, ohne alle Eitelkeitsrückſichten auf Dritte — wir hatten in der Regel keine Zuhörer, wenn nicht Frau S. und deren Kinder —, aber ſo voll aufrichtigen Strebens nach Erkenntniß des Meiſters und möglichſt würdiger Darſtellung ſeiner Tonwerke, daß Frau S., welche dieſelben von fertigeren Händen hatte vortragen hören, uns oft ihren Beifall ſpendete. Daran reihte ſich auch häufigerer Beſuch von Concerten. Schon ſeit längerer Zeit hielt ſich am Genfer See, bald in Lauſanne, bald in Genf, ein junger ungariſcher Claviervirtuoſe auf, mit Namen Adler, welcher fremde und eigene Compoſitionen nicht nur mit Meiſter-, ſondern auch mit Künſtlerſchaft ausführte. Dieſer Künſtler war zugleich ein liebenswürdiger Menſch. Schon bei Gelegenheit früheren Verweilens in Lauſanne hatte er die geſcheidte Vermuthung gehegt, ſo ein Flüchtling möge wohl nicht gerade immer fünf Franken übrig haben, um jedes Concert zu beſuchen, was ſeinem Geſchmacke ſonſt ſchon zuſagen würde. In dieſer geſcheidten Vermuthung hatte er mir mit großer Freundlichkeit wiederholt Karten angeboten, die ich mit eben ſo großer Unbefangenheit wiederholt angenommen hatte. Außerdem gab's in Genf von Zeit zu Zeit ein Inſtrumentalconcert, und dazu kam in jener Zeit auch noch der Beſuch der Milanollo und des Ernſt, welche ſich in kurzen Zwiſchenräumen folgten. Beide konnten ſich glücklich ſchätzen, einen ſo trefflichen Pianiſten wie Adler als Begleiter in Genf zu treffen. Ich glaube, man muß den Ernſt über die Milanollo ſtellen, die ihn wohl in dieſem oder jenem zarten Detail übertreffen mag, aber durch die Fülle und Kraft ſeines markigen und genialen Spiels in den Hintergrund geſtellt wird. Aber wie Unrecht thue ich, die Beiden zu vergleichen! Sie iſt ja ein Weib, er ein Mann. Können denn ein Mann und ein Weib nicht ſchön nebeneinander beſtehen, ohne daß Einer den Anderen in den Hintergrund ſtellt? Die Milanollo iſt eben ein ſchönes Lied, eine Elegie, der Ernſt ein volles Epos. Was ich mir aber nicht verſagen kann, dem Ernſt vor der Milanollo hoch anzurechnen, Das iſt,

daß er uns nicht nur seine Bravourstücke, sondern auch Quartette von Haydn und Mozart, und, mit Adler zusammen, die große A dur Sonate von Beethoven gab. Das Opfer der völligen Versäumniß der klassischen Musik sollte denn doch kein Künstler jenem Modegeschmacke bringen, welcher lieber zehnmal den Karneval von Venedig hört. Ernst gab die Naivetät Haydn's bis in die feinsten Nüancen trefflich wieder, nicht minder die in Durcharbeitung der Harmonie sich bewußter werdende Schönheit Mozart's. Die Ausführung der großen A dur Sonate von Beethoven durch die Beiden endlich übertraf Alles, was ich bisher in ähnlicher Weise gehört hatte. Den breiten prachtvollen Eingang, das stürmische Presto, die glückliche Beruhigung des Andante und dann wieder den Kampf und Sieg des Finale, das Alles gaben die Beiden mit einer Meisterschaft und einem Zauber des Zusammenwirkens und Ineinanderlebens wieder, daß man glaubte, nur ein Instrument zu hören, ein neues, welches das Ganze gäbe. Das war ein mächtiger Eindruck, der das innerste Leben aufwühlte. Dagegen rührte Ernst mit seiner Elegie Frau S. bis zu Thränen, und sie meinte, wenn man einst auf ihrem Grabe so weinen würde, so würde sie wieder lebendig werden. — Es war mir ein hoher Genuß, im Herbste 1852 in Bern auch noch Vieuxtemps zu hören, nicht nur in bedeutenden Bravourstücken, wie in dem »Trille du diable« von Tartini und eigenen Compositionen von großer Schwierigkeit, sondern auch gerade wieder in dem himmlischen Andante nebst Variationen der großen A dur Sonate von Beethoven. In der Technik wird Vieuxtemps von Niemanden übertroffen, den ich bisher gehört habe. Auch durch seine Auffassungen hat er mich mächtig bewegt; aber eine Entscheidung zwischen ihm und Ernst will sich nicht recht von mir losringen. Es will mir vorkommen, als wenn Vieuxtemps noch kraftvoller und beherrschender, Ernst dagegen tiefer und inniger sei. Hinsichtlich der Technik will ich übrigens hier noch eines sonderbaren Umstandes erwähnen, welcher Ernst zu gute kömmt. Ernst hat sich einmal ein Glied des vierten

Fingers der linken Hand ausgerenkt, wodurch der Finger auch nach der Heilung etwas länger geblieben ist, als er vorher gewesen war. Daraus zieht er nun den Vortheil, daß der verlängerte Finger Decimen greifen und andere Dienste thun muß, die ein anderer Finger gar nicht oder nicht so gut verrichten könnte. S'ist kein Schade so groß, daß nicht ein Vortheil daraus zu ziehen wäre.

Der Frühling des Jahres 1852 machte sich in Genf außerordentlich früh und schön geltend, und fand in Folge der letzten Erlebnisse in mir nur noch tieferen Anklang. Da machte ich denn in meinen Mußestunden manche Ausflüge in die Umgebungen Genfs; nach Morner im Savoyen'schen, am südlichen Abhange des kleinen Salève, einer »Sommerfrische« der Genfer mit herrlicher Aussicht auf den Montblanc und seine Nebenläger; auch Spaziergänge in der nächsten Nähe Genfs, in welcher die Nachtigallen bereits ihren Wettgesang erschallen ließen; sei es allein, sei es mit Frau S. und ihren Kindern. Welch ein Anblick dort auf den äußersten Bänken »aux Pâquis«, dicht am Ufer des erhaben ruhigen Lemans, dessen Welle leisen, sicheren Schlages zu unseren Füßen niederrauschte, während der Montblanc hinter dem Laubgrün der jenseitigen Landhäuser und den braunen Abdachungen des Môle und Salève mit seinen keuschklaren Schneegipfeln majestätisch in den hellblauen Morgenäther emporragte! Welch ein Abendspaziergang im Rücken landeinwärts, die »Voie creuse« zwischen schattigen Hecken hinauf, darunter zahllose kurzstenglichte Primeln wie tausend neugierige Erdaugen hervorschauten, als wollten sie Alles erforschen, was vorübergehende Menschen bewegen mag! Dazwischen schattenliebende Veilchen und lichtdurstige Anemonen, vor uns der waldige Jura, schwimmend im Abendsonnengolde, links zwei prächtige Cedern, welche ihre Wipfel und Aeste reich ausbreiteten, als sprächen sie, milde Priester der Schönheit, ihren Segen aus über die ganze Umgebung! In aller Frühe schmetterten Einem Hunderte von Vögeln aus blühenden Akazien und Kastanien ihre glücklichen Weisen zu den Fenstern hinein, kurz das Singen und

Blühen wollte nicht enden. Je weiter sich auf unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen unsere Gespräche über Natur-, Staats-, Gesellschafts- und Menschenleben verbreiteten, um so mehr lernte ich diese Frau als eine außergewöhnliche schätzen. Ich fand einen reichen Schatz herrlicher Kräfte, fast ohne Arbeit des Bewußtseins seelisch gesammelt im Brennpunkt des Schönen. Diese naive Harmonie voll harmloser Milde war selbst durch die Wechselfälle eines reichen und vielbewegten Lebens nur wenig erschüttert worden. Diese Natur flößte mir das höchste Interesse ein, obgleich oder wahrscheinlich gerade weil in mir eine entgegengesetzte Kraft eine Hauptrolle spielt, — so meine ich wenigstens — nämlich die Kraft eines concentrirenden Bewußtseins, welche das überschwenglich Ideale stets auf das Maaß der Wahrheit und schönen Wirklichkeit abzuklären sucht. Die bewußtlose Naivität führt leicht zu einer Art von Gefühlsmysticismus, welcher vor der wahren Wirklichkeit, auch der schönen, nicht immer Stich hält. Dagegen führt eine zu starke Arbeit des Bewußtseins eben so leicht zu Formenverhärtung, Verstandesdürre, Unzugänglichkeit, stereotypem Wesen und Unfruchtbarkeit. Der Staatsstreich hatte mich schon heilsam in's Innerste getroffen. Frau S. setzte dieses Werk, wenn auch nicht aus gleicher Richtung, dann doch in gleicher Richtung fort. Sie brach durch Alles, was noch von verhärteten Formen da war, mit der Kraft einer schönen und naiven Natur durch, führte mich in umfassender Weise auf mein eigenes tiefstes Leben zurück, aus dessen naivem Born ich auf's Neue schöpfen lernte, milderte meine Verbitterung gegenüber der Welt, und beförderte mein im Entstehen begriffenes Bedürfniß, diese weiter, höher und tiefer aufzufassen. Niemand kann uns geben, was wir nicht selbst haben; aber die Einwirkung bedeutender Naturen auf die Entwicklung Dessen, was wir haben, ist oft vom größten Einflusse. Manches, was ohne solche Einwirkungen fortschlummern würde, wird durch dieselben zum Leben erweckt. So kann ich wohl sagen, daß, außer meiner Mutter, bisher nie ein Weib so viel Einfluß auf mich geübt hat, als diese Frau. Dagegen scheint

Frau S. auch mich schätzen gelernt zu haben. Denn was sie für mich that, als ich kaum ein Jahr später als aufgegebener Todtkranker nach Genf zurückkehrte, Mehr kann ein Mensch für einen Anderen nicht leicht thun.

Doch erst sei nun bemerkt, wie ich von Genf fortkam. Einige Monate nach dem Coup d'État erschienen aus Anlaß der zahlreichen französischen Flüchtlinge, welche nun zu den alten Flüchtlingen wieder hinzugekommen waren, von Seiten des Bundesrathes eidgenössische Commissare in Genf, welche auch mich in aller Höflichkeit einluden, diese Stadt, als das verschrieene Centralnest aller europäischen Anarchisten, zu verlassen, wogegen man mir den Aufenthalt in dem benachbarten Lausanne nach wie vor gestattete. Hinsichtlich meiner Absichten auf den Lehrstuhl des Rechts in Lausanne war dieser letztere Aufenthalt vielleicht noch zweckmäßiger. Zwar verließ ich gerade jetzt, nachdem ich Frau S. und ihre Familie kennen gelernt hatte, Genf nicht gerne. Aber Frau S. hatte ohnehin einen Frühlingsausflug mit ihrem Sohne W. am Genfer See vor, und da ich ihr die Reize Lausanne's und seiner Umgebungen mit den lebhaftesten Farben beschrieben hatte, so versprach sie mir, im Vorbeigehen auch dort einige Tage zu verbringen. Die mir nöthigen Bücher aus ihrer Bibliothek durfte ich mitnehmen; in Lausanne hatte ich auch wieder Wiener und die Familie Soldan, und so setzte ich mich gegen Ende April getrost auf den Dämpfer nach Lausanne.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine Wohnung auf dem Lande bei Lausanne. Besuch W.'s mit seiner Mutter in Lausanne. Die Campagne Bel und das Thälchen der Vauchère. Die schwarzköpfige Grasmücke. Uhland'sche Frühlingsgedichte. Der Wald von Sauvabelin, die Campagnen Roverea, Villamont und Haldimand. Calame's Brienzer See im Musée Arlaud. Die Demokratie und die Kunst. Heinrich Simon und Rappard auf der Durchreise in Lausanne. Eine Anecdote. Georg Sand über den deutschen Volkscharakter. Waadtländische Volksfeste. Wilhelm v. Humboldt's Briefe an eine Freundinn. Proudhon und Victor Hugo über den Staatsstreich. Rechtloses Brod und brodloses Recht. Proudhon's Anarchie und sein neuer Erziehungsstandpunkt. Treu und Glauben. V. Hugo's „Châtiments.“ Die Befürchtungen des Herrn v. Radowitz vor den äußersten Parteien der Zukunft, und V. Hugo's Propaganda gegen die Todesstrafe. Socialistische Nebel. Ueber den ästhetischen Werth der Châtiments. Reise in's Ormondthal. Eine gescheiterte Hoffnung. Ueber meine Familie. Ueber die Selbsttödtung. Vater- und Mutterliebe. Nach Bern. Letztes Ringen vor dem Versinken.

Frau S. hielt Wort. Ich war noch nicht lange in Lausanne eingerichtet, als sie eines Tages mit ihrem Sohne W. von Montreux kommend im Lausanner Hafen zu Ouchy an's Land stieg. Es war im wunderschönen Monat Mai und das Wetter blieb während ihres ganzen Aufenthaltes unerschöpflich an reinen Frühlingstagen und prächtigen Morgen- und Abendbeleuchtungen. Ich hatte mich nicht in der Stadt selbst, sondern 20 Minuten landeinwärts in dem höheren Hügellande, unweit des Dorfes Chailly, bei dem Gärtner Bovend eingemiethet. Meine Wohnung war bescheiden, aber reizend, frei auf einem Hügel gelegen, von saftigem Wiesengrün und blühenden Bäumen umgeben. Meine Fenster waren von Reben und Aprikosen umrankt; im Hofe floß ein Brünnlein krystallklaren Wassers, zu welchem ich jeden Morgen hinabstieg, um mich durch die unmittelbare Berührung der „mächtigen Fee Natura“ zu erfrischen. Dann schwang sich die Lerche in's Blau hinein, und von einem nahen Baume rief ein Gelbbrüstchen: „Dididoo! Dididoo!“ was

der Landmann mit : „Spitz die Schaar, Acker fahr'!“ überſetzt. Der Ruf ging nicht verloren an mir; denn ich nahm mir vor, die Schaar zu ſpitzen und unermüdlich Acker zu fahren, bis ich fruchtbares Erdreich gefunden habe, und wäre es klaftertief verborgen. Durch drei meiner Fenſter drang die Morgen-, durch eines die Mittag- und Abendſonne. Durch die erſteren glitt der Blick über eine wieſengrüne Anhöhe nach den noch ſchneeigen Gipfeln der Dent d'Oche, durch das letztere über das geſträuchige und mannichfaltig beholzte Thälchen der Vauchère nach einigen ſpärlichen Linien des Jura. Einer volleren Ausſicht genoß ich, wenn ich zur Stadt ging. Nach Erklimmung einer kleinen Anhöhe, die dann nach Lauſanne hinabführt, lagen vor mir : Links die Grenzalpen der Cantone Freiburg, Waadt, Bern und Wallis, vom Moléſon bis zur Dent de Morcles, Alle ſich ſcharf erhebend über dem lieblichen Vordergrund des Jorat mit der alten Tour de Gourze; — rechts das breite, tiefblaue Becken des See's, auf deſſen anderem Ufer die gewaltige Dent d'Oche unmittelbar an die gegenüberliegende Dent de Morcles hinantritt, um den bekannten ahnungsvollen Eingang zum Wallis zu bilden, Salvator Roſa'ſchen Geſchmacks, in welchen meine Phantaſie ſich oft noch einen Banditen hineinzauberte, da das Wallis keine Banditen mehr hat, wenn nicht die Seelenbanditen, die Jeſuiten. War des Nachts friſcher Schnee gefallen, was im Frühling in den Bergen häufig geſchieht, dann hing dieſer in ſilbernen Schleiern über die reichgeſtaltigen Glieder der Dent d'Oche hinab bis in den See, und es gab des Abends ein Glühen, wie es kaum ſchöner zu ſehen war. Von der Dent d'Oche abendwärts zog ſich dann die Kette der Savoyer Alpen bis zum fernen Salève. Auf dieſer Höhe bei Chailly verweilte ich oft halbe Stunden lang beim Sonnenuntergang. Stieg ich dann zur Stadt hinab, dann war das ganze Abendfirmament ein lauterer Goldgrund, auf dem ſich die ſchlanken Thürme der Kathedrale und der Église St. François haarſcharf abſtickten. Etwa 10 Minuten von meiner Wohnung, auf der anderen Seite des Vauchère-Thälchens, an der Straße nach Lauſanne, lag die Campagne Bel,

wo Madame Bel mit zwei Töchtern und einem Schwiegersohne, Herrn Flobert, einem entfernten Verwandten St. Just's und früherem Professor der Geschichte zu Macon, wohnte. Von dieser Familie war ich zu Mittag und Abend als Pensionair aufgenommen worden. Dort war gerade eine Sommerwohnung noch auf 8 Tage frei, welche ich für diese Zeit sofort für Frau S. und deren Sohn mit Beschlag belegte. Sie bestand aus einem Salon und zwei Schlafstuben im Erdgeschosse. Sie war rings von Garten und Wiese umgeben und zu allen Fenstern hinein lachte der Frühling. Vor der Schlafstube der Mutter stand ein großer Pflaumenbaum, welcher, rundum hell aufgeblüht, mit frischduftigem Athem zum offenen Fenster hineingrüßte. Gegen zehn Uhr schon machten die Bienen dort ein Gesumme, als verstände sich das Recht auf Arbeit in alle Ewigkeit von selbst. Im Garten gab es würzige Blumen in allen Farben und ein Plätzchen, von wo man eines malerischen Blickes auf die Trümmer der Tour de Gourze, die Alpen und einen Seeausschnitt mit einigen Häusern und dem Kirchthurme von Cully genoß.

Das Thälchen der Vauchère, welches unsere beiderseitigen Wohnungen trennte, trug Viel zum Reize dieses Aufenthaltes bei. Darin wuchsen Eichen, Buchen, Eschen, Pappeln, Erlen und alle möglichen Arten von Sträuchern, aus denen die wilde Rose in reizender Einfalt ihr blühendes Haupt erhob, ihre süßwilden Düfte weithin verbreitend. In aller Frühe ertönte aus dem Dickicht dieses Thälchens der weithin schallende Schlag der Amsel, während daneben auf dem flachen Felde die Lerche jubelnd gen Himmel stieg. Alsbald fielen eine Menge anderer Vögel ein. Aber die Nachtigall fehlte. Es ist merkwürdig, aber wahr, daß ich am ganzen schweizerischen Ufer des Genfer See's die Nachtigall häufig nur in Genf und in Bex am Eingang des Wallis getroffen habe. In Lausanne und selbst in Montreux ist sie nicht zu Hause, wenigstens nicht in nächster Nähe, oder doch nur vereinzelt und selten. Sie wird aber ersetzt durch die schwarzköpfige Grasmücke, welche besonders in der Umgebung Lausanne's sehr häufig ist. Der Gesang dieser Letzteren kommt dem der

Nachtigall nicht gleich, aber am Nächsten. Sie hat einzelne Töne und selbst Passagen der Nachtigall fast vollständig. Doch findet im Ganzen des Gesanges beider Thierchen ein charakteristischer Unterschied Statt. In einigen der tiefheraufgeholten und langgezogenen Töne der Nachtigall ist immer auch etwas Schluchzendes, was an Liebesschmerzen mahnt, die man nicht aus dem Herzen zu reißen vermag. Hafis läßt ja auch zuletzt die holde Sängerinn sich in die Dornen der Rose stürzen und verbluten. Der Gesang der schwarzköpfigen Grasmücke ist leichtblütiger, glücklicher, freier. Kann man von der Nachtigall in Wahrheit sagen, daß sie „das Leben vereinige und sich schwer mache", so fühlt man sich versucht, dem schwarzköpfigen Teufelchen nachzusagen, daß es „das Leben zerstückle und sich leicht mache." Doch Das ist Zuviel. Es hat doch auch gar schöne und innige Töne. Aber folgende Worte eines Molière'schen Schäfers laßt mich ihm in den Mund legen:

„A lui vouer ma tendresse,
Je mets mon plus doux souci;
Mais lorsqu'on est tigresse
Ma foi, je suis tigre aussi. . . . ."

was man also übersetzen kann:

„Es ist mir süßestes Gebot,
Ihr meine Zärtlichkeit zu weih'n;
Doch ist man Tigerin, Schwernoth!
So kann auch ich ein Tiger sein."

So wurden unter Hin- und Herreden die beiden Grasmückchen zu Tiger und Tigerinn. Was aber dann das Göthe'sche:

„Zerstückle das Leben, Du machst Dir's leicht,
Vereinige es und Du machst Dir's schwer."

anbetrifft, so fanden wir die darin enthaltene Lebensweisheit nicht gar zu tief, weil man sich durch Zerstückelung des Lebens nicht nur seine Leiden erleichtere, sondern auch seine Freuden verwässere, wogegen man sich durch Vereinigung des Lebens nicht nur seine Leiden erschwere, sondern auch seine Freuden vertiefe. Unten im Thälchen der Vauchère gab's erquickliche Schatten-

plätzchen mit Bänken, wo man nach Tiſche gern den Kaffee nahm und eine Cigarre rauchte, die kleinen Strudel und Waſſerfälle der manchmal recht ungebärdigen Bauchère in ſinniger Behaglichkeit betrachtend. In kindiſch-bukoliſcher Laune ſchnitt man wohl auch einen Weidenaſt ab und ſchnitzte Pfeifen daraus. Dieſe ſtimmte ich dann zu Quartetten, welche W. und ich, in jedem Mundwinkel eine Pfeife, zu großer Heiterkeit der Mutter ausführten. Bisweilen wandelten wir ſchon in aller Frühe durch die Hecken und allerlei ſaftiges und würziges Gewächs das Thälchen abwärts. Etwa eine Viertelſtunde unterhalb der Campagne Bel ſchwingt ſich ein keckes Brücklein in ziemlicher Höhe über den Bach. Dort verbrachten wir einen der ſchönſten Maifrühmorgen, die ich je erlebt habe. Durch den Rahmen der grünen Wieſenabhänge hinab erblickten wir einen tiefblauen Ausſchnitt des Sees mit den gegenüber ragenden Bergen in erquickten morgenfriſchen Farben. Himmel und Luft waren von ſeltener Reinheit, der Morgenthau hing in großen Diamanttropfen an den Grashalmen, die Vögel ſangen, die Bäume blühten; da zog ich meinen Uhland aus der Taſche; — nun, welche Gedichte ſich Einem da entgegendrängen, Das weiß ja Jedermann von Selbſt:

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?“

und:

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.“ —

Haben wir ſchönere Frühlingsgedichte, als dieſe? Wer ſolche Gedichte gemacht hat, der kann wahrhaftig den Orden »pour le mérite« entbehren. Welches „Verdienſt“ hat denn hier der Dichter? Es gibt kein Verdienſt ohne Arbeit, dieſe Gedichte

ſind aber keine Arbeit, ſie ſind der naive genußvolle Erguß einer tiefſchönen Seele. Läge ihnen irgend ein »Verdienſt« zu Grunde, ſo wären ſie nicht, was ſie ſind. Recht lebendig ward uns dieſe Anſchauung, als ich das Buch aus der Hand legte und W. das folgende Gedicht vorlas:

„Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruh'n und beten."

Siehſt Du, ſagte Frau S., geleitet von ihrem untrüglichen Sinn für alles Naive, ſiehſt Du, er will nicht arbeiten. — Ueber unſerem ſchönen Aufenthalt vergaßen wir auch die entfernteren Umgebungen nicht. Ich hatte bereits einen Weg entdeckt, der mich ohne Berührung der Stadt, in weſtlicher Richtung quer über die Straße von Bern, mit dem Walde von Sauvabelin, aus dem ſich die Kuppe des Signal erhebt, in unmittelbare Verbindung ſetzte. Wir ſtrichen durch den friſchen Buchenwald, athmeten den köſtlichen Duft des Waldmeiſters ein, welcher dort in ganzen Feldern gedeiht, und genoſſen eines herrlichen Alpenglühens von der Höhe. Daſelbſt nannte ich meinen Begleitern die Namen der einzelnen Berge, wie die guter alter Bekannten, — welche Anmaßung! Auf der entgegengeſetzten Seite, in öſtlicher Richtung von meiner Wohnung aufwärts, an der Straße nach Oron, liegt die Campagne Roverea, eingeſchloſſen von prächtiger Waldung. Auch dieſe beſuchten wir, — mehrmals. Auf den Wieſen ſchwirrten, ſummten und flatterten tauſend Bienchen, Käfer und Schmetterlinge; aus dem Walde her gab das Frühlingsorakel, der Kukuk, auf alle Fragen die gewünſchten Antworten, und über dem hellen Laub- und dem dunkleren Tannengrün erhob ſich bald hier, bald dort der reine Schnee der Alpen. Traten wir dann in den Wald hinein, ſo ſprachen die verſchiedenen Geiſter zu uns, welche in

den Laubholz- und Tannenwipfeln weben. Dort ein weiches wohliges Gekose, hier ein feinscharfes, überirdisches Geistergeflüster. Sieh da eine ganze Gesellschaft hellblauer »Pervenches« in immergrünem Blätterschmucke! Dort eilt zwischen lichtbeholzten Abhängen murmelnd ein Bächlein bergab. Einen dieser Abhänge fanden wir strichweise ganz von Maiglöckchen bewachsen. Welch' ein Blümchen, dieses Maiglöckchen. Welch' reines Weiß, — wie zierlich sind die einzelnen Glöckchen gewölbt und geründert, — wie geschlossen, wie keusch und doch wie berauschend würzig wiegen sich zwischen den breiten grünen Blättern die zahlreichen Glöckchen. Da betteten wir uns hinein, das Angesicht dem blauen Himmel zugewendet, und dann zog's durch die Glöckchen wie Geistergeläute zum hohen Feste des Frühlings.

In Wiener's Campagne, genannt »Villament«, unten am Ostende der Stadt, besahen wir einen ungeheueren Rothdorn, der über und über in carmoisinheller Blüthe stand; es war keine Hecke, sondern ein vollständiger Baum, wie eine erwachsene Eiche, von erstaunlicher Schönheit. Nicht weit davon stand unter ihren grünen Schwestern melancholisch eine Blutbuche. Mit Wiener und der Familie Soldan ging's dann hinab an den See in die Campagne Haldimand, in deren Treibhause gerade Cinerarien, Calceolarien und Aurikel in allen Farben blühten; — kurz wir haben während der 8 Tage die Umgebungen Lausanne's rechtschaffen ausgebeutet, und Frau S. hat mir versichert, daß sie die dort verbrachten Maitage so bald nicht vergessen werde. In der Stadt goß das Innere der Kathedrale seine beruhigende Harmonie über uns, im Musée Arlaud stand Frau S. alsbald vor dem Hauptbilde wie festgebannt und war nicht mehr fortzubringen. Ich meine den »Brienzer See« von Calame, eines der besten Bilder dieses Meisters in der Landschaft, wenn nicht sein bestes. Von dieser Landschaft kann man in Wahrheit sagen, daß Alles in ihr lebt, nicht nur die erquickliche Baumgruppe links, der spiegelklare See, das in tausend Lichtern spielende Schilf, sondern auch der sonnendurchdrungene Abendäther bis zum letzten Strahl. — Wie ist es nur möglich, daß in der Heimath der rohen De-

mokratie ſolche Kunſtwerke entſtehen, wie dieſes und viele andere der Genfer Malerſchule? Malt man gegenwärtig ſchönere Landſchaften als dieſe in Berlin, Wien, München und Düſſeldorf? Ich weiß es nicht. Aber Das weiß ich, daß die Schweiz in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt zu allen Zeiten hervorragende Männer hervorgebracht hat. 2½ Millionen Deutſche, Franzoſen und Italiener können deren natürlich nicht ſo viel hervorbringen als die drei großen Stammnationen Deutſchland, Frankreich und Italien, und der beſondere Volksgenius thut überall auch das Seine. — In einem Nebenſaale befanden ſich Statuen, darunter auch Gypsabgüſſe der berühmteſten Antiken, der Apollo von Belvedere, die Mediceiſche Venus, die von Milo, die Niobe, Diana, Pallas und Andere. Frau S. hatte von allen dieſen Kunſtwerken die Originale in Florenz und Paris geſehen und ſchilderte mir ihre erſten Eindrücke von jedem einzelnen. Sie gab der Hoheit und Kraft der Venus von Milo natürlich den Vorzug vor der Schönheit der Mediceiſchen; den ſtärkſten Eindruck aber hatte ſie von der Niobe bewahrt. Der Eindruck dieſer Seelengröße im Schmerz um den Verluſt der Kinder ſei unbeſchreiblich. — Alles Das, wie auch die Werke des Aeſchilus, des Sophocles, des Ariſtophanes und des Euripides, ſtammt ja auch aus einer rohen Demokratie, dem ehemaligen Griechenthume, und Phidias, der Meiſter der Sculptur, war gar ein perſönlicher Freund eines der ſcheuslichſten Demokraten ſeiner Zeit, des bekannten Pericles. Ja ein ſchon ziemlich bejahrter Litterat unſerer Tage, Namens Schloſſer, behauptet, daß unter und ſeit dieſem Pericles die Kunſt in ihrer höchſten Blüthe und Vollendung geſtanden; daß ſie zwar unter Alexander dem Großen und deſſen Nachfolgern ſich der größten Ausdehnung und vielſeitigſten Pflege erfreut, dafür aber auch bereits begonnen habe, den perſönlichen Zwecken der Herrſcher, ſtatt dem allgemein Menſchlichen und Schönen, zu dienen. — Ich hielt damals in der römiſchen Geſchichte gerade am Auguſteiſchen Zeitalter. Schloſſer legt dieſem für die römiſche Litteratur dieſelbe Bedeutung bei wie der Zeit Ludwigs XIV für die franzöſiſche.

Beide litten an alexandriniſcher Schwäche und ſtänden dem fruchtbaren Zeitalter des Pericles weit nach. Hier das Angeborene, dort das Angebildete; hier die Freiheit eines naiv ſchaffenden Volkes, dort die Pflege eines eitel beſchützenden Hofes; hier der frei und lebendig ſtrömende Inhalt des Schönen, dort gekünſtelte Form und gelehrtes Wiſſen bei Mangel oder ſchnellem Verluſte des Kerns und eigentlichen Inhalts! — Daß die Griechen ſich auf dieſer Höhe nicht erhalten konnten, was geht mich Das an! Iſt die ſchönſte, höchſte und vollſte Blüthe doch dageweſen, und durch die Freiheit dageweſen! Wirkt ſie doch hinab durch die Jahrtauſende bis auf unſere Tage! Der Baum blüht auch nicht das ganze Jahr. Soll er aber überhaupt einmal zu voller Blüthe gelangen, ſo bedarf es eines freien Umlaufs ſeiner Säfte. Ja geht nur hin, Ihr Künſtler von Heute, und heulet mit im großen Heulerchore, auf daß die Bildung und Kunſt vor Freiheit und Demokratie gerettet werde, gerettet in Einem fort, bis der Volksquell völlig verſiegt iſt. Wenn nur ſtets hohe Gönner Eure zarte Kunſtpflanze im Treibhauſe pflegen und deren Blüthe zu künſtlicher Fülle anſchwellen. Das iſt ja weit beſſer als einfache Schönheit und Kraft im Winde und Wetter der Freiheit! —

Frau S. und W. reiſten nun wieder nach Genf zurück. Bald darauf kamen auch Heinrich Simon und Rappard von der anderen Seite her über Furca und Grimſel, die Erſten, welche in dieſem Jahre dieſe Päſſe paſſirt hatten. Sie ſagten, es liege noch hoher Schnee oben und ſprachen mit Anerkennung von dem guten Weine der gaſtfreundlichen Kapuziner in Realp, welcher erſtarrten Gliedern raſch die gewünſchte Wärme wiedergebe. Sie hielten ſich leider nur einen Tag in Lauſanne auf. Doch hatten wir die nöthige Zeit, um Morgens die Ausſicht vom Signal, Abends die vom Kirchhofe an der Yverdoner Straße zu genießen und dann den Tag im Hotel Gibbon gemüthlich zu beſchließen. In dem kleinen Garten hinter dem Speiſeſaal ſchrieb Gibbon 1787 einen Theil ſeiner römiſchen Geſchichte. „Styl und Inhalt in Ehren, — meinte Heinrich —

aber was er in der Vorrede ſagt, daß er in dem ganzen Manuſcripte auch nicht eine Correctur vorgenommen, Das glaube ich nicht.“ Ich auch nicht, es ſei denn, daß der berühmte Geſchichtsforſcher Zeit und Muße genug hatte, jedesmal, ehe er ſich an's Schreiben ſetzte, Satz und Verbindung im Kopfe harmoniſch abzurunden und ſo die Correcturen im Geiſte vorzunehmen. Das kommt aber mit den ſchriftlichen Correcturen minder glücklicher Sterblichen am Ende auf Eins heraus. — Seit unſerem letzten Wiederſehen hatte ſich nun der Coup d'État ereignet. Heinrich hat ein ſtreng deutſches Blut, er hatte von Frankreich nie Viel erwartet, ihm war daher auch der Coup d'État nicht ſo quer gekommen, wie manchem Anderen, z. B. mir. Ich mußte nun manche früher ausgeſprochene An- und Ausſichten als irrig zugeben, was mir auch nicht gar zu ſchwer wurde. Will denn einmal ein Volk ſeinen eigenen Geiſtes- und Charakterbankerott erklären, will es, nachdem es uns eben erſt ſeine Reife für die demokratiſche Republik betheuert hat, nun wieder ſagen : Wir ſind weder gebildet, noch gerecht, noch charaktervoll genug, um uns untereinander ſelbſt zu verſtändigen, wir bedürfen abſolut eines Dritten, welcher uns aus ſeiner Anſicht heraus mit bewaffnetem Arme ein gewaltſames Compromiß auferlege, — nun, ſo ſehe ich nicht ein, was Unſereiner da drein zu reden hätte! — Höchſtens könnte man wiederholt fragen, ob es denn wirklich wahr ſei, was Georg Sand von uns Deutſchen ſagt, daß nämlich unſer Charakter weniger Größe habe, als der franzöſiſche? Man ſieht, daß die treffliche Frau ſich bemüht hat, uns Deutſchen gerecht zu werden; denn ſie hat ja gleichzeitig zugegeben, daß unſer Verſtand von größerer Tragweite ſei, als der franzöſiſche. »Je crois, que leur esprit a plus de portée, leur caractère moins de grandeur.« Bemühen auch wir uns, dem franzöſiſchen Nationalcharakter gerecht zu werden. Unter Charakter verſteht man ja wohl das im Seelenleben des Menſchen feſt Ausgeprägte, ſich Durchhaltende, im Gegenſatze zu dem Schwankenden und Wechſelnden. Es iſt wahr, daß nur die Conſequenz im Guten gut, die

Consequenz im Schlechten schlecht ist, die Consequenz als solche daher keinen selbstständigen Werth hat. Gerade auf der Möglichkeit des Ueberzeugungswechsels beruht ja die freie Fortbildung des Menschen, welche vor allen Dingen aufrecht zu erhalten ist. Aber wer tief und mit dem besten Theil seines Wesens erfaßt, wird nicht oft in die Lage kommen, das Erfaßte wieder fahren zu lassen, und wenn er in diese Lage kommt, so wird es nur um seelischer Gründe, nicht aber um äußerer Vortheile willen der Fall sein. Das ist es, glaube ich, was man Charakter nennt. Ist Das nun die Stärke der Franzosen? Das, glaube ich, ist sie gerade nicht. Dennoch liegt dem Urtheile der George Sand etwas Bestimmtes zu Grunde. Das liegt aber nicht sowohl in der Tiefe, als vielmehr in der Wärme des französischen Wesens. Wir könnten es vielleicht eine rasch auflodernde, aber vorübergehende Hitze, eine Flughitze nennen. Wir wollen es jedoch mit dem edleren Ausdrucke: ritterlicher Aufschwung bezeichnen. Dieser führt zur raschen Handlung, zur Verachtung der Gefahr, zu uneigennütziger Bravour. Aber um zur Größe des Charakters zu führen, dazu müßte er von Dauer sein. Zur Größe des Charakters genügt weder flüchtige Hitze, noch frostige Dauer, dazu gehört durchgehaltene Wärme.

Heinrich und Rappard waren von Bergluft und Schnee frisch angehaucht und guter Laune. So gab's dann zum Nachtisch einige neue ergötzliche Anecdoten, die aber nicht mittheilbar sind. Nur Eine, die ich damals gerade von Wiener erfahren hatte und den Freunden erzählte, kann wohl unbedenklich mitgetheilt werden. Zur Zeit der französischen Mediation hatte der Canton Waadt in der Person seines Bürgers Murray einen eigenen Gesandten nach Paris geschickt. Noch heute sitzt ein Sohn desselben im waadtländischen großen Rathe. Der Vater Murray war im ganzen Lande wegen seiner Häßlichkeit, zugleich aber wegen seines durchdringenden Verstandes und schlagenden Witzes bekannt. Als er in die Pariser officiellen Salons trat, brach eine Hofdame, welche nicht mehr gerade in der ersten Jugendblüthe stand, bei dessen Anblick unwillkürlich in den vernehmbaren

Ruf aus: »Quel ogre!« (Welch' ein Menſchenfreſſer!), worauf Murray ſich ſofort gegen die Dame mit den Worten verbeugte: »N'ayez pas peur, Madame, je ne mange que de la viande fraiche.« (Seien Sie ohne Sorgen, Madame, ich eſſe nur friſches Fleiſch.)

Nachdem Heinrich und Rappard Lauſanne verlaſſen hatten, lebte ich wieder geraume Zeit der Einſamkeit. Selbſt die übrigen Miether meines Hauswirthes Bovend, Südfranzoſen, Damen und Herren, hatten das Haus verlaſſen. Da ſtellte denn der ordentliche und reinliche Hausherr Vergleichungen zwiſchen Deutſchen und Franzoſen an, wobei — warum ſoll ich die Wahrheit nicht ſagen? — wir Deutſche überwiegend gut wegkamen. Noch in einem Briefe nach Bern nannte er mich »le meilleur des locataires«, und ſo ging's mir während meines mehr als vierjährigen Aufenthaltes in der Schweiz überall, obwohl ich nie Ueberfluß hatte. Wir Zwei hatten nun das ganze Haus ganz allein inne. Unſere übrige Hausgenoſſenſchaft beſtand, außer einer vortrefflichen Ziege, nur noch aus einem weißen Hähnchen, das ſeine erſten halsverdrehenden Anſtrengungen zum Krähen machte, zwei Katzen und einem Hunde, deren Lever ich täglich beiwohnte. Wenn ich nämlich des Morgens zum Brünnchen hinabſtieg, um mir friſches Waſſer zu holen, dann fraßen regelmäßig alle Viere in komiſcher Eintracht aus einer einzigen Schüſſel. Das Hähnchen ſtand auf der Kante der Schüſſel und pickte emſig, die Katzen liebten es, ſich einen fetten Brocken draus heraus bei Seite zu zerren, und der Hund ſchlapperte gierig mitten drin wie ein Währwolf. Es war poſſierlich anzuſehen. Wenn dann hernach Meiſter Bovend dem Hähnchen, welches bei dieſem Phalanſteriermahle am Schlimmſten weggekommen war, noch eine beſondere Hand voll Körner vorwarf, dann gedachte ich an mein elterliches Haus, an den Hof und die zahlreichen Hühner, unter welche meine Mutter jeden Morgen reiche Strahlen goldenen Hafers auszuſtreuen pflegte. —

Unterdeſſen war es allmählig Sommer geworden. Die Maiblümchen im Walde waren verblüht, die Kirſchen vor meinen

Fenstern begannen sich drangvoll zu röthen, das Eichenlaub nahm schon jenen kräftigeren, dunkelgrünen, fast blauen Ton an, die Rosenhecken der Campagnen, von Lorbeer und Cypressen durchrankt, standen in vollem Flor, und wenn ich vom Abendbrote nach Hause zurückkehrte, brach durch die Kühle das Arom all der Rosen, — in großen Thautropfen spiegelte sich die dunkle Nacht, und daneben schimmerten, wie ungelöste Liebesräthsel, glühende Johanniswürmchen. Im Lande reihte sich Fest an Fest. Auf die Blumen- und Früchteausstellung folgte das Navigationsfest der Schiffer zu Ouchy, ein Wettrennen von Schiffern in Tricots in geschmückten Kähnen auf dem blauen Leman, unter dem Schalle der Musik. Den Siegern winken Preise. — So sah ich nacheinander das Schützenfest, das Winzerfest, das Blumen- und Früchtefest, das Navigationsfest. Noch hatten manche andere Statt, die ich nicht sah. Jeder Stand hat hier seinen öffentlichen Freudentag, an dem er in schönem Wetteifer mit seinen Standesgenossen der Mühen des Jahres vergißt, während die Anerkennung seiner besonderen Geschicklichkeiten durch seine Mitbürger seinen Stolz hebt. Und die Feste der einzelnen Stände schließt dann das Fest Aller, das Constitutionsfest. Die geräumige Fläche von Montbenon ist mit Zelten und Arenen zu allen möglichen Belustigungen bedeckt, und bis tief hinein in die Nacht erfreut sich das Volk in fröhlichen Gelagen, unter Spiel, Sang und Tanz, seiner Freiheit. —

Ich saß den ganzen Sommer hindurch bis tief in den Herbst tüchtig hinter meinen Sprach-, Rechts- und Geschichtsstudien. Doch konnte ich mir nicht alle andere Lectüre versagen. Ich hatte mir die Briefe Wilhelm v. Humboldt's an eine Freundinn aus der Bibliothek der Frau S. mit nach Lausanne genommen. Darin las ich täglich nebenher. Das ist eine kräftige Kost. Dabei darf man aber nie vergessen, daß diese Briefe von einem erfüllten Manne an ein unerfülltes Weib geschrieben sind, welches, wenigstens im Herzen, mehr von ihm verlangte, als er ihr geben wollte. Daher dieses unablässige Empfehlen der „Bedürfnißlosigkeit", „Selbstgenügsamkeit" und „Selbstbeherr-

ſchung". Humboldt ſtützt ſich auf den Satz des Ariſtoteles, "daß das Weſen der wahren Glückſeligkeit darin beſtehe, daß ſie ſich ſelbſt genüge und keines anderen Dinges bedürfe." Dieſen Satz mildert er nur ſo weit, daß er ſagt, man müſſe ſich daran gewöhnen, das uns von Außen kommende Glück als eine "bloße Zugabe" anzuſehen, die man eben ſo gut entbehren könne. Aber dazu gehört ein Grad von Leidenſchaftsloſigkeit, den ich mir ohne Abſtumpfung der Genußfähigkeit nicht denken kann. Gerade in der Lebendigkeit meiner Beziehungen zur übrigen Welt beſteht mein höchſter Genuß. Ich brauche Veilchen, Roſen und Myrthen, ich brauche liebenswerthe Menſchen und die ganze ſchöne Natur, alles Das iſt mir keine überflüſſige Zugabe; deſſen Entbehrung wäre mir vielmehr ein Schmerz! — Dieſen Schmerz ſoll man eintretenden Falls ſo ſchön wie möglich zu ertragen wiſſen, und das Bewußtſein, dieſe Fähigkeit zu beſitzen, ſich die Entbehrung durch die eigene Kraft der Vorſtellung und Idee einigermaßen erſetzen zu können, gewährt ohne Zweifel einen ſtolzen Troſt. Aber ohne Noth ſoll man ſeine Empfänglichkeit und Innigkeit für die übrige Welt nicht zu Tode kaſteien. Der Freundinn Humboldt's gegenüber waren dieſe ſtrengen Lehren freilich am Orte. Was ihr Herz bedurfte, war ihr unerreichbar; ſo waren dieſe Lehren das Beſte, was Humboldt ihr geben konnte, und der edle ſittliche Geiſt, die milde Sammlung und Ueberlegenheit, in der die Briefe vom erſten bis zum letzten geſchrieben ſind, werden auch ihres Eindruckes auf jeden Dritten nicht ermangeln. Aber anderen Leuten, z. B. ſeiner Frau gegenüber, denke ich mir Humboldt gern weniger trocken, wärmer und bedürfnißreicher. Daß er Dies war, darüber kann wohl kein Zweifel beſtehen. Die Briefe ſelbſt verrathen es am Schluſſe. Nachdem Humboldt's Frau geſtorben war, da war er nur noch ein halber Mann; die nach dem Tode derſelben geſchriebenen Briefe machen den Eindruck, als wenn ſie die Hälfte der Seele des zurückgebliebenen Gatten mit hinübergenommen habe. So ging es Humboldt mit ſeiner eigenen Theorie von den überflüſſigen "Zugaben". Und Humboldt

war gewiß ein ſtarker Mann. Aber auch ſeine Gattin ſoll ein ausgezeichnetes Weib geweſen ſein. Da hilft eben keine Theorie. Es iſt eine Frage der Kräfte, der anziehenden Kräfte der Schönheit.

Auch daß Humboldt das Alter für reizender erklärt als die Jugend, begreife ich ſehr gut. Hätte er Das in ſeiner Jugend gethan, ſo würde ich es ihm ſehr übel nehmen. In ſeinem Alter aber, ſcheint es mir, war es wirklich das Geſcheidteſte, was er zu ſeiner Zufriedenſtellung thun konnte; — es beweiſt Das nicht ſowohl Bedürfnißloſigkeit, als vielmehr die Fülle ſeiner Anſprüche in jedem Lebensalter. Auch kann man gewiß dem Alter beſondere Reize abgewinnen, eben ſo gut wie Göthe in ſeinen vier Jahreszeiten den Winter mit ſeiner Eisbahn eben ſo ſchön, ja faſt noch ſchöner geſchildert hat als den Frühling.

Ueber Politik hatte ich mir eigentlich vorgenommen, Nichts mehr zu leſen. Als man mir aber die neueſten Schriften Proudhon's: »La révolution demontrée par le Coup d'État du deuxième décembre«, und Victor Hugo's »Napoleon le petit« zum Leſen anbot, konnte ich dem Reize nicht widerſtehen, ſie durchzugehen. Beide Bücher fand ich ganz und gar einſeitig, aber wie dazu gemacht, um ſich gegenſeitig zu ergänzen.

Victor Hugo büßt aus lauter ſittlicher Entrüſtung über Eidbruch, Füſilladen, Deportationen und Exilirungen ganz und gar das Verſtändniß für die Frage ein, wie denn alles Das dennoch möglich geweſen; das Verſtändniß für die materielle Intereſſenlage, das iſt einestheils für die Gleichgültigkeit der Arbeitermaſſe bei dem Untergange einer papiernen Conſtitution und einer an der ſocialen Frage bankerutt gewordenen Republik; anderntheils für die denn doch nicht ſo ganz unbegründete Furcht der Bourgeoiſie vor einem neuen Volksſiege. Hugo vertritt gegenüber einem nackten Materialismus ohne Seele der Wahrheit, des Rechts und der Sittlichkeit den puren Idealismus ohne den ſeelennährenden Körper. Er verlangt »Abſchaffung der permanenten Armee, der centraliſirten Adminiſtration, des Prieſterbeamtenthums, des unabſetzbaren

Richterstandes; Einführung der Nationalbewaffnung und des allgemeinen Stimmrechts bis herab zur Commune; Hinausstellung der Kirche aus dem Staate, Richterwahl mit Geschworenen.« Aber mit Erfüllung aller dieser Verlangen wären doch immer nur Formen hergestellt; und wie hinter den Verfassungsfragen zur Zeit Lykurg's die ernährenden Ackerloose, zur Zeit des Solon die Schuldnerentlastung, zur Zeit des Licinius und der Gracchen die agrarischen Gesetze, zur Zeit der ersten französischen Revolution die Vernichtung des Feudalismus und die Bodenzerstückelung als treibende Kräfte wirkten, so ist die ökonomische Frage auch heute ein Problem, ohne dessen Förderung der ideelle Fortschritt und die Freiheit nicht in Fluß zu bringen sind. »Le progrès intellectuel d'abord, le progrès moral d'abord, le progrès matériel ensuite. Les deux premiers progrès amènent d'eux mêmes est irrésistiblement le dernier.« Das ist denn doch ein Bischen stark. Allerdings mögen glücklich geborene Naturen rasch das Maaß materieller Vorbedingungen als erfüllt ansehen, nach welchem sie sich ideeller Vervollkommnung zuzuwenden vermögen; auch will ich den günstigen Rückeinfluß durchaus nicht läugnen, den die moralische Vervollkommnung wieder auf das materielle Wohl ausübt. Aber bei Alledem ist und bleibt doch wahr, daß nicht sowohl die Seele den Körper ernährt, als vielmehr zu allererst die nothwendige materielle Basis für den Körper hergestellt sein muß, bevor eine schöne intellectuelle Entwicklung vor sich gehen kann. Wenn es wahr ist, was wir von Proudhon erfahren, daß von den neun Milliarden französischer Nationalproduction (wovon ¼ durch die Kosten des Staates, der Kirche und anderer unproductiver Functionen, ein zweites ¼ durch den Zinsen-, Renten-, Miethgeld-, Dividenden- ꝛc. ꝛc. Bezug der Eigenthümer, Kapitalisten und Unternehmer absorbirt wird) auf den französischen Arbeiter- und Mittelstand (d. i. auf die große Mehrzahl) durchschnittlich nicht Mehr als ein täglicher Kopfantheil von 41 Centimes kommt, der in den äußersten Fällen bis unter 15 Centimes hinabsinkt, — ist es dann an der Zeit, mit Victor

Hugo auszurufen: »Le progrès intellectuel d'abord, le progrès matériel ensuite«? Solche Phrasen lesen sich so hin; aber da ist gerade die Achillesferse der Februarrevolution, Declamation statt Brod. Der Coup d'État ist nichts Anderes als die logische Folge des an der socialen Frage bankerutt gewordenen Idealismus.

Bei Proudhon finden wir nun einen direct entgegengesetzten Standpunkt. Ihm sind die Interessen Alles, die äußeren Staatsformen gar Nichts. Diese Interessen sollen sich unmittelbar und direct so zu einander in Rapport setzen, daß es keiner Autorität und Regierung bedürfe. Von dem Standpunkte dieser von ihm erstrebten Anarchie aus sind ihm alle Regierungsformen ohne Ausnahme gleich verdammungswürdig, Despotie, constitutionelle Monarchie, demokratische Repräsentativ-Republik. Im Anfange des Buches gibt er einmal zu, »daß die Anarchie, wie jedes andere Princip, viel mehr ein Ideal als eine Wirklichkeit darstelle«; ich hoffte nun im Verlaufe seiner Erörterungen auch die Consequenzen dieses Zugeständnisses zu finden. Doch nein! Vielmehr fährt er alsbald wieder fort, sein luftiges Roß der Anarchie in alter Weise zu tummeln, gerade wie Einer, der so sehr ein gewisses Ziel zu erreichen wünscht, daß er vor lauter Eile die Füße nicht auf den Boden bringt. Mein Gott! daß eine freie zwanglose Verständigung gebildeter Menschen über ihre gegenseitigen Interessen, daß Dasjenige, was ich oben mit dem Worte »Culturanarchie« bezeichnet habe, als die höchste und schönste Stufe menschlicher Vervollkommnung erscheint, Das wissen wir ja lange. Wenn aber diese Interessen mit einander in Conflict gerathen, so bleibt, mangels culturanarchischer Verständigung, nur das Faustrecht oder eine geordnete Entscheidung nach Recht und Gesetz übrig, und ich setze den sämmtlichen anarchischen Expectorationen des Herrn Proudhon die einfache Frage entgegen: Was er vorziehe, wenn sein Verleger ihm das versprochene Honorar für sein Buch vorenthalte, — den Beistand der Gerichte, oder eine Boxerei? — Mag Proudhon seinem Ideale zustreben; aber hier auf Erden müssen, wenn man irgend

einem Ziele zustreben will, und sei es noch so ideal, die Füße vor Allem auf dem Boden. Wohin also mit den Füßen? Auf den Boden der Demokratie? Nein! Schon früher, in der »Idée générale de la révolution« erfuhren wir ja, daß die Zahl nichts Vernünftigeres, Rechtsgültigeres, Moralischeres darstelle, als die Gewalt; — als ob es sich in der Demokratie von einer blödsinnigen Anbetung der todten Ziffer der Mehrheit handelte; als ob nicht durch die Anerkennung des natürlichen Uebergewichtes der Gewalt der Mehrheit das verderbliche Gewaltspiel energischer Minderheiten aus der Gesellschaft hinausgerungen und dadurch der Zustand des Friedens begründet würde; als ob nicht die freie Zulassung der friedlichen Auflösung der jedesmaligen Mehrheit durch unbehinderte Einwirkung auf die Ueberzeugung des Volkes den unausgesetzten Fortschritt einschlösse, welcher Mehr werth ist als jedes Absolute, was irgend ein einzelner Kopf ausbrüten mag! In seinem neuen Buche spricht sich nun Proudhon noch viel bestimmter gegen die Demokratie aus: „Werden wir endlich begreifen, — heißt es da — daß das allgemeine Stimmrecht zur Grundlage des öffentlichen Rechtes nehmen, stillschweigend die Ewigkeit der Monarchie bestätigen heißt?“ .... (Schweiz, Amerika, Alterthum!) ..... „Wir sind durch unser eigenes Princip widerlegt; ..... wir sind besiegt worden, weil wir uns, statt zu Erziehern des Volkes zu dessen Sclaven gemacht haben!“ Nein! Zu Sclaven des Volkes wollen wir nicht werden; wir wollen unsere und nicht seine Ueberzeugung aussprechen. Aber wir wollen ihm auch seine politischen Rechte nicht rauben, um ihm unsere Weisheit gewaltsam aufzudrängen. Denn Selbstbethätigung und eigene Erfahrung gelten doch mehr als alle Lehrmeister der Welt, und wenn auch das französische Volk noch zehnmal freiheitgefährliche Versammlungen wählte. Auf seinen Erziehungsstandpunkt scheint übrigens Proudhon, fast wie auf einen neu entdeckten, ein ganz besonderes Gewicht zu legen. Gegen den Schluß des Buches heißt es noch einmal: „Ich schließe mich mit Leib und Seele jener auserwählten Schaar von Arbeitern an, ..., welche als

Zweck und Deviſe „die Erziehung des Volkes" annimmt.« Damit iſt blutwenig geſagt; zu der Partei rechnet ſich die ganze Welt, die Despoten nicht ausgenommen. Aber wie ſoll das Volk erzogen werden? Durch freie Preſſe, freies Vereinsrecht, freie Ausübung des allgemeinen Stimmrechts, überhaupt durch Selbſtbethätigung in der Schule des Lebens, oder durch Unterdrückung der demokratiſchen Inſtitutionen in der vormundſchaftlichen Schule der Theorie? Das iſt und bleibt die brennende Frage, auf die ich mich wiederholt für die Selbſtbethätigung in der Schule des Lebens und deshalb für das allgemeine Stimmrecht erkläre, welches letztere Proudhon von ſeinem neuen Erziehungsſtandpunkte aus (— was iſt das nur für Einer? —) ſo verächtlich behandelt. Was Das nur für Einer iſt? — Irgend Einer, z. B. auch der Coup d'État. In der That fragt Proudhon, ob es nicht beſſer und nützlicher geweſen wäre, wenn Michel de Bourges, ſtatt ein Verbannter, Miniſter des Staatsſtreichs geworden wäre; in der That tadelt er es, daß Cavaignac und Carnot nicht, ſtatt den Eid zu verweigern, ruhig in die neue Legislative eingetreten ſeien; in der That nennt er ſich gegen Ende ſogar den **»wohlwollenden** Aſtrologen« des Staatsſtreiches, mit der Betheuerung, daß er, wie gar viele Andere, keinen anderen Wunſch hege, als daß man endlich einmal auf ein Ende komme (»l'astrologue bénévole, qui n'aspire, comme tant d'autres, qu'à en finir«). Louis Napoleon hat es mit der Anwendung einiger öconomiſcher Ideeen Proudhon's verſucht, wie denn überhaupt ſeine öconomiſchen Maßregeln nur eine Anwendung Deſſen ſind, was während der Zeit der freien Debatte Aller an's Tageslicht hervorgearbeitet worden. Aber brächte der neue Kaiſer ſelbſt alle öconomiſche Weisheit der Welt zur Anwendung, ſo lange das Volk von der ſelbſteigenen Erkenntniß dieſer Weisheit ausgeſchloſſen bleibt, braucht er nur zu ſterben, damit Alles wieder in die alten Geleiſe zurückſinke. Verlohnt es ſich darum, über die vollſtändige Verſchlingung aller Form durch den Coup d'État wegzugehen? Ja iſt nicht durch den Coup d'État Mehr verſchlungen als eine

vorübergehende Form? Ist nicht auch ein Grundsatz verschlungen, der Grundsatz, daß man sein Wort halten solle? Das ist keine bloße Form, Das ist Inhalt, Das ist der Inhalt von Treu und Glauben, den keine Gesellschaft entbehren kann. Man denke sich die menschliche Gesellschaft, wie man will, wird deren Bestand, Friede und Glück in allen Sphären des Lebens, des materiellen wie des Seelenlebens, nicht stets und in alle Ewigkeit von der treuen Einhaltung der von Mensch zu Mensch eingegangenen Verpflichtungen abhängen? Ja, ist nicht die Verallgemeinerung solcher Heilighaltung der eingegangenen Verpflichtungen gerade die unerläßliche Voraussetzung der von Proudhon so eifrig erstrebten Anarchie? Ist aber etwa die Verallgemeinerung solcher Grundsätze durch den Coup d'État befördert worden? Ja, hinterher mag man den eigenen Ursprung in die Gnade Gottes einzuhüllen und dem Auge der Profanen zu entziehen suchen. Vergebens! der sittliche Schade sickert durch, ist schon durchgesickert und hat bereits heillose Wirkungen in der Tiefe verursacht. Diesen muß entgegengetreten werden. Das kann aber wirksam nur geschehen durch die aufrichtige, überzeugungsvolle, ausnahmslose Verfechtung des Grundsatzes, nicht durch willkürliche Zurechtlegung, die dem Einen gestattet, was dem Anderen verboten ist.

Hier liegt der unbestreitbare Werth des Victor Hugo'schen Buches. Man soll eben so wenig die Rechts- über der Brodfrage, als die Brod- über der Rechtsfrage vergessen. Das Recht ist nicht möglich ohne Brod; aber es gibt auch kein sicheres und schönes Brod ohne Recht. Im Einzelnen halte ich von der Victor Hugo'schen Brochüre für besonders gelungen und nützlich den Schluß des achten Buches, betitelt: »Le progrès inclus dans le Coup d'État«. Sehr wahr und einleuchtend stellt der Verfasser hier dar, wie es der thatsächlich erlebten Haltung dieser Armee und dieses centralisirten Beamtenthums bedurfte, um es zu ermöglichen, daß einmal künftighin diesen freiheitsfeindlichen Organisationen die Axt an die Wurzel gelegt werde. — Ja, einmal künftighin! Denn leider muß

man faſt zugeben, durch die bisherige Erhaltung dieſer gefährlichen Organiſationen, unter deren Druck periodiſch das freie Individuum in Frankreich völlig verſchwindet, erfülle ſich Etwas wie von einer Weltprovidenz. Einheit gibt nämlich auf Koſten innerer Freiheit mehr Kraft nach Außen. In Rußland beſteht nun dieſe Einheit und die auf ſie geſtützte Kraft nach Außen, ohne periodiſches Erwachen des Individuums zu Freiheit und Selbſtſtändigkeit, im Zuſtande der Permanenz. Sollte Frankreich ſeine Fähigkeit zum periodiſchen Aufgehen des Individuums in der Einherrſchaft ſo lange beibehalten müſſen, bis die große Gefahr des völligen Unterganges des Individuums in ganz Europa, die uns von dem Slaventhume droht, vorüber iſt? Vorüber, ſei es durch eine Auflöſung der ruſſiſchen Einheit, ſei es durch eine bloße Schwächung mit gleichzeitiger freiheitſichernder Conſtituirung des großen germaniſchen Volkskörpers? — Immerhin aber bleibt es ein großer Unterſchied, ob das mit Bewußtſein, mit bewußtem Vorbehalte des Rechtes der freien Perſönlichkeit, oder wie aus Liebhaberei geſchieht. Vielleicht iſt es Deutſchlands Beruf, in dieſer Hinſicht auf Frankreich einzuwirken und dann gemeinſchaftlich mit ihm die friedliche Freiheit Europa's feſt zu begründen.

Ein zweites großes Verdienſt Victor Hugo's beſteht darin, daß er auch in der Bitterniß des Exils, ſelbſt zu Gunſten ſeiner gehaßteſten Feinde, ſeine Propaganda gegen die Todesſtrafe mit unausgeſetztem Eifer fortſetzt. Dies ergiebt ſich aus einem zweiten, von ihm gegen das Napoleoniſche Syſtem geſchriebenen Buche, den „Châtiments“, poetiſchen Geißelungen von Perſonen und Sachen, mit einem Anhange. Herr von Radowitz könnte ſich doch wohl geirrt haben, indem er in ſeinen „Neuen Geſprächen aus der Gegenwart“ ſagte: „Wenn man von den Gräueln der franzöſiſchen Revolution hört, von der Vertilgungswuth der Parteien, von den Reden und Thaten ihrer Führer, ſo iſt man nur zu geneigt, darin einen Ausnahmezuſtand zu erblicken. Die eiſernen Gitter einer Menagerie waren geöffnet, die Affen höhnten und bewarfen ſich, die Tiger und Panther zerriſſen, wer

ihnen in den Weg kam! Wenn ich aber in das wüſte Parteitreiben unſerer Kammern und Verſammlungen, in die Spalten der brandſtiftenden Blätter hineinſehe, ſo kann ich mich nie des Gedankens erwehren, daß alle Elemente zu einem ſolchen Zuſtande in gleichem Maße auch in Deutſchland und in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorhanden ſind. Wenn je die Gitter ſich aufthun, ſo wird ſich zeigen, daß auch wir im Schooße unſerer politiſchen Gährung eine Gironde und einen Berg ausbilden, und zwar nach beiden Seiten hin, der revolutionairen wie der contrerevolutionairen. Gebt ihnen die Gewalt in die Hände und ſeht, ob ſie nicht auch zu dem einfachen Mittel greifen würden, ihre Gegner zu vertilgen, um ſie zu widerlegen." Was die contrerevolutionaire Seite angeht, ſo mag dieſe ſelbſt für ſich ſprechen, ſoweit nicht ſchon Wien, Peſth und Arad, Freiburg, Raſtadt und Mannheim, Paris im Juni 1848 und im December 1851 für ſie geſprochen haben; — was ich natürlich dahin geſtellt ſein laſſe, ohne es entſcheiden zu wollen. Was aber die revolutionaire Seite angeht, ſo will ich nicht unterlaſſen, einiges in dieſer Hinſicht Bemerkenswerthe aus Victor Hugo's „Châtiments" hervorzuheben. Da habt Ihr nun einen verſchrieenen Rothen, der einen ſo unverſöhnlichen Zorn und Haß gegen das jetzt in Frankreich herrſchende Syſtem hegt, wie nicht leicht ein Anderer. Nun was ſagt Der? Ueber Allem, ſelbſt über Zorn und Haß, ſteht unerſchütterlich ſeine Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Todesſtrafe. Man höre:

„Géante aux chastes yeux, à l'ardente action,
Que jamais on ne voit, o Révolution,
Devant ton fier visage, où la colère brille,
L'humanité tremblante et te criant : Ma fille!
Et couvrant de son corps même les scélérats,
Se traîner à tes pieds en se tordant les bras!
Ah! tu respecteras cette douleur amère,
Et tu t'arrêteras, vierge, devant ta mère.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Affirmons le progrès dans le châtiment même :
La honte, et non la mort! — — —"

Und gegen den Schluß zeigt sich dann Beides in drastischer Verbindung, der Haß, überwunden durch die Humanität:

»Oh! qu'il ne soit pas dit que, pour ce misérable
Le monde en son chemin sublime a reculé!«

Und diese Propaganda des Dichters gegen die Todesstrafe scheint selbst in die verbitterten Gemüther der französischen Exilirten Eingang gefunden zu haben. Wenigstens enthält eine am Schluß der Châtiments abgedruckte, von V. Hugo am Grabe eines auf der Insel Jersey gestorbenen Flüchtlings gehaltene Rede folgenden beachtenswerthen Passus. Nachdem der Redner den Anwesenden alle Thaten der Reaction und alle theueren Andenken republikanischer Freunde in's Gedächtniß gerufen hat, welche derselben als Opfer gefallen sind, fährt er fort: „Nun denn, Angesichts alles Dessen, erkläre ich feierlich, im Namen der Verbannten von Jersey, welche mich hierzu ermächtigt haben, und, ich füge hinzu, im Namen aller republikanischen Verbannten, — denn nicht die Stimme eines einzigen wahrhaften Republikaners von einigem Gewicht wird mich Lügen strafen — erkläre ich vor diesem Sarge eines Verbannten, des Zweiten seit 10 Tagen, den wir in die Erde versenken, daß wir, die Verbannten, wir, die Opfer, für den unvermeidlichen und nahen Tag der großen revolutionairen Lösung jede Absicht, jede Empfindung, jede Idee blutiger Wiedervergeltung abschwören!.... Die Schuldigen werden gestraft werden, gewiß! Alle werden gestraft werden, ernstlich gestraft werden; aber nicht ein Kopf soll fallen. . . .."

Und in der That muß man den sittlichen Muth haben, ihm unbedingt beizutreten. Ohne Zweifel sind die Enthauptungen Carl's I und Ludwigs XVI große historische Facta. „Ich habe Europa einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen!" sagte Danton. Man wollte die Thore der Vergangenheit für immer schließen. Aber diese Thore schließen sich nicht also. Mit diesen beiden Königen hatte man weder das englische noch das französische Königthum getödtet. Die Geschichte hat's gelehrt. Das Königthum wird nicht durch Abschneidung eines Königskopfes,

ſondern nur durch das Bewußtſein der Mündigkeit, der Tüchtigkeit und der Würde der einzelnen Bürger wirkſam getödtet. Für ein Volk, welches von dieſen Gefühlen beſeelt iſt, iſt ein entthronter König, und lebte er in deſſen Mitte, keine Gefahr. Ein Volk aber, welches ſich vor der Rückkehr des Königthums nicht anders als durch die mechaniſche Handlung der Enthauptung ſeines Königs zu bewahren wüßte, würde gerade dadurch beweiſen, daß es noch weſentlich monarchiſch geſinnt und der Republik nicht fähig ſei. Zur feſten Begründung einer wahren Republik gehört nicht ſowohl glühender Enthuſiasmus, welcher der äußerſten Entſchließungen fähig iſt, aber vorübergeht; als vielmehr die ruhige, energiſche Ueberzeugung, welche bleibt. Und dieſe Ueberzeugung wird ihren Zweck nicht durch verwerfliche Mittel erreichen wollen, weil die Anwendung ſchlechter Mittel den beſten Zweck vergiftet. Auch ſagt V. Hugo in einem ſeiner Gedichte ſehr wahr vom Schaffotte :

„Il fait tomber la tête et surgir le nom !“

Ja wohl! auf dem Schaffotte vollzieht ſich eine Art finſteren Triumphes, der Triumph des Martyriums. Ich kann hier noch hinzufügen, daß vor Kurzem der in Brüſſel erſcheinende „National“ einen Artikel brachte, in welchem unſchwer die Feder V. Hugo's zu erkennen war, durch welchen der Verfaſſer auch der That Pianori's gegenüber die Heiligkeit des Menſchenlebens vertrat. Was dem Schaffotte nicht erlaubt ſei, müſſe auch dem Dolche verboten bleiben.

Die Châtiments enthalten auch Stellen über die ſociale Frage. Der Dichter ſpricht ſich nicht beſonders klar darüber aus. Doch ſcheint bisweilen die Idee einer gemeinſamen Verwaltung und Vertheilung aller Früchte der Arbeit vorzuwalten. So in folgender Stelle :

„Le saint labeur de tous se fond en harmonie,
Et la société, qui d'hymnes retentit,
Accueille avec transport l'effort du plus petit.“

Ueberhaupt findet ſich in den Châtiments noch ziemlich viel ſocialiſtiſches Gewölk, reich vergoldet von der Sonne der Zukunft.

Das muß man dem Dichter schon zu gut halten. Aber dem Politiker Hugo muß bemerkt werden, daß es für den Fortschritt nichts Verderblicheres gibt, als Hoffnungen, die man im Volke erregt hat, und nachher nicht erfüllen kann. In Folge des Rückschlages solcher Enttäuschungen verfallen die Völker der Unzufriedenheit und dem Ueberdrusse oft bis zu dem Grade, daß sie dem ersten besten gewandten Ehrgeizigen zur Beute werden. Deshalb, o! Dichter, verwandle Dich für einen Augenblick in einen Nationalöconomen und sag' uns: Was willst Du? Die freie Concurrenz aller menschlichen Kräfte? Dabei möglichste Anhülfe für die Schwachen zu dem Zwecke, täglich stärker und zum glücklichen Bestehen dieser Concurrenz geschickter zu werden? Auch steten Antrieb für die Stärkeren, von ihrer Ueberlegenheit keinen Mißbrauch zu machen, und sich nicht durch blinden Egoismus unausbleiblicher Gefahr auszusetzen? — Oder willst Du die Abschaffung der freien Concurrenz mit Vertheilung der Früchte durch irgend eine socialistische Autorität? Ja oder Nein! Nur kein Gemunkel! Denn davon hängt Leben und Sterben ab.

Auf die allgemein menschliche Frage, ob die ästhetische Kraft des gefeierten Dichters in der politischen Berührung mit dem Staatsstreiche gewonnen habe, muß man, glaube ich, mit Nein! antworten. Einmal scheint mir derselbe einigen Mißbrauch von der großen Geläufigkeit zu machen, welche er in Anwendung der Figuren und Antithesen besitzt. Ein Beispiel für viele aus „Napoleon le petit“: „Du trittst in die Werkstatt eines Wagners; er fabricirt Räder und Deichsel; Du sagst: Das ist ein nützlicher Mensch. Du trittst in die Werkstatt eines Webers; er fabricirt Leinwand; Du sagst: Der Mann hat seinen Werth. Du trittst in die Werkstatt eines Schmiedes; er fabricirt Hacken, Hämmer, Pflugschaaren; Du sagst: Das ist ein nothwendiger Mensch. Alle diese Männer, diese trefflichen Arbeiter, grüßest Du. Du trittst ein bei einem Schulmeister; grüße tiefer; denn weißt Du was er macht? Er fabricirt Geister („Il fabrique des esprits“).“ Ist der mit so athemraubendem Anlauf gewonnene Ausdruck: „Er fabricirt Geister“ etwa edler als der einfache Ausdruck:

Er unterrichtet oder : Er bildet die Jugend? Ich finde ihn platter. In den Châtiments findet ſich neben den gehobenſten Empfindungen und ſchwungvollſten Bildern ein Schwall von Schimpfwörtern, welchem gegenüber Molière's Frau Sganarelle als eine arme Stümperinn erſcheint. Die Wörter „cuistre“, „belître“, „gredin“, „pourceau“, „fourbe“, „coquin“, „voleur“, „bandit“ und andere ähnlicher Gattung kreuzen ſich mit den Eigennamen aller berüchtigten Mörder und Spitzbuben Frankreichs und der ganzen Welt, von Cartouche bis Schinderhannes. Der Dichter bleibt nicht in den reinen Höhen großer Gedanken und hoher Empfindungen, ſondern läßt ſich zu den ordinairſten Details herab. Jeder ſoll etwas abkriegen, Morny, Perſigny, Fould, Sibour und wie ſie Alle heißen mögen, die Helfer und Anbeter des Staatsſtreiches. Es iſt nicht meine Sache, dieſe Herren gegen dieſe Bezeichnungen in Schutz zu nehmen. Aber die heiligen Haine des Parnaß ſollen nicht von ſolchen Lieblichkeiten erſchallen, die Muſe ſoll nicht zum Fiſchweib erniedrigt werden. — Außerdem finde ich ſelbſt in den beſſeren Partieen die Phantaſie des Dichters zu ſehr verengt durch dieſe ewige Voreingenommenheit von dem Staatsſtreiche und Demjenigen, was ihm voranging und folgte. Des Morgens muß die Morgenröthe erröthen um des Staatsſtreiches willen :

„Les matins, où l'oiseau se reveille,
Quand l'aube, se dressant au bord du ciel profond,
Rougit en regardant ce que les hommes font. — — —“

Des Abends erinnert ihn der Vollmond an das abgeſchlagene Haupt eines Opfers des Staatsſtreiches :

Tout à coup la nuit vint et la lune apparut,
Sanglante, et dans les cieux, de deuil enveloppés,
Je regardai rouler cette tête coupée — — —“

Er hat nämlich eben von der Hinrichtung Charlet's geſprochen. So zieht er die herrlichſten Schauſpiele der Natur, ſtatt von ihnen über die ihn umgebende Miſere erhoben zu werden, in den engen Kreis des Staatsſtreiches herab. Er iſt eine zu poetiſche Natur, um Das nicht ſelbſt zu bemerken. In dem Gedichte

„Floréal“ freut er ſich zuerſt über die ſchönen Frühlingstage und das Wiedererwachen der Natur. Aber die Freude iſt nicht von Dauer; denn gleich iſt der Staatsſtreich wieder da, worauf der Dichter mit der Verwünſchung ſchließt:

»Soyez maudits, bourreaux, qui me masquez le jour,
D'emplir de haine un coeur, qui déborde d'amour!«

Obſchon er alſo das Bewußtſein dieſer Unterjochung hat, weiß er ſich doch nicht davon zu befreien. Das wäre unſerem Göthe nicht paſſirt. Dafür war aber Göthe's Seele vielleicht auch zu weit und kühl, um darin immer die Flamme der Menſchenliebe glühend zu erhalten.

Dagegen befindet ſich unter den Gedichten auch eine Anzahl ſehr ſchöner und ganz reiner. Dazu rechne ich das einfache und rührende Liedchen:

»La femelle? elle est morte.
Le mâle? Un chat l'emporte, — — —«
(S. 39.)

Sodann die Elegie:

»Puisque le juste est dans l'abime, — — —«
(S. 53.)

Das ſchönſte Gedicht von allen aber ſcheint mir „Stella“ zu ſein (S. 210). Ich habe daran nur die Anmaßung der Blume auszuſetzen, die den Morgenſtern zu ihren Geſchwiſtern zählt.

Ich theile die drei Gedichte am Schluſſe dieſes Kapitels zur Probe mit. Wer auch die politiſchen Anſichten V. Hugo's nicht theilt, wird doch den äſthetiſchen Werth dieſer Gedichte anerkennen. In dem Büchlein ſelbſt findet ſich des Schönen und Intereſſanten noch Mehr.

Neben dieſer zerſtreuenden Lectüre bildeten übrigens meine auf Begründung einer neuen Exiſtenz abzielenden Studien ſtets die Hauptſache. Im Juli hatte ich ſchon ſo tüchtig gearbeitet, daß ich, meiner ſchwankenden Geſundheit halber, wieder eine Fußreiſe von ein Paar Tagen mit der Familie Bel und Herrn Flobert unternahm. Die Schweizermädels und Frauen zogen Hoſen an, ſchürzten ihre Röcke bis über die Knöchel auf, und

marſchirten mit uns Männern, daß es eine Luſt war, über Berg und Thal, des Tags 6 bis 7 Stunden, ohne uns durch ihre Gegenwart auch nur die geringſte Störung, den geringſten Aufenthalt zu verurſachen. Wir paſſirten den Col de Jaman (3072 Fuß über dem Meere), und durchſchnitten dann die ſüdlichſte Spitze des Cantons Freiburg und das wildromantiſche Saanenthal, bis Saanen im Canton Bern. Von da ging's nach Lauenen und, nach einem Seitenabſtecher an's Wildhorn und die umgebenden Gletſcher, nach „Gſteig“, von wo wir über den Pillon (5900 F. ü. d. M.), hart an der Gränze dreier Cantone, das Ormondthal im Canton Waadt erreichten. Das vom Ormondthale durchſchnittene, auf der Oſtſeite des Genfer See's gelegene Dreieck heißt auch wohl das „waadtländiſche Oberland“ (le pays d'en haut). Die gegenſeitige Lage ſämmtlicher Gebirge, deren Gipfel ich ſo oft von Lauſanne aus geſehen hatte, der Dent de Jaman, des Oldenhorns, der Diablerets, der Jumelles, ward mir auf dieſer Reiſe viel klarer als bisher. Dazu war mir das Lauſanner Panorama von nun an auch durch die Erinnerung aller der Reize belebt, welche ich in dieſen Thälern genoſſen hatte. Früh auf, vor der Sonne geſattelt, das erwachende Concert der „lieben Vöglein allzumal“ vom zwitſchernden Hänfling bis zur lautrufenden Amſel; auf den Höhen noch die Frühlingsflora, die tiefblaue Gentiane mit weißem Sterne und ſelbſt das Waldmeiſterlein in friſcher Blüthe; der Gletſcherquell und Fall der wilden Saane am Sanetſch; das Abendglühen des 9000 Fuß hohen, ſchneereichen Oldenhorns und der noch an 1000 Fuß höheren Diablerets mit ihren ungeheueren Schneemaſſen in unmittelbarſter Nähe, gehoben durch den dunkeln Rahmen der ſie umſtarrenden Nadelhölzer; das Ormondthal mit ſeinen prächtigen Tannen und Ulmen, mit ſeinen wilden, in tiefen Thalbetten dahinrauſchenden Gewäſſern und den ſeltenen, über die ſonnige Straße dahinflatternden Schmetterlingen, — das Alles war mir eine neue wohlthuende Bereicherung.

Nach dieſer kurzen Erholung ſchaffte ich pferdemäßig durch

bis zum October. Für diesmal umsonst. Denn als ich wegen des vacanten Lehrstuhls des römischen Rechtes und der Rechtsgeschichte bei den betreffenden Herren des waadtlander Erziehungs- und Staatsrathes die erforderlichen Schritte that, erklärten dieselben mir, daß derselbe in diesem Jahre nicht werde besetzt werden. Die Herren waren sehr höflich und zuvorkommend, würden mir auch einen »Cours public« gestattet haben. Aber das war meine Sache nicht. Die Arbeit hätte mich zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich sie unentgeltlich hätte verrichten können. Es ist möglich, daß diese mir ungünstige Entscheidung mit durch den Umstand veranlaßt wurde, daß mein Französisch zur Einnahme eines Lehrstuhls noch etwas mangelhaft erschien. Aber auch abgesehen davon erscheint es sehr erklärlich, wenn man im Canton Waadt die stete Besetzung des Lehrstuhls des römischen Rechtes gerade nicht für unumgänglich nothwendig hält. Durchschnittlich melden sich nur 5 bis 6 Studenten zu einem regelrechten Studium des Rechtes; die Uebrigen (die s. g. Externen) haben das römische Recht nicht nöthig. Die Ersteren aber pflegen ohnehin auf einige Zeit eine französische Universität zu besuchen, sei es die Straßburger, sei es die Pariser; und da hören sie das römische Recht dort. Manche besuchen auch deutschschweizerische oder deutsche Universitäten. So z. B. hat Herr Staatsrath Fornerod, der jetzt in die Fußstapfen seines verstorbenen Landsmannes Druey treten zu sollen scheint, längere Zeit in Heidelberg die Rechte studirt.

Ich war also wieder um eine Aussicht ärmer, dafür freilich auch wieder um meine Freiheit reicher. Damit war's aber nicht Genug, weder für mich, noch für meine Aeltern, insbesondere für meinen Vater. Ich habe bisher noch gar Nichts über meine Familienverhältnisse gesagt, und will jetzt darüber in Kürze nachnehmen, was mir hierher zu gehören scheint. Mein Vater, der Sohn eines schlichten Mittelbürgers von Trier, war ursprünglich zum katholischen Priesterstande bestimmt. Er hatte bereits die quatuor minores empfangen; zum Empfang der drei höheren

Weihen dagegen fehlte es ihm noch an dem erforderlichen Alter. Da wurde er nach dem Städtchen Prüm in die Eifel geſchickt, um einſtweilen die dortige Schule zu leiten. Dort lernte er meine Mutter kennen, deren Vater ebenfalls Lehrer war. Meine mütterliche Familie, welche der proteſtantiſchen Religion angehört, ſtammt aus dem Städtchen Meiſenheim im Heſſenhomburgiſchen, auf der Gränze der bairiſchen Pfalz und der preußiſchen Rheinprovinz. Der Aufenthalt in Prüm war entſcheidend für die Zukunft meines Vaters. Zu jung zu einem Bräutigam des Himmels, fand er ſich alt genug zum Bräutigam meiner Mutter. Nachdem er dieſelbe geheirathet hatte, wurde er nach Saarlouis zur Leitung des dortigen Progymnaſiums beordert. Eine Tochter war ihm noch in Prüm geboren worden; ich und mein Bruder Carl erblickten in Saarlouis das Licht der Welt. Von Saarlouis wurde mein Vater ſpäter auf ſeinen Wunſch als Lehrer an das Gymnaſium nach Trier verſetzt, wo er noch heute als Lehrer fungirt, der alte Schulmann. Ein Hauptlebensziel meiner Aeltern war, uns Kindern eine ordentliche Erziehung zu geben. Das war nicht leicht. Denn beide hatten kein älterliches Vermögen und ein ſchmales Einkommen. Dieſen Mangel ſuchte mein Vater durch fleißiges Ertheilen von Privatunterricht, meine Mutter durch große Sparſamkeit, welche ſie trotzdem ſtets mit der größten Ordnung und Reinlichkeit zu verbinden wußte, auszugleichen. Als wir aber mehr und mehr heranwuchſen, als ſich die Frage aufdrängte: Was aus den beiden Jungen machen? da reichte Dies nicht mehr aus. Mein Vater errichtete daher in St. Paulin bei Trier ein Knabenerziehungsinſtitut, welches, in einer Reihe von Jahren angeſtrengteſter Thätigkeit meiner beiden Aeltern, denſelben einen kleinen Beſitz in die Hände gab, mit dem ſie hoffen konnten, den Anforderungen der Zukunft hinſichtlich ihrer Kinder zu genügen. — Unterdeſſen war meine Schweſter Friederike zur Jungfrau herangewachſen; mein Bruder Carl war in das Ingenieurcorps der preußiſchen Armee eingetreten, und ich bezog im Jahre 1837, noch nicht volle 18 Jahre alt, die Univerſität Bonn am Rheine, um jura und

cameralia zu ſtudiren. Eine erwachſene Tochter zu Hauſe, zwei Söhne gleichzeitig auswärts in koſtſpieligen Carrieren, Das verſprach harte Opfer und Anſtrengungen; aber die Zukunft ſtand in roſigem Lichte. Die Opfer und Anſtrengungen haben ſich erwahrheitet. Was iſt aus der roſigen Zukunft geworden? — Zum Schluſſe des Jahres 1839 nahm meine Schweſter freiwillig Abſchied von dieſem Leben. Die ordinaire Welt hat für ſolche Schritte ihre ordinairen Erklärungsweiſen. Meine Schweſter war aber ein ſchneereines, zartfühlendes, ausgezeichnetes Mädchen. Die Briefe, welche ſie mir nach der Univerſität Bonn ſchrieb, waren lauteres Gold und haben nicht wenig dazu beigetragen, mich von manchen Jugendverirrungen ferne zu halten. Meine Schweſter hatte eine Neigung zu einem trefflichen Manne gefaßt. Dieſer Neigung ſtellten ſich Hinderniſſe entgegen; dazu kam eine Verletzung ihres Zartgefühls. Da entſchloß ſie ſich raſch und machte ihrem Leben ein Ende. Ich meine, wenn ich damals zu Hauſe geweſen wäre, wäre es nicht geſchehen. — Ob man ein Recht dazu hat, ſich ſein Leben zu nehmen? So lange man Verpflichtungen gegen Andere hat, Nein. Aber wenn man Niemanden Etwas ſchuldig iſt, wenn man alle ſeine Verpflichtungen gegen Dritte erfüllt hat, und die Unhöflichkeit dieſer Welt Einem zu ſtark wird, ſo denke ich, wäre es eines jeden Einzelnen Sache, ob er ſich durch den äußeren Lauf der Dinge verabſchieden laſſen, oder dieſer Verabſchiedung zuvorkommen und ſelbſt ſagen wolle: Patet exitus! Auch iſt's ja in dieſem letzteren Falle ebenfalls die Natur, welche uns verabſchiedet, d. h. die Einwirkung der äußeren auf die feinſte Beſonderheit der in uns lebenden Natur. Auch über die fernere Frage haben die Philoſophen ſeit dem Alterthume bis auf unſere heutigen Tage Viel geſtritten, ob die Selbſttödtung ein Act der Kraft oder der Schwäche ſei? Ich meine, ſie ſei Beides, ein Act der Schwäche, inſofern man eben mit dem Leben nicht vollſtändig fertig wird; aber auch der Stärke, indem wir dem Leben eben ſo wenig geſtatten, mit uns völlig fertig zu werden, d. h. uns zu demüthigen, zu brechen und vollends aufzulöſen. Es iſt eben eine letzte

Zusammenraffung der zur Beherrschung des Lebens zu schwachen Kraft, welche aber gleichwohl zu würdiger Behauptung der Einheit unseres Wesens stark genug ist. So urtheile ich über die bloße Frage der Kraft. Inwiefern diese Kraft zugleich eine schöne sei, das ist eine andere Frage. Niemand wird die Selbsttödtung eines Cato und eines Nero auf eine Linie stellen, insofern die letztere überhaupt eine Selbsttödtung genannt zu werden verdient.

Das war ein harter Schlag für meine Aeltern. Aber Das war nicht Alles. Um dieselbe Zeit hatte mein als Lieutenant auf der Ingenieurschule in Berlin befindlicher Bruder ein Pistolenduell gehabt, in welchem er eine Kugel in die rechte Hüfte erhalten hatte. Die Wunde warf ihn 12 Wochen auf's Bett. Sein Gegner, ein Referendarius, war schwer am Arme verwundet worden, und starb einige Wochen nachher, ob in Folge der Wunde oder aus anderen Gründen? Darüber schrieben damals Mediciner Dissertationen. Selbst ich konnte damals nicht nach Hause reisen. Ich hatte von dem jetzigen preußischen Landrathe v. Steinäcker, damaligem Consenior der Westphalen, in einem der gewöhnlichen Studentenduelle einen Schmiß in die Nase erhalten, der zwar von keinerlei Bedeutung war, mich aber zu fortwährender Auflegung von Eisaufschlägen auf die von dem Arzte bewerkstelligten Nähte verpflichtete, um der Entzündung vorzubeugen. In der Phantasie der fernen Aeltern ward aber Alles größer und so trug auch mein kleines Paukpech dazu bei, die schwergetroffenen Aeltern noch schwerer zu treffen. Bald darauf kehrte ich jedoch nach Hause zurück, um mein Auscultator-Examen zu machen. Mein Vater reiste selbst nach Berlin, erwirkte bei den Behörden die Erlaubniß, meinen Bruder zur Pflege mit nach Hause zu nehmen, und brachte ihn wirklich, zwischen Kissen verpackt, in einem besonderen Wagen glücklich nach Hause, wo er bald genaß. Dann mußte er zur Absitzung seiner Strafe auf die Festung Ehrenbreitstein, von wo er jedoch alsbald begnadigt entlassen wurde. Die Begnadigung fiel in die letzten Lebensmonate des verstorbenen Königes. Das Unrecht war wirklich auf

der Seite des Gegners gewesen und mein Bruder konnte als Mann und Offizier nicht anders handeln. Derselbe steht jetzt als Ingenieurhauptmann in der Festung Magdeburg. Mich über ihn zu äußern, könnte delicat erscheinen. Dies ist durchaus nicht der Fall. Ich habe gar keine Vollmacht, ja befinde mich nicht einmal in der Lage, mich über seinen jetzigen Lebensinhalt zu äußern. Als ich Flüchtling wurde, habe ich alle Correspondenz mit ihm eingestellt, und er hat diese Rücksichtnahme schweigend acceptirt. Seitdem haben wir keine Zeile mehr miteinander gewechselt. Was rein die Familie angeht, wird durch die Aeltern vermittelt. Doch weiß ich von früher, daß er einen stark ausgeprägten Individualismus hat, und den Communisten gegenüber zu sagen pflegte: „Ich bin kein Heerdenthier, ich bin ein Individuum". Im Uebrigen ist er schweigsam, nachhaltig und von energischem Charakter. Er kennt die Furcht nur dem Namen nach, und ist gewohnt, einmal übernommene Pflichten mit Nachdruck zu erfüllen.

Seitdem ich nun Flüchtling bin, leben meine beiden Aeltern mutterseelenallein in Trier. Meine Mutter hat kürzlich ihr siebzigstes Lebensjahr angetreten; mein Vater ist einige Jahre jünger. Eine Vereinigung mit einem oder dem anderen der Söhne ist unthunlich, weil wir Alle an verschiedene Orte gebunden sind, mein Vater durch sein Amt an Trier, mein Bruder durch seinen Stand an eine Festung, und ich durch mein Schicksal an's Ausland. Zwar hätte mein Vater nach etwa vierzigjähriger Amtsthätigkeit es wohl verdient, sich nun zur Ruhe zu setzen und dadurch eine, freilich immerhin durch die bestehenden Pensionsgesetze beschränkte Freiheit der Bewegung zu verschaffen. Aber Das will er nicht, bevor ich wieder festen Boden unter den Füßen habe. So lange Dies nicht der Fall ist, lehrt er fort, um stets in der Lage zu sein, mir eintretenden Falles beizuspringen. Noch Mehr. Ich bin auch Schuld daran, daß er sich von seinem sauer errungenen Besitzthume, einem schönen Hause mit Garten in St. Paulin getrennt hat, — mit schwerem Herzen. Aber da der Fiscus für die gegen mich als Deserteur erkannte Geldbuße, sowie für

die gegen mich ergangenen Gerichtskosten bereits eine Hypothek auf das etwa künftig mir anfallende Erbtheil genommen hatte, so mußte der schwere Entschluß gefaßt werden. Durch den Hausverkauf ist nun, nach Tilgung der um der Kindererziehung willen eingegangenen Verbindlichkeiten, meinen Aeltern ein unbedeutendes Capitälchen geblieben, von welchem sie mir die Zinsen von Zeit zu Zeit zuwenden. Das ist ein sonderbares Verhältniß, daß Leute in den Siebzigen einem jungen Kerl, wie ich bin, Ersparnisse zuwenden, welche sie in ihren alten Tagen recht gut für sich brauchen könnten. Deshalb ist auch Nichts erklärlicher, als daß mein ohnehin zur Hypochondrie geneigter Vater kaum einen Brief schreibt, in welchem sich nicht, wenn auch aus der Ferne, einiger Unmuth geltend macht. Bald hat dieser gefragt: Warum ich denn nicht schon lange Advocat in der Schweiz sei? Bald hat jener sich darüber verwundert, daß ich mir nicht längst eine neue Existenz im Lehrfache gemacht habe. So habe ich denn auch schon längst meinem Vater geschrieben, er solle sich meinetwegen keinen Kummer machen, ich werde mich schon durchschlagen. Aber Das kann er nicht. Er fragt immer wieder, ob ich keinen Mangel leide, und wenn ich selbst mit „Nein" antworte und jede Unterstützung ausdrücklich ablehne, so schickt er doch bisweilen Mehr, als er eigentlich zu entbehren hat, weil er meinen Worten keinen Glauben schenkt. Aber dann muß ich auch immer wieder Aeußerungen Dritter hören, wie z. B. diese: „Ich gestehe Ihnen offen, daß es mir oft Mühe macht, s. g. nüchternen Leuten genügende Auskunft und Bescheid auf deren Fragen und Bemerkungen zu geben, warum es Ihrem Sohne bei Talent und Kenntnissen noch nicht gelungen ist, sich wieder unabhängig zu machen." Die Leute hätten ganz Recht, — wenn ich mich nur einer so großen Seelennüchternheit erfreute, als sie. Wäre aber Das der Fall, dann wäre ich jetzt wahrscheinlich nicht Flüchtling, sondern ein wohlhabender Advocat, der ihnen zu keinerlei Bemerkungen Anlaß gäbe. Doch Was nicht ist, kann noch werden. Ich bin bereits etwas von meinem Rausche ernüchtert, und es kann ja noch besser kommen.

Meiner Mutter haben die Aufschlüsse, welche ich über meine Existenzbestrebungen gegeben, stets genügt, ihre Briefe waren stets nur wohlthuend. Ich sage Das nicht, um irgend einen Schatten auf meinen Vater zu werfen; der Mann ist von Herzen gut und hat vollkommen Recht. Aber die Mütter lieben eben ganz anders wie die Väter. Sie lieben reiner, uneigennütziger, wenn ich so sagen darf. Die Väter lieben in ihren Kindern mehr oder minder nur sich selbst. Sie wollen die Resultate ihrer Erziehung sehen, sie bedürfen der Erfolge, der äußeren Anerkennung, welche auf sie selbst, als die letzten Urheber dieser Erfolge, wohlthuend zurückfällt. Die Mutter liebt ihr Kind, was sie unter dem Herzen getragen, in Freud und Leid, mit und ohne Erfolg, einer ganzen Welt zu Trotze, bis in den dunkeln Winkel der tiefsten Niedrigkeit. So liebt mich meine Mutter; ich habe nie ein verletzendes Wort von ihr gehört. Dafür wüßte ich für mich aber auch keinen höheren Genuß, als ihr auf ihren alten Tag noch einmal eine Freude zu machen. Bei'm Schreiben dieses Buches habe ich oft an Dich gedacht, liebe Mutter. Nicht Alles darin wird Deinen Anschauungen und Empfindungen entsprechen. Aber Du weißt ja, wir hatten immer einen höchsten Vereinigungspunkt: Nur aufrichtig nach bestem Wissen und Gewissen gestrebt! Komme dann hernach, was da wolle, so ist keinerlei Grund zu Kleinmuth und Verzagen vorhanden. Findest Du, daß diese Blätter solchem Geiste entsprungen sind, schöpfest Du daraus die Ueberzeugung, daß ich dieses Leben, welches Du mir gegeben, trotz meiner Berufslosigkeit und trotz schwerer Leiden doch nicht ganz verloren habe, so ist einer meiner liebsten Wünsche erfüllt.

Unter den erwähnten Umständen wird man begreifen, daß ich trotz des Scheiterns meines letzten Anlaufes zu Gewinnung eines neuen Lebensberufes, meine desfallsigen Bestrebungen nicht fallen ließ. Ich beschloß vielmehr auf dem betretenen Wege fortzuschreiten und mich mehr und mehr in der philologischen Jurisprudenz zu befähigen, da doch früher oder später eine passende Gelegenheit zur Verwerthung der erworbenen Kenntnisse sich dar-

bieten könne. Ich beschloß nun, mich besonders auf die Ausarbeitung des beabsichtigten Leitfadens allgemeiner Rechtsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz zu werfen. Aber ich sah, daß meine Kräfte zu gleichzeitiger Ueberwältigung Alles dessen, was ich bisher neben einander getrieben hatte, nicht ausreichten. Ich nahm daher das Anerbieten eines Freundes, meine Existenz für 6 Monate sicher zu stellen, um mich ungehindert den nöthigen Studien widmen zu können, an. Zu spät. Schon war meine Gesundheit zu tief erschüttert. Auch in meiner neuen Pension hatte es oft schwerverdauliche Speisen gegeben, und ich trieb den Unverstand so weit, meine ziemlich ausgedehnte Correspondenz fast täglich unmittelbar nach Tisch zu erledigen, um meinen Studien keine Zeit zu entfremden. So hatten die Beschwerden der Verdauung bereits so viel Herrschaft über mich gewonnen, daß Geist und Gemüth sich mehr und mehr umwölkten. Ich nahm daher zu Ende Octobers eine Einladung der Familie Mayer in Wawern an, in deren Schooße ich mich herzustellen gedachte. Wo ich mich nachher niederlassen werde, war noch ungewiß. Ich wollte mir das Bedenkliche meines Zustandes noch immer nicht recht gestehen. Ich raffte meine ganze Kraft zusammen, um sie dem einbrechenden Uebel entgegen zu schleudern. Im Postwagen nach Bern schrieb ich noch folgende Verse in meine Brieftasche:

Im Postwagen.

(October 1852.)

Ich komm' aus der Welt, ich geh' in die Welt,
— Mein Muth meine einzige Habe! —
Nur markig, ihr Rosse, hinausgestellt
Die Hufe in schallendem Trabe!

Seitdem ich verloren mein Vaterland,
Mein theures mit bitteren Schmerzen,
Da drück' ich, der engeren Schranke entwandt,
Die Welt um so fester zu Herzen.

Und mußt' ich daheim auch in Flur und in Stadt
Manch liebes Errungene laſſen,
Je Weniger man zu verlieren hat,
Deſto mehr kann man rüſtig erfaſſen.

Und reichlich erfaßte ich innern Erſatz
Für Das, was mir Draußen entfahren,
Auch Das iſt Beſitz und ein Herzensſchatz,
Den möcht' ich als Troſt mir bewahren, —

Und das junge Herz und den herzhaften Sinn,
Der im Schiffbruch ſtets oben geblieben, —
Ihr Roſſe in markigem Trabe dahin,
Dahin, daß die Funken ſtieben! —

Das war der Schwanengeſang meiner geſunden Kraft. Darauf ſank ich nieder und lag geraume Zeit hart am Rande des Grabes. Dann richtete ich mich ſchwach und leiſe wieder auf und ſchleppte mich langſam in's Leben zurück. Das dauerte ein ganzes Jahr. Ein ganzes Jahr aus dem Buche meines Lebens wie ausgeſtrichen, und die darauf folgenden bis auf den heutigen Tag noch nicht befreit von den Nachwirkungen der erduldeten Leiden! Doch wie Das ſich verlaufen, Leſer, werde ich Dir im nächſten Capitel erzählen.

Anhang zum einundzwanzigſten Kapitel.

I.

Chanson.

(Châtiments p. 89.)

La femelle? elle est morte.
Le mâle? un chat l'emporte
Et dévore ses os.
Au doux nid qui frissonne,
Qui reviendra? personne.
Pauvres petits oiseaux!

Le pâtre absent par fraude!
Le chien mort! le loup rôde,
Et tend ses noirs panneaux;
Au bercail qui frissonne,
Qui veillera? personne.
Pauvres petits agneaux!

L'homme au bagne! la mère
A l'hospice! ô misère!
Le logis tremble aux vents;
L'humble berceau frissonne.
Que reste-t-il? personne.
Pauvre petits enfants!

II.

Puisque le juste est dans l'abîme.

(Châtiments p. 53.)

Puisque le juste est dans l'abîme,
Puisqu'on donne le sceptre au crime,
Puisque tous les droits sont trahis,
Puisque les plus fiers restent mornes,
Puisqu'on affiche au coin des bornes
Le déshonneur de mon pays;

O République de nos pères,
Grand Panthéon plein de lumières,
Dôme d'or dans le libre azur,
Temples des ombres immortelles,
Puisqu'on vient avec des échelles
Coller l'empire sur ton mur;

Puisque toute âme est affaiblie;
Puisqu'on rampe; puisqu'on oublie
Le vrai, le pur, le grand, le beau,
Les yeux indignés de l'histoire,
L'honneur, la loi, le droit, la gloire,
Et ceux qui sont dans le tombeau;

Je t'aime, exil! douleur, je t'aime
Tristesse, sois mon diadème.

Je t'aime altière pauvreté !
J'aime ma porte aux vents battue.
J'aime le deuil, grave statue
Qui vient s'asseoir à mon côté.

J'aime le malheur, qui m'éprouve ;
Et cette ombre où je vous retrouve,
O vous à qui mon coeur sourit,
Dignité, foi, vertu voilée,
Toi, liberté, fière exilée,
Et toi, devoûment, grand proscrit!

J'aime cette île solitaire,
Jersey, que la libre Angleterre
Couvre de son vieux pavillon,
L'eau noire, par moments accrue,
Le navire, errante charrue,
Le flot, mystérieux sillon.

J'aime ta mouette, ô mer profonde,
Qui secoue en perles ton onde
Sur son aile aux fauves couleurs,
Plonge dans les lames géantes,
Et sort de ces gueules béantes
Comme l'âme sort des douleurs !

J'aime la roche solennelle
D'où j'entends la plainte éternelle,
Sans trève comme le rémords,
Toujours renaissant dans les ombres,
Des vagues sur les écueils sombres,
Des mères sur leurs enfants morts.

III.

Stella.

(Châtiments p. 210.)

Je m'étais endormi la nuit près de la grève.
Un vent frais m'éveilla, je sortis de mon rêve,
J'ouvris les yeux, je vis l'étoile du matin.
Elle resplendissait au fond du ciel lointain

Dans une blancheur, molle, infinie et charmante.
Aquilon s'enfuyait emportant la tourmente.
L'astre éclatant changeait la nuée en duvet.
C'était une clarté qui pensait, qui vivait ;
Elle apaisait l'écueil où la vague déferle ;
On croyait voir une âme à travers d'une perle.
Il faisait nuit encore, l'ombre regnait en vain,
Le ciel s'illuminait d'un sourire divin.
La lueur argentait le haut du mât qui penche ;
Le navire était noir, mais la voile était blanche ;
Des goëlands, debout sur un escarpement,
Attentifs, contemplaient l'étoile gravement
Comme un oiseau céleste et fait d'une étincelle ;
L'océan, qui ressemble au peuple, allait vers elle,
Et, rugissant tout bas, la regardait briller
Et semblait avoir peur de la faire envoler.
Un ineffable amour emplissait l'étendue.
L'herbe verte à mes pieds frissonait éperdue,
Les oiseaux se parlaient dans les nids ; une fleur
Qui s'éveillait, me dit : C'est l'étoile ma soeur,
Et pendant qu'à longs plis l'ombre levait son voile,
J'entendis une voix qui venait de l'étoile
Et qui disait : — Je suis l'astre qui vient d'abord.
Je suis celle qu'on croit dans la tombe et qui sort.
J'ai lui sur le Sina, j'ai lui sur le Taygète ;
Je suis le caillou d'or et de feu que Dieu jette,
Comme avec une fronde, au front noir de la nuit.
Je suis ce qui renait quand un monde est détruit.
O nations ! je suis la poësie ardente.
J'ai brillé sur Moïse et j'ai brillé sur Dante,
Le lion Océan est amoureux de moi.
J'arrive. Levez-vous, vertu, courage, foi !
Penseurs, esprits ! montez sur la tour, sentinelles !
Paupières ouvrez-vous ! allumez-vous, prunelles !
Terre, émeus le sillon ; vie, éveille le bruit ;
Debout, vous, qui dormez ; — car celui qui me suit,
Car celui qui m'envoie en avant la première,
C'est l'ange Liberté, c'est le géant Lumière !

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Bern. Verſinken in vollſtändige Verdauungsohnmacht. Diätfehler. Seifferk'ſche Pillen. Aufgegeben. Mein Seelenzuſtand während der Krankheit. Beſchäftigungen. Meißner, Kampf und Friede. Hafis. Ueber die Thierſeelen von Vogt. Freier Wille. Denkohnmacht. Abſchied von der Familie Mayer. Meine Behandlung und Pflege in Genf durch Peliſſier und Frau S. Zur Feindesliebe. Regime. Arvebäder. Keine Kraft ohne Materie. Gute Menſchen. Allmählige Erholung. Der Mazzini'ſche Aufſtandsverſuch. Veilchen. Erkrankung der Frau S. Nach Montrdur. Eisweſſen. Herr Eugen Samſon v. Himelſtiern. Wohlthätige Folgen meiner Krankheit.

Als der Poſtwagen gegen Abend von Murten her nach Bern hinabrollte, da lag wohl das Berner Land in alter Schönheit vor mir. Wohl kleideten ſich die Berner Alpen in ihre hellglühendſten Gewänder, als wenn ſie dem alten, nach langer Trennung rückkehrenden Freunde das Geſtändniß entlocken wollten: „Ihr ſeid doch die ſchönſten!“ Wohl waren die ſchönen Waldwieſen dieſelben, auch das Vieh mit dem Halsgeglock; wohl hatte ſich die friſche Landestracht der Frauen und Mädchen mit dem ſchneeweißen Bruſttuche und den reichen ſilbernen Ketten nicht verändert; wohl hörte ich wieder die liebe Mutterſprache, hart doch naiv geſprochen; Alles war bei'm Alten, nur ich war ein Anderer, ich war krank und ſchlimme Nebel hielten meine Seele umwölkt. In Wawern fand ich den alten Freundeskreis, die Familie Mayer, die Kinder, Reinſtein, die Freunde im Gladbach'ſchen Inſtitut. Ich freute mich, hoffte, nun müſſe ſich Alles wenden, und machte dazu alle möglichen Anſtrengungen. Es hatte mich eine Schwäche befallen, wie ich ſie bisher, ſelbſt während meines gaſtriſch-nervöſen Fiebers, nie empfunden hatte. Von Morgens bis Abends, ſelbſt die Nächte hindurch, hatte ich das peinliche Gefühl einer ſtockenden Verdauung. Sie wollte gar nicht mehr enden. Kaum daß ich das Geringſte gegeſſen hatte, lag es mir wie Steine im Magen. Es war unerträglich. Ich hatte von der Waſſerkur reden hören und ſuchte mir durch dieſe

zu helfen. Ich trank viel Waſſer, Glas auf Glas, und lief dann wie wahnſinnig Berg auf Berg ab, um die Verdauung vorwärts zu treiben. Unter anderen Umſtänden kann Das heilſam ſein; aber für meinen Zuſtand war es ein großer Mißgriff. Ich litt an einer Schwäche der Unterleibsorgane, welche keinen Reiz vertrug, welche nur durch Schonung gehoben werden konnte. Profeſſor Vogt, den ich um Rath frug, verordnete mir eine Waſſerauflöſung von bitteren Tropfen, die mir, neben einer vernünftigen Diät, d. h. bei regelmäßigem Genuſſe leichter, nahrhafter Speiſen und äußerſter Schonung des Leibes wie der Seele, vielleicht Erleichterung gewährt haben würden. Aber es fehlte uns Allen in Wabern an der für ſolche Fälle nöthigen Erfahrung. Wir wußten gar nicht, was leicht, was ſchwer war, wir wußten nicht einmal, daß rother Wein und Milch ſich nicht zuſammen vertragen und was Dergleichen mehr iſt.

Ich konnte auch nicht unthätig ſein. Ich las, ſchrieb und trieb ſtets Allerlei, oft zur Unzeit und mit ſchädlicher Anſtrengung des Denkvermögens. So ward ich das Verdauungsgefühl gar nicht mehr los. Ich wollte es aber los werden. Soll ich denn dieſen elenden Magen, den Hallunken, nicht zum Schweigen bringen? So ſagte ich manchmal und ſetzte ihm fortwährend durch Waſſertrinken, Reiben und Rennen den Sporn des Reizes in die Rippen, — bis ich eines Tages in fieberhafter Ohnmacht auf's Sopha ſank und nicht mehr fortkonnte. In der Regel pflegen die Rückfälle von gaſtriſch-nervöſen Fiebern ſich zu allgemeinen Nervenfiebern auszubilden. Davon keine Spur. Bis auf den heutigen Tag weiß ich kaum, was Kopf- und Bruſtſchmerzen ſind. Mein Centralnervenſyſtem muß wohl von Hauſe aus ziemlich ſtark ſein. Ein ſolides Leben hatte daſſelbe unſchadhaft erhalten, und dieſem Umſtande habe ich es wohl zu danken, daß die Unterleibsnerven ſich an demſelben allmählig wieder aufzurichten vermochten. Dagegen ſchien ich damals einer Unterleibsentzündung erliegen zu ſollen. Mayer wurde ängſtlich, lief in die Stadt zu Profeſſor Vogt und kam mit neuen Verordnungen zurück. Ich bekam eine bittere Medicin mit Kohlenſäure,

aller Reiz wurde unterſagt, Wein, Kaffee, Thee wurden mir entzogen; zum Frühſtücke erhielt ich erſt Chokolade, und als ich auch dieſe nicht vertrug, Eichelkaffee; zu Mittag und Abend aß ich nur noch Weißfleiſch mit zarten Gemüſen, Alles äußerſt mäßig. Ich verfiel nun in's andere Extrem, in das der Schonung. Das Verdauungsgefühl war mir ſo unausſtehlich, daß ich es durch immer knapperes Eſſen aufzuheben ſuchte. Ich ertrug wochenlang den furchtbarſten Hunger. Darunter litt die Ernährung. Sind nur erſt die Verdauungsorgane wiederhergeſtellt, ſagte ich, ſo werde ich das Verſäumte raſch wieder nachnehmen. Als wenn nicht die Organe ebenfalls fortwährend ernährt ſein wollten! Das ſteht ja Alles in Wechſelwirkung. Wohl war Schonung der Organe nöthig, aber nicht bis zu dem Grade, daß ſie, Mangels der erforderlichen Ernährung, ſtatt ſich zu erholen, ſelbſt mehr und mehr abſterben mußten. Dazu kam ein Anderes. Meine Verdauung ward nun ſo gründlich, daß ſie 4—5 Tage lang nicht vom Flecke kam und ich mit fieberhafter Sehnſucht einigen Leichtſinn in dieſelbe hineinwünſchte. Ich umgehe die nähere Bezeichnung dieſes Zuſtandes mit ein Paar Worten des Humors. Aber damals war mir gar nicht humoriſtiſch zu Muthe. Mein Zuſtand beängſtigte mich auf das Aeußerſte. Meine Muskeln zogen ſich der Art zuſammen, daß ich kaum mehr aus den Augen ſehen konnte. Was thun? — Ein deutſcher Flüchtling, der in der Buchhandlung von Jent und Gaßmann eine Buchhalterſtelle verſah und mir ſeine aufrichtige Theilnahme ſchenkte, Fiala aus dem Großherzogthum Baden, hatte mir von der Hülfe geſprochen, welche die Seiffert'ſchen Pillen ihm in ähnlicher Lage geleiſtet hätten. Ich lag dem Profeſſor Vogt an, bis er mir deren Gebrauch geſtattete. Die Pillen gaben mir wirklich Erleichterung; ſie beflügelten nicht nur meine Verdauung, dieſelbe ging auch weniger peinlich von Statten. Ich ſtieg nach der Seiffert'ſchen Vorſchrift in der Zahl der Pillen, die ich nahm, auf und ab, je nach dem Zuſtande meiner Verdauung. Aber ich kam zu keinem normalen, beruhigten Zuſtande mehr. Die Extreme wechſelten, bald gefährlicher Leichtſinn, bald unerträgliche

Gründlichkeit. Dennoch hielt ich Viel auf die Pillen, weil sie wenigstens die Peinlichkeit des Verdauungsgefühls milderten und weil ich hoffte, durch dieselben am Ende doch die normale Mitte zu erreichen. Da dieser Erfolg aber immer noch nicht eintreten wollte, so wurde durch deren Gebrauch meine Schwäche natürlich noch vermehrt. Während ich aus Furcht vor dem peinlichen Verdauungsgefühle nur sehr Wenig zu mir nahm, führten die Pillen den letzten Rest meiner Kräfte ab. Bald war ich nur noch ein Skelett von Haut und Knochen; ich hatte fast kein Blut mehr, ich litt fortwährend an Frost, des Tags und des Nachts. Mein Schlaf hatte sich bereits längst auf ein Paar Stunden vermindert. Jetzt schlief ich höchstens 1—2 Stunden die Nacht, bald gar nicht mehr. Selbst im Bette konnte ich mich nicht erwärmen. Ich steckte die Füße in kaltes Wasser oder wusch mich auch kalt von Kopf bis zu Fuß, — ein neuer Mißgriff. Denn es war keine Kraft, kein Blut mehr da, das man zur Reaction hätte anspornen können. So lag ich denn, eine grabesreife Leidensgestalt, auf Mayer's Studirstube, das Haupt in die Kissen gedrückt, und ich sah oft sein braunes wohlwollendes Auge mit dem Ausdrucke des tiefsten Mitleidens auf mir ruhen. Göckele, der kleine treue Junge, war viel um mich. Die Aeltern schickten ihn, um mich zu zerstreuen, und obwohl ich nichts weniger als amüsant war, so verlor er doch nie alles Interesse für mich. Anders seine jüngere Schwester, die Bille. Diese, die mich früher, wenn ich mit ihr spielte und ihr Küsse abscherzte oder abstahl, so hold angelächelt hatte, sagte jetzt zu ihrer Mutter: „I mag de Simon nit!“ Warum denn nicht? erwiederte die Mutter. „Der Simon is krank,“ war ihre Antwort. Dieselbe Erscheinung zeigt sich bei den Hühnern. Wenn eines erkrankt, dann verlassen es die anderen oder picken gar auf dasselbe. Es that mir damals weh. Aber ich finde es jetzt ganz natürlich. Das Kind war kaum ein Paar Jahre alt. Und wer „mag“ denn eigentlich einen Kranken? Was man an ihm mag, das ist der Nichtkranke, so wie er in der Erinnerung, ist der wieder Gesunde, so wie er in der Hoffnung lebt. Je stärker diese Erinne-

rung und dieſe Hoffnung iſt, um ſo größer werden die Opfer ſein, die man ihm an Pflege nicht nur, ſondern auch an ſeeliſchem Leben zu bringen vermag. Iſt aber die Erinnerung oder auch nur die Hoffnung am Erlöſchen, was bleibt dann noch übrig? Das Bedürfniß, durch milde rückſichtsvolle Behandlung den Prozeß der Auflöſung möglichſt zu erleichtern. Anziehende Kräfte ſind ja dann keine mehr vorhanden. Je wärmer und tiefer die Erinnerung iſt, um ſo ſchwerer wird man freilich die Hoffnung aufzugeben vermögen, um ſo mehr wird man alſo ſelbſt den Kranken noch »mögen«. Wie kann man aber von einem Kinde von ein Paar Jahren verlangen, daß es in der Vergangenheit und Zukunft lebe? Das Kind lebt nur in der Gegenwart, und an der Stelle entwickelter Rückſichten ſteht noch die unentwickelte Natur. Doch kann ich nicht umhin, meinen Freund Göckele jetzt lieber zu haben, als meine Freundin Bille. Der Menſch iſt ein merkwürdig anſpruchsvolles Weſen. Er will ſtets und unter allen Umſtänden geliebt ſein, nicht bloß als Geſunder, ſondern auch als Kranker, nicht bloß als Lebendiger, ſondern ſelbſt als Leichnam bis in's Grab hinein.

Was meinen Seelenzuſtand während dieſer Körperleiden anbetrifft, ſo habe ich, nach dem Zeugniſſe Aller, die mich beobachtet haben, eine große Willenskraft in Ausführung alles als zweckmäßig Erkannten an Tag gelegt. Wenn ich etwas für heilſam erkannt hatte, ſo ſetzte ich es mit unentwegter Hartnäckigkeit durch. Ich habe eine geraume Zeit lang den furchtbarſten Hunger ausgeſtanden, um meine Organe durch Schonung wiederherzuſtellen. Nur mit der ſchmerzlichſten Ueberwindung legte ich täglich die Gabel aus der Hand; ich konnte an den Brodläden der Stadt Bern nicht ohne die heftigſte Verſuchung vorübergehen, und ausgeſtellte Roſinen, Feigen und Orangen reizten mich wie ein Kind. Ich fühlte meine Genußfähigkeit nach allen Richtungen hin geſteigert. Den kleinſten Genüſſen des Lebens wendete ich mich mit vertiefter Innigkeit zu, und als mir gar auf einem meiner trübſinnigen Morgenſpaziergänge einmal ein Jäger mit zwei voranſpringenden Hunden begegnete, der rüſtig über den

Brachacker zum Walde schritt, die Pfeife im Mundwinkel, aus welcher er große Wolken hervorblies, deren energischer Duft bis zu mir drang, da hätte ich in Thränen ausbrechen mögen vor Sehnsucht nach Gesundheit und rüstigem Lebensgenusse.

Ich las damals auch noch Allerlei und zwar, wie gewöhnlich, mit der Feder in der Hand. Ich las Meißner's Gedichte und den Zizka noch einmal durch. Darüber finde ich in meinen Notizen Folgendes:

Was die höchsten Fragen von Individualismus und socialem Bedürfniß, von Egoismus und Nächstenliebe, Kampf, Versöhnung und Frieden betrifft, so finden sich sowohl in den Gedichten als im Zizka häufige Widersprüche. Bald heißt es:

„Die Weltgeschichte spottet jener Sagen
Der blassen Friedensdichter, daß ein Hirt
In ferner Zeit, in blauen Zukunftstagen
Ein schönes Schwerdt mit Rosen finden wird," —

und im Anschluß daran:

„Wenn sich dereinst der Zeiten Bund entschleiert,
Wenn Wahn und Irrsinn wie ein Traum entflieht,
Wenn diese Erde einst ihr Pfingstfest feiert,
Dann singt die Poesie ihr letztes Lied."

Gegen diesen letzteren Ausspruch möchte ich doch an das Gedicht: „Der letzte Dichter" von Anastasius Grün appelliren, wonach nur mit dem letzten Menschen auch der letzte Dichter aus diesem Erdenhause hinauszieht.

Bald hingegen glaubt Meißner an den Frieden und zwar an einen schönen Frieden:

„Dann sitzen Völker, Hand in Hand geschlungen,
Wie Brüder unter'm großen Himmelssaal,
Und wieder wird ein Kelch geschwungen,
Der Liebeskelch am Völkerliebesmahl."

Ungläubig sind wieder folgende Stellen:

„Wie sich die Erde auch gestalte,
Nie vernarben wird die alte Wunde,

Doch die Menſchheit, die jahrtauſendalte,
Lebt und kreiſt nur auf dem Erdenrunde,
Daß aus ihr, aus ihrem dunkeln Grunde,
Sich der Menſch als Einzelner entfalte;" —

und:

„Das Roß wird ſtets am Beſten tragen
Die ihm zutiefſt die Sporen ſchlagen."

Gläubig hingegen iſt wieder die folgende:

„Nicht darum
Daß ſie den Einzlen gebäre,
Lebt und ringt die Menſchheit;
Eins iſt die Menſchheit,
Ein Herz,
Ueber Meere hin
Den Rieſenpulsſchlag ſchleudernd,
Ein Geiſt,
In Millionen Geiſtern
Ringend zur Kraft,
In Millionen Nervenfaſern fühlend
Unrecht und Gerechtigkeit,
Ein Menſch iſt die Menſchheit."

Bei dieſen Widerſprüchen iſt zu bemerken, daß ſich Kampf und Egoismus mehr als Gegenſtand ſchmerzlicher Erfahrungszweifel, Friede und Menſchenverſöhnung mehr als Gegenſtand begeiſterter Zukunftshoffnung geltend machen, ſo zwar, daß in den Haupt- und Schlußgeſängen der „Gedichte" wie des „Zizka" die letztere vorwiegt. Trotzdem bleibt dem Leſer mehr der Eindruck des bloßen Ringens als der einer feſtgewurzelten Ueberzeugung. Was ſagſt Du dazu, lieber Alfred? — Iſt's ſo?

Gleich dahinter kommt eine Notiz, in welcher ich es Kinkel recht übel nehme, daß er in ſeinem „Otto dem Schützen" von dem Förſter Ebbo ſagt:

Denn nie gewinnt ein Sklavenblut
Des Freigebornen kühnen Muth.

Im zweiten Bande des „Hafis" von Daumer fand ich zwar Schönes, Leben- und Luſtweckendes, doch ſchien er mir verhältnißmäßig ärmer als der erſte, welchen ich bei dieſer Gelegenheit auch wieder durchlas. Das nenn' ich mir eine Prüfung

meiner Kraft zur Enthaltſamkeit. Gefeſſelt durch die ſchmerzlichſten Entbehrungen und ſtets von heftiger Sehnſucht nach Genuß bewegt, wandelte ich mit dieſem wunderbaren Dichter mitten durch die Zaubergärten des blühendſten Senſualismus. Ueber ihn finde ich folgende Notiz:

Wie ſchön es auch geſagt iſt:

„Ihr ſcheltet und ſchmäht die Sinne,
Die lieblichen Sinne — warum?
Weil ihr zu todt und dumm,
Zu begreifen den Geiſt der Sinne!“

ſo iſt doch dieſer liebenswürdige Sünder im Ganzen mein Mann nicht. Er hat mir ein zu anarchiſches Blut und zu wenig Würde und Seelenheheit. Bei allem Haß gegen Beſchränkung kann ich denn doch bis zu dem Grade der Freiheit nicht mit ihm fortſchreiten, welche ſelbſt die harmoniſche Einheit des eigenen Weſens als eine Sklavenfeſſel betrachtet, um jeden Blutstropfen jeden Augenblick nach den verſchiedenſten Richtungen hin beliebig ſchalten und walten zu laſſen. Da halte ich es denn doch lieber mit Göthe, und ſuche jenen höchſten Genuß, der zwar nicht gerade in jedem Augenblicke wirkſam iſt, ſich aber als ſolcher erweiſt, wenn wir den Anfang und das Ende unſeres Lebens in Eins zuſammenziehen. Ja! fort mit der dummen Autorität geiſt- und gemüthloſer Ascetik und aller lebentödtenden Vorurtheile! — Aber deshalb doch nicht anarchiſches Waltenlaſſen jeder einzelnen Blut- und Seelenregung, ſondern ſtetes Ringen nach ſchöner Harmonie unſerer geſammten Kräfte in ſich und mit der Außenwelt! — Was dann insbeſondere die vollſtändige Auflöſung in der Liebe betrifft:

„Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
In ungemeſſ'ner Leidenſchaft,
Und Deiner Ichheit ſtolze Pracht
So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn' ein liebend Herz,
Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
Die Macht der Liebe; fort damit! — — —“

so ist das schon ganz schön und recht schmeichelhaft für das zarte Geschlecht. Die Schönen des Westens möchten aber doch minderes Wohlgefallen an solcher Liebe empfinden, wenn sie bedenken, daß sie nicht nur an ihren Mitschwestern, sondern auch in anderer Richtung jeden Augenblick neue Concurrenten finden. Und selbst abgesehen davon, was hat man denn an so einem haltlos aufgelösten Menschen? Was nicht widersteht, darauf kann man sich nicht stützen; je fester dagegen zwei Existenzen, eine jede in sich selbst gewurzelt, dastehen, um so größer ist der gegenseitige Genuß in der Freundschaft, der Liebe und aller Menschenberührung. Nicht in einander auf und unterzugehen, sondern von verschiedenen, festgewurzelten, selbstständigen Standpunkten aus nach Harmonie zu streben, Das ist hochmenschlich.

So veranlaßte mich alles meiner Natur Widersprechende, mitten im Zerfalle meines Körpers, noch immer zum Streben nach Wahrheit und Schönheit. Auch Briefe schrieb ich noch immer, selbst philosophischen Inhaltes und solche, wobei mein Gemüthsleben mit im Spiele war, aber nur mit Anstrengung, nicht ohne schädlichen Einfluß auf meine Verdauung, auch nicht mehr lange. Die üblen Folgen jeder Anstrengung meiner Denk- und Gemüthskraft machten sich so augenscheinlich geltend, daß ich auch in der seelischen Diät mich großer Enthaltsamkeit befleißigen mußte. Das war aber kaum möglich, wenn mein Sinn nicht aus mir heraus auf Aeußeres geleitet und zerstreut wurde. Professor Vogt verordnete daher leichte erheiternde Lectüre, und Reinstein hielt gewissenhafte Auswahl unter den Romanen von Cooper, Capitain Marryat und Anderen, von denen er mir die passendsten zum Lesen brachte. Spätere Erfahrungen haben mich aber belehrt, daß auch die Anstrengung der Augennerven nach Tisch für schwache Unterleibsnerven schädlich ist. Damals wußte ich davon Nichts. So lag ich denn in meinen Kissen und verlangte von dem kleinen „Kitt“ und „Peter Simpel“ Zerstreuung. Ich ward täglich elender. Wie weit es zuletzt mit meiner Seele gekommen war, mag man aus folgendem Umstande entnehmen, welcher sich meinem Gedächtnisse unvertilglich einge-

prägt hat. Meine Freunde hatten damals gerade Vogt's Bilder aus dem Thierleben erhalten und sprachen wiederholt über den letzten Aufsatz „Thierseelen“ und die darin enthaltene Läugnung des freien Willens. Das wollte dem kopf- und willensstarken Reinstein gar nicht munden; Der hielt fest daran, daß er seinen freien Willen habe. Ich hörte sie etwa so raisonniren:

Reinstein: Unterstellt, es gebe keine Kraft ohne Materie; unterstellt, diese Materie bestehe nur aus zwei Factoren, ihrer ursprünglichen durch die Geburt begründeten Conformation, an der ich Nichts zu ändern vermag, und den Erzeugnissen äußerer Einwirkung, insbesondere der Ernährung; — so steht mir doch frei, meine Nahrungsmittel nach Belieben zu wählen und dadurch frei auf mich selbst einzuwirken.

Mayer (nach Vogt): Nein! Das steht Dir nicht frei. Auch die vermeintliche Freiheit der Wahl Deiner Nahrungsmittel ist durch die ursprüngliche Conformation deiner Materie und die vorausgegangene Ernährung Deiner Ahnen, bis hinauf zur Wiege des Menschengeschlechts im Voraus bestimmt.

Reinstein: Bis zum Apfelbiß Adams im Paradiese? So kommt also die radicale Physiologie zu demselben Resultate wie die orthodoxe Theologie, zur Gebundenheit des Menschengeschlechts durch die Erbsünde.

Ohne Zweifel. Reinstein hatte ganz Recht. Aber damit war noch Nichts gegen Vogt bewiesen. Vielmehr konnte Vogt durch seine Ansicht uns ja gerade die natürliche und vernünftige Grundlage der Lehre von der Erbsünde offenbart haben. Die ganze Frage nahm meine Aufmerksamkeit auf das Lebhafteste in Anspruch. Nicht zum ersten Male. Mir ist noch, als wandelte ich heute mit dem damaligen Staatsprocurator ....., welcher während meiner Referendariatszeit durch sein lichtendes Wesen einen bedeutenden Einfluß auf meine Entwicklung übte, mir ist, als wandelte ich noch heute mit diesem vortrefflichen Manne unter der Porta nigra durch, und dann unter einer Nußbaumallee weiter nach Pallien bei Trier. Damals, lange vor der

Revolution, bewegte mich auch dieſe Frage. Sie war mir damals in meinen ſocialiſtiſchen Studien aufgeſtoßen, welche mir ſo viel ſchuldloſes Unglück aufwieſen, und ich brachte ſie auf dem fraglichen Spaziergange zur Sprache. Unſer damaliges Reſultat war, daß wohl ſchlimme Vorderſätze in Geburt und Erziehung den freien Willen bis zu einem Minimum zuſammenzuquetſchen vermöchten; aber ganz aufzugeben vermochten wir ihn nicht, weil damit Recht und Unrecht, freie Sittlichkeit und Menſchenwürde völlig aufgehoben würden. — Seitdem war ich in dieſer Anſchauung geblieben. Da meldete ſich die Frage nun wieder. Sie ergriff mich auf das Heftigſte, weil ſie mir meine innere Harmonie auseinanderzureißen drohte. Ich betheiligte mich am Geſpräch, aber ich war matt auf den Tod, meinen Gedanken fehlte die Kraft, Schärfe und Schlußrichtigkeit. Ich ſank ohnmächtig zurück und hatte in Folge des genommenen Anlaufs eine verdoppelte Indigeſtion zu beſtehen. So weit war ich alſo gekommen mit dieſem unabhängigen freien Willen, mit dem ich meinen Körper jahrelang despotiſch beherrſcht und mißhandelt hatte, ſo weit war ich gekommen, daß der Magen der Seele nun ein höhniſches „Veto“ zurief. Von dieſen Qualen macht ſich kein Menſch einen Begriff. Alle Anſtrengung meiner Denkkraft ward mir nun noch ſtrenger unterſagt, und die Freunde vermieden jedes ernſtere Geſpräch in meiner Gegenwart. In trüben einſamen Stunden erſchien mir das Bild des vor Kurzem in der Blüthe ſeiner Jahre dahingeſtorbenen Schober, des braunen Schwaben mit den ernſtſchwarzen Augen, deſſen letzte Worte waren: „Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden!“ Auch die Bilder Raveaux's, Trützſchler's. Es war mir manchmal, als wenn ich den Todten näher ſtünde als den Lebendigen. Ein andermal rechnete ich mir alle meine Freuden zuſammen, die mir auf dieſer Welt noch blieben. Ich ward ganz kindiſch. Die gute Frau Mayer mußte mir die mir beſcheerten „Chriſttagsgutle“, von denen ich natürlich Nichts eſſen konnte, ſorgfältig einpacken, damit ich ſie nach meiner Wiedergeneſung genöſſe. Je erſchreckender die Fortſchritte meines körperlichen Zerfalles waren,

um so aufmerksamer ward ich auf mein Aeußeres. Ich kämmte und bürstete den ganzen Tag an mir, und bestellte mir bei meiner Mutter Hemden von besonderer Feinheit und besonderem Schnitte, und was dergleichen mehr ist, was mir sonst nicht in den Sinn gekommen war. Gegen Ende December, nach zweimonatlichem zunehmendem Siechthum war ich soweit gekommen, daß Professor Vogt mich für verloren hielt. Meine vollständige Ohnmacht, irgend Etwas zu verdauen, hielt er für die Folge einer eingetretenen Magenverengung. Er rechnete, daß ich noch einige Wochen zu leben habe. Davon wurde mir natürlich Nichts gesagt; vielmehr habe ich es erst später erfahren. Dagegen erfuhr es schon damals Frau S. und deren Hausarzt, Dr. Peliſſier in Genf. Der letztere hatte mich im Monate August, bei einem kurzen Aufenthalte in Genf, an einem vorübergehenden Unwohlsein behandelt. Dieser sagte nun zu Frau S., er glaube nicht an die Magenverengung. Er habe erst kürzlich einen ganz ähnlichen Fall einer an Verdauungsohnmacht hinsiechenden und bereits aufgegebenen Frau gehabt, bei welcher man ebenfalls eine Magenverengung unterstellt habe. Er habe dieselbe aber vollständig wieder hergestellt, und die Frau, welche während ihrer Krankheit fast gar Nichts mehr zu essen gewagt habe, esse jetzt wieder wie jeder Andere und gehe frisch und munter ihren Geschäften nach. „Schaffen Sie mir den Simon her, und wollen Sie mir dann mit ihrer Küche zur Seite stehen, dann reiß' ich ihn heraus.“ So Peliſſier, ein geborener Deutscher, aus Hanau, aber seit langer Zeit naturalisirt in der Schweiz und practischer Arzt in Genf. Mayer von Eßlingen war ohnehin im Begriff nach Neuschatel überzusiedeln, wo er bald darauf eine Goldwaarenfabrik anlegte. Zwar hatte dessen Frau sich wiederholt bereit erklärt, in Wawern zurückzubleiben, um mich zu pflegen. Aber Frau S. ruhte und rastete nicht mehr, bis ich nach Genf hinübergeschafft war.

Ich habe mich einen Augenblick gefragt, ob ich die ursachlichen Gründe meiner Uebersiedelung nach Genf nicht lieber verschweigen solle, mir aber alsbald darauf mit einem entschiedenen

„Nein" geantwortet. Jeder würde ſofort die Lücke bemerken, und ich will ja Anderen durch die von mir gemachten Erfahrungen ſo viel als möglich nützlich werden, ein Zweck, mit welchem eine Vertünchung des Wendepunktes in meiner Krankheitsgeſchichte unverträglich wäre. Ich habe ſchon einmal einem aus ähnlichen Gründen bereits aufgegebenen und ſelbſt verzweifelnden Manne mit meinen Erfahrungen den Weg zur Rettung gezeigt. Dies war ein ruſſiſcher Adliger, den ich ſpäter in Montreux traf, ein mir wildfremder Mann. Aber ich glaube, ſtünde mein bitterſter Feind in ähnlicher Lage vor mir, ich würde das Bedürfniß empfinden, ihm mit meinem Rathe zur Hand zu gehen. So ſtark iſt die Erinnerung meiner eigenen Leiden und die dadurch geweckte Sympathie für ähnliche Leiden Anderer. Iſt das nicht Etwas wie von Feindesliebe? Ich glaube doch nicht. Prüfe ich mein Innerſtes, ſo finde ich, daß meine Empfindung nicht ſowohl der feindlichen Kraft, als der allgemein menſchlichen Schwäche, in Abweſenheit jener Kraft, gilt; und wenn der Gedanke an das Wiederaufleben dieſer letzteren mein Mitgefühl doch nicht aufzuheben vermag, ſo iſt die ſtolze Empfindung der Ueberwindung derſelben durch die Kraft der Humanität unzweifelhaft mit im Spiele. Ich werde alſo Alles ſagen; ich kann Dies um ſo unbedenklicher, als der Ruf des Herrn Profeſſor Vogt als Mannes der Wiſſenſchaft wie als practiſchen Arztes durch ſeine Amtsthätigkeit an Univerſität und Klinik, ſowie durch die ausgezeichnetſten Kuren ſo feſt begründet iſt, daß derſelbe von einem einzelnen Falle, wie der meinige, gar nicht berührt werden kann. Mein Urtheil in der Sache iſt einfach dieſes: Einmal hatte Herr Profeſſor Vogt mich nicht genug unter den Augen, um mich zu beobachten. Ich wohnte auf dem Lande, eine halbe Stunde von Bern, und ging nur von Zeit zu Zeit zur Stadt, um mir ſeinen Rath einzuholen. Er ſelbſt aber iſt ein durch ſeinen doppelten Beruf als Profeſſor und Arzt vielbeſchäftigter Mann, dem, trotz vorgerückter Jahre, nur wenig Zeit zu eigener Erholung bleibt, der mithin nicht zu mir hinaus kommen konnte. Dann iſt es aber auch möglich, daß ihm

in seiner Praxis bisher noch nichts meinem Zustande Aehnliches vorgekommen war. Herr Apotheker Müller in Bern z. B., ein Mann, der schon Manches in seiner Stellung als Apotheker erfahren hat, konnte sich nicht genug verwundern über die Mittheilungen, welche ich ihm, bei Abholung meiner Medicin, bisweilen machte. Diese radicale Verdauungsohnmacht meines Magens, welchem Alles zu viel war, auch das Leichteste und Gesundeste, kam ihm ganz fabelhaft vor. — Dagegen war mein Fall gerade eine Specialität des Dr. Peliſſier, in welcher er reiche und unbezahlbare Detailerfahrungen gemacht hatte. Was sodann die Diät angeht, so verstanden wir davon in Wawern Alle Nichts, und es hätte krank sein können, wer gewollt hätte, Mayer selbst, seine Frau oder Eines der Kinder, es würden Jedem gegenüber dieselben Fehler begangen worden sein. Dagegen hatte Frau S. sich in dieser Beziehung bereits einen reichen Schatz von Erfahrungen erworben.

Ein Paar Tage vor meiner Abreise setzte sich Frau Mayer noch zu mir und sah mir sorglich meine Wäsche durch, Knöpfchen annähend und ausbessernd, wo es fehlte. Dann verwehrte sie mir das Packen und scheute es nicht, sich selbst mit diesem Geschäfte zu befassen. Kurz ich habe während der zwei Monate November und December bei Mayer's in Wawern bis in's Kleinste hinein so viel Freundschaft empfangen, daß ich nur mit dankbarer Wärme daran zurückdenken kann.

In den letzten Tagen des Jahres bestieg ich die Post von Bern nach Genf. Mir ist noch heute, als schwenkte ich durch die Nacht den Hut zum Abschiede, mit ohnmächtigem Arme, doch nicht ohne Hoffnung. In Lausanne ward ich von der von meiner Ankunft im Voraus benachrichtigten Familie Soldan in Empfang genommen. Die sorgliche Soldanella hatte für Alles gesorgt, für leichtes Brod, Süppchen, Weißfleisch, Fußwärmer, kurz ich fühlte mich unter wahren Freunden und so wohl, als es nur möglich war. Wiener übernahm die Miethung eines besonderen Wägleins, was mich nach Genf bringen sollte, und

ſo ſetzte ich, nachdem ich die Nacht bei Soldan's zugebracht hatte, des folgenden Tages meine Reiſe nach Genf fort.

Welch ein Wiederſehen, da ich am 31. December 1853 ſchwach, bleich, abgezehrt, eine grabesreife Leidensgeſtalt, in Genf eintraf und mitten in die freudige Neujahrsbeſcheerung der Frau S. und ihrer Kinder hineinſchwankte! Das übertraf jede Vorſtellung, ſo arg hatte man ſich's doch nicht gedacht. Ich aß ein kleines Abendbrod von ausgeſuchter Leichtigkeit, was Frau S. für meine Ankunft hatte zurichten laſſen, ſank dann ohnmächtig auf das Sopha zurück, von wo ich mich alsbald nach Hauſe ſchleppte, in mein altes Stübchen bei Frau Hermengat, ganz in der Nachbarſchaft. Am anderen Morgen in aller Frühe kam W. ſich ſorglich nach meinem Befinden erkundigen; es war ſchlecht, die Anſtrengung der Reiſe hatte meine Schwäche noch geſteigert. Da hielt Frau S. mit Peliſſier einen Rath, in welchem ſie ihm erklärte, daß ſie, trotz aller Bereitwilligkeit zu Allem, was nur irgend zu meiner Herſtellung dienlich ſei, denn doch die Verantwortlichkeit für ihre eigenen Schultern zu ſchwer finde, und damit umgehe, meiner Mutter von der Sachlage unumwundene Mittheilung zu machen, was ich bisher noch immer unterlaſſen hatte, weil ich nicht wollte, daß die bejahrte Frau in dieſer Jahreszeit die lange Reiſe mache. Peliſſier erſuchte ſie, noch einige Tage zu warten, bis er meinen Zuſtand näher unterſucht habe. Er kam zu mir hinüber und fragte mich über meine bisherige Behandlungsweiſe aus. Nachdem er Alles erfahren und mich unterſucht hatte, erklärte er ſofort mit Beſtimmtheit, mich herſtellen zu wollen, wenn ich mich ſeinen ſämmtlichen Anordnungen unbedingt unterwerfen wolle. Ich hatte in Bern zwiſchen Frühſtück und Mittag, ſowie zwiſchen Mittag und Abend noch eine Taſſe Bouillon mit einem Schnittchen Brod genommen, um dem reißenden Zerfall meiner Kräfte zu wehren. Dazwiſchen dreimal des Tages Medicin. Das waren täglich acht Aufforderungen zur Verdauung, welchen von meinem Magen ſo ſchlecht entſprochen wurde, daß er manchmal ſogar die Medicin zurückwies. Dies Regime mißbilligte Peliſſier. Er ordnete

drei Mahlzeiten an. Zum Frühstücke sollte ich einen Monat lang Eselsmilch nehmen, frisch von der Eselinn, die dem Kranken zu diesem Zwecke an's Haus geführt wird. Nach dem Genusse verweilt man mindestens 1½ Stunden ruhig im Bette, um der schleichenden Nahrungskraft dieser Milch ein allmähliges gründliches Eindringen in alle Gefäße zu gestatten. Dazu darf natürlich Nichts gegessen werden. Gleich hier begann der Kampf, ich hielt an dem Brödchen, was ich bisher des Morgens zum Eichelkaffee genossen hatte, wie ein Verzweifelter fest, so ausgehungert war mein Körper. Sodann erklärte Pelissier, mir die Seiffert'schen Pillen entziehen zu müssen. Mein jetziger Zustand vertrage keinerlei Reiz und Schwächung. Ich erklärte rundweg, mich diesen Anordnungen nicht unterwerfen zu wollen. So lechzte meine Natur nach dem schwächenden Reiz dieser Pillen, der mir zugleich jedesmal gegen die so sehr gefürchteten Obstructionen half. Vergebens erklärte Pelissier, für Dasjenige, was er mir Morgens und in der Zwischenzeit entziehe, mir ein nahrhafteres Mittag- und Abendbrod geben zu wollen; vergebens verpflichtete er sich, zu lange währende Obstructionen auf andere minder gefährliche Weise unfehlbar zu heben; umsonst. Nach dem ersten Besuche ging er unverrichteter Dinge fort, und es bedurfte der eindringlichsten, liebreichsten Vorstellungen der Frau S. über Pelissier's schätzenswerthe Erfahrungen in dieser speciellen Gattung von Krankheiten, um mich zur Unterwerfung zu bestimmen. Ich faßte allmählig Vertrauen, und Das war von hoher Bedeutung. Denn die Wechselwirkungen zwischen Seelenstimmung und Verdauungsleiden können nicht hoch genug angeschlagen werden. Ich nahm Morgens die Eselsmilch. Zu Mittag und Abend wurde die schwache Kost abgeschafft. Pelissier ging gleich mit einem zarten, nahrhaften Boeufsteak vor, welches mit Hammelscotelettes, später mit Tauben, Feldhühnern, Krametsvögeln oder anderem Schwarzfleisch wechselte, wobei jedoch sehr auf Beseitigung der kleinen Knöchlein zu achten war. Dazwischen gab es auch zuweilen Huhn oder Kalbfleisch (Weißfleisch); aber vorherrschend blieb das Schwarzfleisch. Daneben

erhielt ich zarte Gemüse, Schwarzwurzeln, Blumenkohl, Artischocken, Chardons, und vorher eine consistente Fleischbrühe mit Gries, Reis oder Gerste. Alles Fleisch wurde ohne alle Zuthat auf dem Roste gebraten, alles Gemüse einfach mit Bouillon angerichtet. Pelissier ermunterte mich, meinen Appetit furchtlos zu stillen, Maß zu halten, aber nicht zu hungern. Mache mir die Verdauung auch Beschwerde, so schade Das Nichts. Vor Allem brauche er wieder Blut, — eine Basis, auf der er hernach fortarbeiten könne. Er gab mir den Muth zum Essen wieder, — ein wesentlicher Umstand! Eben so wesentlich war, daß er mir die übergroße Furcht vor den Obstructionen benahm. Dieser Zustand, sagte er, sei ihm lieber als das entgegengesetzte Extrem. Dabei sei er doch sicher, daß der Körper sich Nahrung aneigne, wenn auch noch so langsam. Dauere der Zustand zu lange, so werde er helfen und zwar ohne Schwächung des Körpers, durch rein mechanische Mittel, denen er im Nothfalle minder reizende Pillen hinzufügen werde. Und er hat Wort gehalten. Obstructionen von drei bis vier Tagen genirten ihn nicht. Dauerten sie aber länger, dann schritt er einfach mit Lavements kalten Wassers ein; bisweilen nahm ich gleichzeitig einige Pillen, deren Hauptinhalt, wie ich glaube, aus Brechnuß bestand. So gelang es ihm wiederholt, die Obstructionen, ohne daß sie in das andere Extrem übergingen, zu heben, und nach und nach meine Verdauungsfunctionen vollständig zu regeln. Als er sich überzeugt hatte, daß ich sowohl die Eselsmilch als auch die Boeufsteaks, wenn auch noch so langsam, verdaue, da sagte er zu Frau S., sie brauche nicht an meine Mutter zu schreiben; er stehe ihr für meine Wiederherstellung. Außer den Paar Pillen, die er mir von Zeit zu Zeit gab, aber immer wieder bald entzog, um meinen Körper an selbstständige Verdauung zu gewöhnen, habe ich gar keine Medizin genommen. Das Wesen meiner Kur bildete eine geregelte Diät. Er hielt streng auf Regelmäßigkeit der Eßstunden, auch auf möglichsten Wechsel innerhalb des Kreises der von ihm für zulässig erachteten Speisen, weil dies die Imagination sowie den Körper angenehm anrege. Auch alles Uebrige

war ſtreng geregelt. Nichts war unſicher. Ruhe in halb ſitzender halb liegender Stellung nach Tiſch, jedoch ohne Schlaf, nach etwa zweiſtündiger Ruhe Fahren oder mäßiges Gehen. Verbot alles Eſſens in den Zwiſchenzeiten zwiſchen den ordentlichen Mahlzeiten. So lange ich die Eſelsmilch nahm, blieb mir der Wein entzogen. Waſſertrinken über Tiſch wurde nur in ſehr beſchränktem Maaße geſtattet, in die Verdauung hinein aber gänzlich unterſagt. Dagegen durfte ich nüchtern ein Glas Waſſer trinken, was ich aber, trotz oft brennenden Durſtes, lieber unterließ, da ich in Folge der langſamen Verdauung geraume Zeit lang kaum mehr nüchtern wurde. Für die geringe Quantität Waſſer, die ich nahm, wurde das ſchlechte Genfer Waſſer durch künſtliches Eau de Soude erſetzt. Die kalten Waſchungen des Körpers wurden zu Beginn meiner Kur eingeſtellt. Wo keine Kraft mehr vorhanden war, konnte auch keine heilſame Reaction erwartet werden. Dagegen brachte man mir Wärme nahe, des Tages durch einen Fußwärmer, des Nachts durch einen Bettkrug. Dieſe nothwendige Verhätſchelung wurde mir aber ſofort entzogen, als ſich wieder einige Kraft eingeſtellt hatte. Da wurde leiſe auf die Reaction hingearbeitet, erſt durch behutſame kalte Waſchungen mit Ausnahme des Unterleibes, welche jedoch alsbald auf den ganzen Körper ausgedehnt wurden. Im Sommer endlich nahm ich die eiskalten Bäder der Arve, welche mit nur 7 bis 8 Grad von den Gletſchern des Chamouny-Thales kommt. Aber die Reaction ſtellte ſich im Sommer leicht her, und ich fühlte mein ganzes Nervenſyſtem dadurch mächtig belebt. Dieſe Bäder haben mir treffliche Dienſte geleiſtet. Ich habe ſpäter in Nizza auch die Meerbäder gebraucht, ohne ſagen zu können, daß mir deren Nutzen ſo fühlbar geworden, als der der Arvebäder. Damit will ich mich nicht gegen die Meerbäder ausgeſprochen haben. Allerlei Umſtände, Alter, Temperament, Conſtitution, die beſondere Krankheitsſpecies, deren beſonderes Stadium, kommen dabei in Betracht. Aber eben ſo falſch als es wäre, ſich im Allgemeinen gegen dieſelben auszuſprechen, eben ſo gewiß iſt es, daß man dieſelben nicht als ein Univerſalmittel gegen alle Krank-

heiten betrachten darf, — ein Irrthum, der nur zu sehr Mode wird.

Nach Ablauf des ersten Monates wurde mir an Stelle der Eselsmilch wieder der Kaffee gestattet. Pelissier schrieb ausdrücklich guten Kaffee vor, ein Loth auf eine große Tasse, jedoch halb Kaffee, halb Milch. Er wolle kein Geschlapper. Dazu bekam ich Zwieback. Die Eselsmilch ist bekanntlich schwerer als die Kuh- und Ziegenmilch. Ihre ernährende Wirkung war gewiß vortrefflich, aber ihre Verdauung war von einer schleppenden Mattigkeit begleitet, welche bis gegen Mittag mein ganzes Nervensystem wie im Traume ließ. Der Kaffee dagegen gab demselben gleich am Morgen einen erweckenden Sporn. Es war mir ein wahres Fest, wenn ich des Morgens wie ein Hoheprieſter vor meiner Kaffeemaschine saß, aus welcher der aromatische Duft des edlen Gebräus in duftigen Wolken emporstieg. Nach Einstellung der Eselsmilch wurde des Mittags über Tisch ein kleines Glas Bordeaux verordnet. Alsbald wurde auch roher Schinken, geräucherte Zunge, und eine in der Asche gebratene Kartoffel gestattet. Meine Freude über diesen allmähligen Zuwachs war jedesmal so kindisch, daß Frau S. und die Kinder gewiß heute noch die Erinnerung davon bewahrt haben. Ich ging nämlich zu Mittag und Abend hinüber in die Familie. Wer es nicht selbst erfahren hat, der glaubt es kaum, wie genußfähig die Entbehrung macht. Ich habe daraus die Erfahrung gezogen, daß man sich durch weise Sparsamkeit alle seine Genüsse wesentlich erhöhen kann. Nach mehreren Monaten erlaubte mir Pelissier auch wieder zu rauchen, zunächst aus einer sauberen langen Pfeife nach dem Frühstück. Ich war jedoch so eingeschüchtert, daß ich es, trotz sehnlichen Verlangens, nicht wagte. Einige Tage später frug er mich, wie mir das Rauchen bekommen? Als ich ihm erwiederte, daß ich es noch nicht gewagt habe, wieder zur Pfeife zu greifen, befahl er mir ausdrücklich an, wieder zu rauchen. Hätte ich nie geraucht, so würde er mir es nicht anbefehlen. Da aber mein Magen früher an diesen Reiz gewohnt gewesen, so werde dessen Wiederanwendung mir Erleich-

terung verschaffen. Der Erfolg hat seine Ansicht bestätigt. Ich rauche jetzt wieder, nur mäßig und nur nach den Mahlzeiten, niemals nüchtern, und befinde mich wohl dabei. Ebenso ermunterte er mich zur allmähligen Wiederaufnahme des Violinspiels und aller übrigen gewohnten Beschäftigungen.

Frau S. überwachte die Ausführung der ärztlichen Vorschriften mit unermüdlicher Sorgfalt. Sie untersuchte alles Fleisch und alles Gemüse, ehe es in die Küche kam, in Absicht seiner Beschaffenheit, besonders der Zartheit; sie ging täglich selbst in die Küche und überzeugte sich, daß Alles vorschriftsmäßig bereitet, alles Fett, alles Gewürz, alles Süße und Saure davon ferne gehalten wurde; über Tisch endlich überwachte sie die Ausübung der mir gestatteten Freiheit, meinen Hunger zu stillen. Ich glaube, Dies war ein geheimer Artikel zwischen ihr und Pelissier. Denn bei einem so ausgehungerten Körper war Gefahr vorhanden, daß ich von dieser Freiheit schädlichen Mißbrauch mache. Nach Tische rang ich todtmüde und fröstelnd mit dem Schlafe. Dann setzte sie sich mit ihrer Arbeit zu mir und erleichterte mir das Wachbleiben durch zerstreuende Gespräche. Oder es setzte sich eines oder das andere der Kinder an's Clavier und spielte mir dies oder jenes meiner Lieblingsstücke, die C moll Sonate von Beethoven, die Mozart'sche Sonate aus gleicher Tonart, die Beethoven'schen Walzer oder den Ragotzy-Marsch. Die Tochter, welche die Woche hatte, mußte stets für gut ausgebackenes, trockenes Brod für mich sorgen, und es ist mir noch heute unvergeßlich, wie die lieben Kinder mir den Fußsack nachschleppten, besonders Fräulein B., die sonst eben kein hervorragendes Talent zur Dienstbarkeit hat. Frau S. hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit spazieren zu fahren. Um meinetwillen wurden die Fahrten nun regelmäßiger. Da saß die gute Frau neben mir und hörte geduldig meine Gespräche an, die von Morgens bis Abends fast nur von Demjenigen handelten, was ich gegessen hatte, oder bald wieder essen werde. Darauf kam mein ausgehungerter Körper immer wieder zurück. O! welche Erinnerung, wie ich bei dem Anblicke

einer ſchönen Ochſenheerde ſogleich die Anzahl der Boeuffteaks berechnete, welche ſich aus dem Rücken der prächtigen Thiere herausſchneiden ließen, und wie ſelbſt der Anblick der Amſel und Droſſel bei mir nur die Sehnſucht des Gaumens und Magens erweckte! Meine Denkkraft war völlig gelähmt und auch mein Gemüthsleben entbehrte oft jener Milde und Zartheit, welche nur aus Kraft und Selbſtſicherheit zu entſprießen vermögen. Je ſchwächer und rettungsbedürftiger der Menſch iſt, deſto mehr bedarf er der eigenen Zuſammenziehung und Härte, um ſich zu erhalten. Das Zeichen wahrer Kraft iſt nicht Härte, ſondern geſammelte Milde. Welche Ironie, daß ich gerade in dieſem Zuſtande öfter das Bedürfniß empfand, die Unabhängigkeit der Seele von dem Körper zu verfechten, jedesmal aber wieder ohnmächtig in meine Schwäche zurückſank! So rächte ſich nun ein vernachläſſigter Körper gegen den Uebermuth der Seele und zwang mich allmählig zu dem Zugeſtändniſſe: Keine Kraft ohne Materie! Der Winter 18½ war für Unterleibsleidende nicht günſtig. Der Himmel war meiſt umwölkt, die Atmoſphäre naßkalt. Die knorrigen Stämme der Weiden und Erlen mit ihren ungeſtalten Ausſchlägen kamen mir oft vor wie eben ſo viele Erlenkönige, die ihre Arme nach mir ausſtreckten. Nach jedem Stück blauen Himmels, nach jeder reineren Luftregung ſchmachtete ich dagegen um ſo durſtiger auf, und ſog aus der leiſeſten Anwandlung größeren Wohlgefühls neue Lebenshoffnung.

Von den Menſchen wiederfuhr mir während dieſer ganzen Zeit nur Wohlthuendes, nicht nur von Frau S. und ihren Kindern, ſondern auch von den Genfer Freunden und Bekannten, ja auch aus der Ferne her. Aus den übrigen Städten der Schweiz, aus Frankreich und England ſuchten meine Freunde, wie auf eine gegebene Parole, wohlthuend und ermuthigend auf mich einzuwirken, Loewe ſchrieb mir von London, Hartmann von Paris, Rauwerk von Zürich, und Heinrich Simon fragte von ebendaſelbſt an, ob ich Geld brauche. Er ſei zwar nicht reich, habe aber immerhin für mich 1000 Franken zu ent-

behren, die er mir anbiete, da es jetzt vor Allem darauf ankomme, daß mir nicht das mindeste zu meiner Herstellung Erforderliche abgehe. Er wußte nämlich nicht, wie gut ich in Genf aufgehoben war. Tafel und Rödinger in Stuttgart widmeten mir ihre lebendige Theilnahme; wie denn überhaupt das in Stuttgart zersprengte Häuflein, die Daheim wie die im Exil, über Land und Meer in Freud und Leid stets treulich zusammengehalten haben. Noch eines anderen Erlebnisses glaube ich Erwähnung thun zu sollen, was ich beinahe vergessen hätte. Noch in Bern erhielt ich aus Heidelberg von einem deutschen Künstler, dessen Name in Deutschland mit Achtung genannt wird, einen Brief des Inhalts: „Er habe in Erfahrung gebracht, daß es mir sehr schlecht und verhinderlich gehe. Das sei nicht in der Ordnung. Er bitte mich daher, einliegende Banknote von 20 Pfund Sterling zu meiner Erleichterung zu verwenden. Er liebe nicht, sich mit fremden Federn zu schmücken, sage mir daher, daß er sich die 20 Pfund, in Ermangelung eigener Ersparnisse, von einem deutschen Grafen ausgebeten habe, der sie ihm mit der größten Freude gegeben habe und von dem ich sie durch seine Hand unbedenklich annehmen könne.“ Ich stutzte etwas. Noch im Frühling 1852 hatte ich einem auf einer Schweizerreise begriffenen Herrn aus Frankfurt, in dessen Familie ich während der Parlamentszeit freundlich aufgenommen worden war, den zarten Euphemismus, ihm zu gestatten, sich des Ueberschusses seiner Reisekasse in meine Börse zu entledigen, mit den Worten verdankt, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich mich nicht mehr selbst zu ernähren vermöge, auch kein Recht mehr auf Existenz zu haben glaube. Und doch war dies ein vortrefflicher Mann, dessen Anerbieten nicht nur aus allgemeiner Humanität, sondern selbst aus politischer und persönlicher Sympathie hervorgegangen war. Nicht wahr, Das war eine verwegene Antwort! Aber damals war ich gesund, und jetzt war ich krank, todtkrank, nicht wissend, was der kommende Tag bringen werde. Ich nahm die 20 Pfund, so zu sagen, als eine Schuld gegen die Menschheit an. Das war natürlich die Ausgeburt eines kranken

Gehirns. Die Menschheit pumpt Einem kein Geld. Aber die Menschheit mag machen, was sie will; hat mich doch meine Krankheit gelehrt, daß es wenigstens noch Menschen gibt. Trotz der eben so einfachen als verständigen ärztlichen Behandlung, trotz der ausgezeichneten Pflege, welche mir zu Theil ward, trotz der untadelhaften Gewissenhaftigkeit, womit ich allen Verordnungen nachkam, — ja ich habe zwei volle Jahre lang weder einen Bissen Nahrung, noch einen Tropfen Getränke außerhalb der angeordneten Diät genommen — trotz Alledem machte meine Genesung nur sehr langsame Fortschritte. Die Verheerung war zu tief und umfassend gewesen. Als ich nach Genf kam, glaubte alle Welt, ich leide an der galoppirenden Schwindsucht. Meinen Aeltern wurden Briefe aus Genf gezeigt, in denen geschrieben stand, daß, wer mich noch vor Kurzem frisch und gesund gesehen habe, sich bei dem Anblicke dieses reißenden Zerfalles meines Körpers des Verdachtes kaum erwehren könne, ich sei vergiftet worden. Du lieber Gott! wer auf aller Welt könnte ein Interesse gehabt haben, diese kleine Existenz zu vergiften? Ja! ich war vergiftet worden, aber nicht durch Menschen- sondern durch Schicksalshand. Manchmal erfaßt's mich, daß ich meinem Schicksale darob zürnen möchte. Aber ich darf's nicht; denn dasselbe reichte mir auch das Gegengift. — Nach Verlauf von etwa einem Monate war nicht mehr zu verkennen, daß ich allmählig genese, wenn auch mit äußerster Langsamkeit. Selbst der im Anfang ungläubige Reichsregent freute sich herzlich, nun gläubig werden zu können, und schrieb die gute Botschaft nach Bern, wo sie fast wie ein Wunder aufgenommen wurde. Auch Mayer, der gegen das Frühjahr bereits als vollständiger Industrieller mit schönen Proben von Uhrketten, Busennadeln und Brochen nach Genf kam, überzeugte sich von meiner fortschreitenden Genesung. Er fand aber die begonnenen Wiederbildungen meines Körpers noch so zart und treibhausähnlich, daß er mich, als ich ihm schon wieder von künftigen Arbeiten sprach, ernstlich ermahnte, daran noch nicht zu denken, sondern noch ruhig meiner Gesundheit zu pflegen. Ich befolgte diesen mir auch

von anderer Seite ertheilten Rath und beschränkte mich noch geraume Zeit auf leichte und erheiternde Lectüre. Ich las Auerbach's Dorfgeschichten, deren Naturschilderungen mir sehr wohl thaten. Ach, wie sehnte ich mich aus der Krankenstube in den grünen Sammt der Wiesen, in die thaufunkelnden Kleefelder hinein, die er so schön zu beschreiben gewußt hat. Daran reihte ich die Georg Sand'schen Dorfromane: François le Champi, la petite Fadette, la Mare au Diable, diese drei reizenden Schöpfungen voll Naivität und Feinheit der Charakterzeichnung; auch den Compagnon du tour de France mit seinen verhimmelten Arbeiterfiguren. — Sodann suchte ich mich auch meinen Wohlthätern allmählig so nützlich zu machen, als möglich und meinem Zustande zuträglich war. Des Abends las ich denselben Gedichte vor, oder auch aus Carlyle's Geschichte der französischen Revolution. Meiner jungen Freundinn B. begann ich wöchentlich ein Paar Stunden deutschen Unterrichts zu geben, im Vorlesen sowie im deutschen Aufsatz. Trotz meiner noch großen Mattigkeit fand ich an ihr eine aufmerksame Schülerinn, was mir Freude machte. — Frau S. hatte auch Leseabende mit ausgetheilten Rollen veranstaltet, in Verbindung mit der Familie H., einer deutschen, aber längst in der Schweiz naturalisirten Familie, in welcher mancher verschlagene Landsmann ebenfalls freundliche Aufnahme gefunden hat. Man las Dramen von Schiller, Göthe, Lessing und Shakspeare. Ich betheiligte mich allmählig; aber es ist mir, als habe ich nicht harmonisch eingegriffen, weil ich, um meine Schwäche zu verbergen, zu starke Kraftanstrengungen machte. Auch nahm ich mit Fräulein Bertholet wieder eine oder die andere der Sonaten vor, deren Ausführung uns früher so großen Genuß bereitet hatte. Aber ich konnte nicht lange spielen, ohne die Anstrengung unangenehm zu verspüren, was natürlich auch den Genuß trübte.

In jene Zeit fiel auch der verunglückte Aufstandsversuch Mazzini's. Man konnte mir die Sache nicht verheimlichen, weil ich doch hie und da einen Blick in die im Hause gehaltenen Zeitungen warf. Aber man sprach in meiner Gegenwart mög-

lichst wenig davon. Dennoch hörte ich, daß mehrere Italiener, welche in der letzten Bewegung hervorragende Rollen gespielt hatten, z. B. der Marquis Anselmo Guerrieri, im Jahre 1848 Mitglied der provisorischen Regierung in Mailand, ebenso Ungarn und Deutsche den Aufstandsversuch auf die erste Nachricht hin entschieden mißbilligten. Ueberhaupt irrt man sich, wenn man glaubt, die Uebereinstimmung der Intelligenz in der Emigration mit den Mazzini'schen Ansichten sei so groß. Dieser demokratische Marquis Guerrieri z. B. hat sowohl über den »Dio« als über den »Popolo« ganz andere Ansichten als Mazzini. Anselmo Guerrieri hat in eine treffliche philosophische Bildung auch die letzten Resultate Feuerbach's aufgenommen, und ist ein durch und durch freier Mensch, vom Wirbel bis zur Zehe, im Himmel und auf Erden. Aehnliche Männer habe ich sowohl in Genf als auch später in Italien noch mehrere gefunden. Von ihnen hörte ich Mazzini häufig als einen Mystiker und Akademiker bezeichnen, der übrigens seiner Idee mit aufrichtiger Hingebung diene. — Der letzte Mailänder Aufstandsversuch war ein erstes Anstreben zur Brechung des alten Glaubensartikels von der unumgänglichen Initiative Frankreichs. Dieser Glaubensartikel schien nach den letzten Ereignissen eine Schmach für die übrigen Nationen Europa's. Schmach oder Nichtschmach! man wird diese Initiative doch so leicht und so bald nicht zu verlegen vermögen, und zwar nicht bloß um der französischen Volkseigenthümlichkeit willen, sondern auch aus geographischen und strategischen Gründen. Auch ist ja kein Zweifel, daß der Hahn, der heute zerrupft an der Erde liegt, gelegentlich doch wieder von allen Kirchthürmen krähen wird, von wo er dann bei einer anderen Gelegenheit bestürzt wieder hinabfallen wird, u. s. w. — Mazzini hat in seinem späteren Streite mit Fazy einen eigenthümlichen Vertheidigungsgrund für seine verschiedenen unzeitigen Bestrebungen geltend gemacht, der ihn, statt im Lichte eines gläubigen Mystikers, fast als einen Mann von nüchternster Ueberlegenheit erscheinen läßt.

„Hat die Niederlage von Saragoſſa — ſo heißt es in der Mazzini'ſchen Antwort an Fazy — nicht vielleicht den Erfolg von Madrid vorbereitet und erzeugt? Hat der Brand von Mayenburg nicht ſeine letzten Lichter auf den Sieg von Sempach geworfen? War das Gemetzel von Weſen nicht der Vorläufer des Sieges von Näfels? Wir haben in den letzten zwanzig Jahren in Europa zehn Revolutionen durch fünfzig Aufſtände vorbereiten ſehen. Wißt Ihr Voraus, welches der Aufſtand und welches die Revolution iſt? Wißt Ihr, indem Ihr irgend einen Verſuch unterdrückt, ob Ihr nicht die Freiheit Italiens in ihrer Wiege erſtickt?“ — Man faſſe wohl in's Auge, daß dieſe Vorwürfe ſich nicht bloß auf Vergangenes, ſondern insbeſondere auf die Maßregeln beziehen, welche der ſchweizeriſche Bundesrath im Jahre 1854 für die Zukunft angeordnet hatte. Kein Zweifel, daß ſich aus der Aſche eines mißglückten Aufſtandes ſpäter oft der Phönix der Freiheit ſiegreich erhoben hat! Die Schweizergeſchichte bietet noch einen viel ſchlagenderen Beleg neueſten Datums zu dieſem Satze. Aus den mißglückten Freiſchaarenzügen des Jahres 1847 iſt ohne Zweifel der ſpätere Sieg der Radicalen über den Sonderbund hervorgegangen. Aber dieſe Betrachtung, daß das Glück oft aus dem Unglücke entſtehe, ſoll doch nur als Troſt nach unerwarteter Niederlage, niemals aber als Beſtimmungsgrund zur Herbeiführung einer vorausgeſehenen Niederlage dienen. Das wäre denn doch etwas ſtark, ſich das Recht beizulegen, die armen Teufel ſeiner Partei in vorausgeſehene und unausbleibliche Niederlagen zu hetzen, bloß um die Bewegung zu erhalten und ſpätere Siege vorzubereiten. Der vernünftige Weg, zu ſeinem Ziele zu gelangen, bleibt denn doch immerhin der, ſeine Mittel mit weiſer Gewiſſenhaftigkeit ſo zu wählen, daß man die gewünſchten Erfolge mit einem Male und mit möglichſt wenig Opfern erreiche.

Aber, trotz der Sonderbarkeit dieſer gegen Fazy gebrauchten Waffe, glaube ich nicht einmal daran, daß Mazzini oder irgend Einer der bekannten Revolutionäre ſich zu dieſer nüchternen Höhe erhoben habe, welche man z. B. der preußiſchen Regierung

in dem Feldzuge gegen Schleswig-Holstein unterstellen wollte, — d. h. Menschen in einem als erfolglos vorausgesehenen Kampfe ruhig hinzuopfern.

Im Monat Mai, also im fünften Monate meiner Behandlung in Genf, war meine Genesung so weit fortgeschritten, daß mich bei reiner Atmosphäre schon wieder einzelne Regungen wirklicher Freude durchzuckten. Ich ging damals viel in Feld und Wiese spazieren, lauschte den Vögeln und suchte Blumen. Besonders die in der Umgebung Genfs früh kommenden aber auch bald wieder scheidenden Veilchen machten mir große Freude. Auf sie machte ich damals folgende zwei kleine Gedichte:

I.

Ich fühle jüngst mit reichem Hauche
Mich wunderduftig angeweht
Von einem wilden Dornenstrauche,
Der nackt an einem Feldweg steht.
Ich steh' betroffen, rings mein Auge
Nach Blüth' und Blatt vergebens späht,
Bis forschend ich in's Dickicht tauche,
Wie solch ein Zauber hold entsteht: —
Sieh da! sich traulich still vergnügend
Im Schatten eine Veilchenschaar,
In frischem Grün die Häupter wiegend,
Anmuthig, würzig, wunderbar, —
Der Sonne Strahlen nicht erliegend
In Beifallsliebe, eitler, bleicher,
Sich prächtig dunkel selbst genügend
Und inn'gen Duftes um so reicher. —
Voll freud'ger Schauer, süßer Ahnung
Stand ich noch lang und staunte hin,
Und wie stilltiefe Schönheitsmahnung
Zog mächtig mir's durch Herz und Sinn.

II.

O! bleibt ihr lieben Veilchen,
O! bleibet noch ein Weilchen!
Warum denn ach! so eilig?
Der Schwestern folgen freilich
Euch Viele nach, im Putz geschickt,
Mit Purpur, Sammt und Gold geschmückt.

Doch bin, trotz Purpur, Sammt und Gold,
Von allen keiner ich so hold
Wie euch, ihr lieben, lieben Veilchen,
O! bleibt, o! bleibet noch ein Weilchen.

Dem ersten sieht man noch etwas stark die Absicht an; aber ich war noch recht schwach, und hatte nur noch wenig freie Momente, in denen das Verdauungsgefühl mich nicht aus der schönen Welt in das Dunkel meines eigenen Körpers hinabzog. In einem solchen freien Momente ist das zweite entstanden, was schon etwas naiver ist. Beide schenkte ich Frau S. mit einem dritten, was jetzt dem ersten Bande dieses Buches als Zueignung voransteht, zu ihrem Namenstage.

Gerade damals hatte die gute Frau S. auch eine schwere Krankheit zu bestehen, deren Folgen sie lange an's Bett fesselten. Pelissier verordnete Uebersiedelung auf einige Wochen in das bessere Klima von Montreux. Ich ging mit, um der trefflichen Frau durch Uebernahme der Correspondenz mit dem Arzte und mit dem zurückgebliebenen Theile der Familie, sowie durch alle anderen Dienstleistungen, deren ich fähig war, die Aufmerksamkeit, welche sie mir während meiner Krankheit geschenkt hatte, so viel als möglich zurückzuerstatten. Ich hatte mir während meines Junggesellenlebens, insbesondere während meiner Krankheit, einen gewissen Grad von Geschicklichkeit in Bereitung des Kaffee's, des Thee's und der Chocolade erworben, insbesondere der letzteren, welche, um zum höchsten Grade ihrer Vollkommenheit zu gelangen, einer sehr aufmerksamen Behandlung bedarf. Da nun der Patientinn Kaffee und Thee gleichmäßig verboten waren, so kochte ich ihr mehrere Wochen lang Morgens die Chocolade, wie ihr in Montreux sonst Niemand dieselbe gekocht haben würde, nach verbesserter Brillat-Savarin'scher Theorie; ertheilte auch für künftige Fälle der Tochter E. praktischen Unterricht in dieser edlen Kunst. Da saßen wir zwei des Morgens vor zwei duftenden Maschinen, rührten eifrig und mußten selbst über den Ernst lachen, womit wir das Geschäft betrieben. Auch war der ungestüme Nothruf meines ausgehungerten Körpers bereits so weit

gedämpft, daß ich mich auch den ideellen Genüſſen wieder mehr und mehr zuzuwenden vermochte. Von meinen Spaziergängen zurückgekehrt erzählte ich meiner kranken Freundinn von dem Wiederaufleben der Natur, von roſigen Apfelblüthen, dem ſprießenden Nußbaum- und Rebenlaub, dem Quellengemurmel, dem Wieſenſchmelze und dem Geſange der Vögel. Auch brachte ich ihr von Zeit zu Zeit den Frühling ſelbſt in Geſtalt eines friſchen Feldſtraußes an's Bett. Dabei machte ich die Beobachtung, daß das Nußbaum- und Rebenlaub weſentlich zur Schönheit Montreux's gehören, beſonders das letztere. Ein unbelaubter Weinberg iſt kein ſchöner Anblick. Er gleicht dem borſtigen Rücken eines Stachelſchweines. Erſt das Laub gibt ihm Fülle und Schönheit. Als die Patientinn wieder aufſtehen durfte, fuhren wir täglich nach Vevay zur Eismeſſe, wie wir es nannten. Die Entzündung der Kranken war nämlich mit Eis behandelt worden und es ward ihr empfohlen, dieſen Genuß fortzuſetzen. Ich hatte bisher kein Eis genommen, begann aber jetzt auch damit und befand mich wohl dabei. Die Kälte, welche dadurch in den Mittelpunkt der Verdauung geführt wird, erzeugt auf dem Wege der Reaction Wärme und wirkt belebend auf das ganze Verdauungsſyſtem. Die beſte, tiefſte Wärme, auch im Herzen, gebiert ſich aus der Friſche. — Wem das Eis Uebelbefinden verurſacht, der nimmt es wahrſcheinlich nicht zur rechten Zeit. Man muß daſſelbe entweder unmittelbar nach der Mahlzeit nehmen, ſo daß die Reaction als Sporn auf die beginnende Verdauung wirkt; oder 2—3 Stunden nach der Mahlzeit, nachdem die Hauptverdauung vorüber iſt, ſo daß die Reaction ſich allgemein-ſtärkend geltend macht; nie aber in die thätige Verdauung hinein, welche dadurch leicht geſtört wird. Wer am Magen leidet, nimmt rechter Rahm-Eis, um denſelben vor der, allen Früchten mehr oder minder beiwohnenden Säure zu bewahren; liegt dagegen eine Reizung der tieferen Eingeweide vor, ſo nimmt man beſſer Früchte-Eis, weil der Rahm in den tieferen Eingeweiden bereits im Zuſtande eines reizenden Käſes anlangt. Dies gilt von allem Milchgenuſſe. Jean Jacques ſagt ja ſchon in ſeinem Emil bei Gelegenheit

der Ernährung der Säuglinge : »Qui prend du lait, digère du fromage.« — In Montreux, an der Tafel des Gasthofes à la Couronne, war es, wo ich einen Russen kennen lernte, welcher mit seiner jungen Gemahlinn ebenfalls um seiner Herstellung willen daselbst verweilte, und an derselben Verdauungsohnmacht hinsiechte, welcher ich vor sechs Monaten unterliegen zu sollen schien. Der Herr hieß Eugen Samson v. Himmelstiern. Sein Aeußeres trug dieselben Spuren wie das meine vor sechs Monaten, und im Gespräche mit ihm überzeugte ich mich, daß alle Symptome seiner Krankheit ganz dieselben seien wie die der meinigen. Er hatte die Taschen voll Gutachten berühmter Aerzte. Aber keiner hatte ihm bisher geholfen. Auch er hatte kein Blut mehr, litt mitten im Sommer an Kälte, obgleich er sich mit doppelter Wolle bekleidete, und seine Obstructionen waren von erschreckender Dauer. Er war höchlich verwundert, mich so mit Sachkenntniß über seinen Zustand sprechen zu hören. Ich wußte Alles, was er mir sagen wollte, im Voraus, ehe er mir's gesagt hatte. Nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, wie und durch wen ich ganz ähnlichen Leiden entrissen und bis zu meinem jetzigen, ziemlich leidlichen Zustande gebracht worden sei, faßte er natürlich gleich den Plan, mit Pelissier in Berührung zu treten. Ich leitete die Unterhandlung ein, Herr v. Samson begab sich nach Genf, und nach einmonatlicher Behandlung durch Pelissier waren schon einige der peinlichsten Mißstände gehoben und der Kranke sichtlich auf dem Wege zur Besserung. Diese letztere machte zwar langsame aber stetige Fortschritte, und vor Kurzem ist der Patient, vollständig wiederhergestellt, nach seiner Heimath abgereist. —

Als Frau S., wohl etwas erholt, aber doch noch sehr schwach nach Genf zurückgekehrt war, verordnete der Arzt den Gebrauch der Meerbäder. Sie ging nach Dieppe an der Küste der Normandie, während ich, auf Anrathen Pelissier's, eine Fußreise in die innere Schweiz antrat, in mäßigen stetigen Tagreisen. Bevor ich jedoch darüber Bericht abstatte, will ich nicht versäumen, wiederholt zu bestätigen, daß kein Uebel so groß ist, daß

ihm nicht einiger Vortheil abzugewinnen wäre. Manche Erfahrungen und Erkenntniſſe, die ich durch meine Krankheit gewonnen habe, haben ſich dem Leſer wohl ſchon bemerklich gemacht. Dazu kommt noch, daß ich jetzt auch gründlich weiß, wie der Hunger thut, ſo gründlich wie der Letzte und Aermſte der Armen. Das Hauptergebniß meiner Krankheit aber beſteht darin, daß ſich durch ſie meine ganze Weltanſchauung, wenn nicht gerade verändert, dann doch nach einer bereits in's Auge gefaßten Richtung hin beſtimmter feſtgeſtellt hat, ſo feſt, als ſich bei einem ſich ſtets entwickelnden Menſchen überhaupt Etwas feſtſtellen kann. Darüber will ich, vor Antritt meiner Reiſe, in einem beſonderen Kapitel erſt Rechenſchaft geben.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gott. Unſterblichkeit. Freier Wille. Materialismus und Spiritualismus.

Ich war nie, was man ſo nennt, ein perſönlicher Feind Gottes. Ich habe die große Frage nach dem Urſprung alles Seins in allen Phaſen meiner Entwickelung ſtets mit Ehrerbietung, ja mit einer gewiſſen heiligen Scheu behandelt. Zwar ward ich mit dem hergebrachten Schulbeweiſe der Exiſtenz Gottes bald fertig. Dieſer wird bekanntlich ſo geführt: „Es gibt Nichts ohne Urſache. Nun iſt aber die Welt da. Mithin muß es auch einen Schöpfer als deren Urſache geben.“ — Wer iſt denn aber die Urſache dieſes Schöpfers? Wer hat ihn geſchaffen? Einmal ſtehen wir unter allen Umſtänden vor einem Urſachloſen, in ſich ſelbſt Wurzelnden, ſei Dies nun Gott oder die Welt. Es iſt ohne Zweifel ein großes Wunder, ſich dieſe unermeßliche Welt mit ihren erhabenen Geſetzen ohne Urſache zu denken. Aber iſt es denn ein kleineres Wunder, ſich einen Werkmeiſter, in deſſen Haupte der ganze Wunderplan von Anfang an vorhanden war, ohne Urſache zu denken? Nein! der Beweis hält

nicht Stich. Mit dem bloßen Satze: „Nichts ohne Ursache“ kommen wir nicht vom Fleck. Trotzdem gestehe ich, daß manchmal, wenn ich den gestirnten Himmel betrachtete und mich der Schauer der Schöpfung überlief, mein Geist sich zur Annahme eines persönlichen außerweltlichen Gottes hingezogen fühlte. Das Geschöpf liebt es, sich den Schöpfer so zu denken, wie es sich selbst fühlt, ja Dies ist wohl eine Nothwendigkeit seiner Organisation. Nun aber lebt in uns ein Drang zur Einheit und Persönlichkeit, selbst, über den Körper hinaus, zur Unsterblichkeit. Dieser Drang bringt als Analogon für den Kosmos den persönlichen, außerweltlichen Gott hervor. Der Makrokosmos wird zum Abbilde des Mikrokosmos unserer eigenen Existenz. Dagegen brachte der Mißbrauch, welchen Priester seit Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag mit dem persönlichen außerweltlichen Gotte getrieben haben, wieder eine entgegengesetzte Bewegung in mir hervor. Sie lassen ihn willkürlich in die Weltgesetze eingreifen, um zu belohnen oder zu strafen. Gott straft durch Pest, Cholera, Blitz, Kartoffel- und Traubenkrankheit für Unglauben, vernachlässigten Kirchenbesuch und mangelhaftes Opfer; er belohnt durch Fruchtbarkeit für Unterwürfigkeit unter die Gebote der Kirche und reichliches Opfer. Was helfen da ärztliche Kunst, Wissenschaft, Blitzableiter und landwirthschaftliche Forschungen? Durch solchen Mißbrauch des Glaubens vom persönlichen außerweltlichen Gotte lenkt man die Menschen vom Streben nach nützlicher Erkenntniß und Thätigkeit ab, macht sie dumm, träge und abergläubisch. — Aber erwiedern die Aufgeklärteren: So predigt ja höchstens ein obscurer Dorfpfaff, und man muß um des Mißbrauchs, der mit einer Wahrheit getrieben werden kann, diese nicht gleich mitverdammen, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! — Nehmt Euch in Acht, Ihr Aufgeklärten! — So greift also Gott *nie* willkürlich in die Weltgesetze ein? Aber was ist das denn für ein Gott? Das wäre ja nur ein constitutioneller Gott, der nach fremden oder doch von *ihm losgelösten unverbrüchlichen* Gesetzen lebte, also *nicht mehr souverain* wäre! Studirt man da nicht besser gleich

die Weltgesetze, ohne sich viel um den constitutionellen Gott zu bekümmern? Wollt Ihr die Weltgesetze als etwas Stetiges, Unwandelbares in Euren Gott hineinverlegen, dann sind diese ja Bedingungen seiner Existenz, es ist nicht mehr der allmächtige Gott, sondern der durch die Weltgesetze bedingte Gott. Verlegt Ihr dagegen Euren Gott in die Weltgesetze, so seid Ihr Pantheisten, Ihr mögt's nun glauben oder nicht. Außer diesen beiden Annahmen bleibt nur die dritte, daß die Welt willkürlich regiert werde, ein Spielball der Laune und des Zufalls.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele war ich zu dem Schlusse gelangt, daß ein ehrlicher Mensch mit Bestimmtheit darüber nur Das sagen könne, daß sich mit Bestimmtheit darüber Nichts sagen lasse. Ich hatte nie eine selbstständige Seelensubstanz unabhängig vom Körper thätig gesehen. Hingegen gestehe ich, daß ich stets den Wunsch hatte, unsterblich zu sein. Dessen wurde ich mir wieder recht lebhaft bei der Lectüre der Briefe Humboldt's an eine Freundinn bewußt, in welchen auch die Frage der Unsterblichkeit einläßlich behandelt ist. Humboldt spricht sich bekanntlich für den Fortbestand der Seele nach dem Tode aus, jedoch mit dem Hinzufügen, daß derselbe nur auf Grundlage der Bildung, Kraft und Schönheit statthaben könne, welche wir dahier bereits erlangt haben. Hinzugeschenkt könne Nichts kommen. So schien mir der Glaube an Unsterblichkeit weit annehmbarer. So genommen wirkt derselbe nicht lähmend auf unsere irdischen Bestrebungen zurück. Im Gegentheil, die Aussicht auf die Möglichkeit weiterer Entwickelung und Vervollkommnung läßt es als lohnend erscheinen, schon möglichst frühe dazu eine solide Grundlage zu gewinnen. Irdische Entwickelung, irdischen Genuß (— im guten Sinne —) für Wechsel auf's Jenseits dranzugeben, davon ist dabei nicht die Rede, eben so wenig als von Lohn und Strafe. Lohn und Strafe bestehen in den natürlichen Folgen des thätigen Ringens und der Versäumniß.

In dieser Weise seine seelische Persönlichkeit fortzusetzen, erschien mir äußerst wünschenswerth. Wenn man seine Seele bis zu einem gewissen Grade der Entwickelung, der Concentration und des Selbstbewußtseins gebracht hat, so ist und bleibt es eine unangenehme Empfindung, daß diese seelische Persönlichkeit nun in „Wolkenschäfchen“ zerflattere, und nur Spuren vergangener Wirksamkeit in der Welt zurücklasse, ohne die zeugerische Kraft der concentrirten Individualität auch für künftige Wirksamkeit zu bewahren. Innige Beziehung zur Natur und Menschheitsglaube sind allerdings nicht ganz ohne Trost. Du magst Dir gerne denken, daß aus Deinem Herzen eine duftige Rose emporsprosse; daß die Kraft, Milde und Schönheit Deines Wesens in der Gemüthsart Deiner Nachkommen und Umgebungen, auf die Dir zu wirken vergönnt war, fortlebe. Das kann bei Menschen, denen gestattet war, auf weite Kreise erleuchtend und anregend zu wirken, sogar hohe Befriedigung gewähren. Aber wenn uns das Alles nicht genommen und die Fortsetzung, Weiterbildung und Vervollkommnung unserer seelischen Persönlichkeit doch möglich wäre, Das wäre doch noch viel schöner. Man braucht den Tod nicht zu fürchten, und es kann Einem doch unangenehm sein, eines schönen Morgens als Persönlichkeit aufhören zu sollen. Ließe sich freilich beweisen, daß die Unsterblichkeit der Seele eine Unmöglichkeit sei, so wäre der Wunsch darnach unzweifelhaft ein thörichter. Aber dieser Beweis schien mir nicht erbracht, vielmehr lenkte gerade Humboldt meine Aufmerksamkeit von Neuem auf eine Menge unerklärter Erscheinungen, welche auf eine gewisse Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Seele vom Körper hinzuweisen schienen. — Widerwärtig war mir dagegen von jeher der Mißbrauch, welchen Priester zu allen Zeiten auch von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gemacht haben. Zunächst die Verdrängung menschlichen Selbstgefühls, schöner Kraft und nützlicher Thätigkeit durch Selbsterniedrigung und unthätiges Hinstarren auf das Jenseits. Bis zu welchem Grade der Verarmung des Diesseits zu Gunsten des Jenseits dieser Mißbrauch des Glaubens

an die Unsterblichkeit der Seele führen kann, Das haben wir ja schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums durch Simon Stylites, andere Säulenheilige und die Eremiten erfahren, von deren Einem man rühmte, daß er nicht lesen könne, während es einem Anderen als ganz besondere Tugend angerechnet wurde, daß er in 30 Jahren kein Wort gesprochen habe! — Seit jener Zeit ist aber noch ein Anderes hinzugekommen, ich meine die Bereicherung der Kirche und des Klerus durch irdische Güter, für welche man die Gläubigen mit Wechseln auf das Jenseits bezahlte. Noch neulich stieß ich in der Geschichte Nizza's auf folgende Thatsache. Im 11. Jahrhundert war die Grafschaft Nizza von Pest und allem möglichen anderen Elende heimgesucht, wovon aber das größte der allgemein verbreitete Aberglaube war, die Welt nahe ihrem Untergange. Unter dem Drucke dieser Furcht erfolgten damals zahlreiche Schenkungen an Klöster, Kirchen und bischöfliche Tafeln, fast durchweg unter dem Titel: „Pro remedio animae meae et parentum meorum.“ Insbesondere haben damals die Abtei St. Pons, die Kathedrale und das Bisthum von Nizza reiche Erwerbungen gemacht. Dieser Aberglaube — so erzählt der gut katholische Geschichtschreiber Louis Durante — ward von dem Klerus dermaßen ausgebeutet, daß der weltliche Arm zuletzt mit Verboten gegen die Verbreitung desselben einschreiten mußte. Und nun schreie man Zeter über die Beraubung der Kirche und der Klöster durch den Staat! — In Folge dieser Mißbräuche kam ich auch auf dem Gebiete der Unsterblichkeit oft in die Versuchung, das Kind mit dem Bade auszuschütten, um die Gefahr ein für alle Mal zu beseitigen. Mein Resultat war, stets nach bestem Wissen und Gewissen nach Erkenntniß der Wahrheit zu streben, nach den redlich errungenen Ueberzeugungen aufrichtig zu handeln, — komme dann, was da wolle! Was kann ein Mensch Mehr thun? —

Waren demnach meine Ueberzeugungen über Gott und Unsterblichkeit der Seele nicht ganz sicher, so hielt ich dagegen fest an der Freiheit meines Willens. Diesen hatte ich nöthig

als Basis für meinen Glauben an Recht, Tugend und freie Sittlichkeit. Hier hat nun meine Krankheit entscheidende Bresche geschossen. Vor derselben machte ich von meinem freien Willen den ausgedehntesten practischen Gebrauch. Meine Seele ergriff die Dictatur über den Körper und unterwarf ihn schonungslos ihren Ansprüchen. Dadurch brachte ich nicht nur direct meinen Körper, sondern auch indirect meine Seele zu Falle. Ich fühlte den unabweislichen Schmerz der Abnahme meiner Seelenkräfte in demselben Maaße, in welchem die Kräfte meines Körpers abnahmen. Ich konnte zu keinem Denkresultate mehr gelangen, und zwar wollte die Ironie meines Schicksals, daß diese Ohnmacht sich gerade an der Frage über die Unabhängigkeit der Seele zuerst in voller Nacktheit zeigte. Es war ein entsetzlicher Zustand. Die christliche Kirche betrachtet bekanntlich den Leib als einen Kerker, in welchem die Seele für die Erbsünde des Geschlechtes zu leiden und zu büßen habe. Aber so war mir nicht; ich fühlte meine Seele nicht als eine selbstständig in sich wurzelnde Kraft, welche bloß Schmerzen litte, nein! ich fühlte sie geradezu vermindert und in fortwährender Abnahme begriffen. Es besteht ein großer Unterschied zwischen der Empfindung des bloßen Schmerzes und der wirklichen Verminderung der Urkraft. Schmerzen hatte ich längst viele empfunden. Aber erst in meiner letzten Krankheit fühlte ich meine Urkraft direct angegriffen. Wer Das nicht selbst erfahren hat, dem wird vielleicht das Verständniß dafür abgehen. Bei mir ist die Nachempfindung unzerstörbar. — Es ist wahr, daß Dasjenige, was in seiner Thätigkeit gestört werden kann, deshalb nicht minder existirt. Aber es existirt eben nicht unabhängig. Das ist das große Resultat. Keine Kraft ohne Materie! — Wie wir im gesammten Universum keine Kraft selbstständig und unabhängig von der Materie wirksam sehen, so erkannte ich auch, daß in mir selbst keine von meinem Körper unabhängige Kraft lebe. Man sagt, meine schmerzlich gelähmte Seele wäre durch meinen Tod wieder frei geworden, um ihren Schwung nach Oben zu nehmen.

Das ist unlogisch. Als mein Körper gesund und frei war, war meine Seele auch gesund und frei — mens sana in corpore sano! —; als mein Körper litt und abnahm, da litt auch meine Seele und nahm ab; wenn mein Körper einst zu leben aufhört, dann wird auch mein Seelenleben aufhören. Das ist der richtige Schluß. Man kann das Gegentheil glauben, weil es Einem angenehmer ist. Was man wünscht, Das glaubt man gern. Aber dieser Wunsch ist kein Beweis. Ohne Zweifel basirt auch dieser Wunsch auf der Materie; ja er erstreckt sich eigentlich auch mit auf die Erhaltung der Materie. Der alte Mythus von der ewigen Jugend der Götter, welcher in neueren Feeenmährchen bisweilen seine Wiederaufstehung feiert, legt dafür Zeugniß ab. Da uns nun aber die sinnliche Wahrnehmung täglich lehrt, daß unser Körper alt wird und schließlich zerfällt, so haben wir unseren Wunsch auf das Seelische beschränkt und auf ein Gebiet verlegt, welches sich unserer sinnlichen Wahrnehmung entzieht. Wollte man daraus, daß der Wunsch so fortbesteht, darauf schließen, daß ihm um seiner bloßen Existenz willen nun auch eine Wirklichkeit entsprechen müsse, so würde man damit die Möglichkeit jedes Irrthums überhaupt läugnen. Unsere Materie bringt aber auch irrige Vorstellungen und Ansichten hervor, welchen die Wirklichkeit nicht nur nicht entspricht, sondern oft widerspricht. Die Ansicht über den Stillstand der Erde und die Bewegung der Sonne um dieselbe war gewiß eine alte, allgemeine und ehrwürdige Ansicht. Dennoch ist sie jetzt eben so allgemein als Irrthum erkannt. Darum, weil solche Irrthümer begangen werden konnten, muß man nun aber nicht an aller Erkenntniß verzweifeln und auch von den Untersuchungen über die Unsterblichkeit unserer Seele ablassen, weil ja doch nichts Verläßliches zu erreichen sei. Vielmehr sehe man lieber zu, wie man dazu gelangte, die früheren Irrthümer zu berichtigen, um daraus für etwaige neue Irrthümer den erforderlichen Nutzen zu ziehen. Gallilei hat den alten Irrthum von dem Verhältnisse der Sonne zur Erde durch die sinnliche Wahrnehmung berichtigt, trotz Bibel und Pfaffen. Die Physiologie ist

auf dem Wege, die allgemeine Meinung von der Selbstständigkeit unserer Seelensubstanz auf *demselben* Wege zu berichtigen, trotz der hartnäckigen Mystik vieler Philosophen. — Die Physiologie weist uns an der Hand der sinnlichen Wahrnehmung nach, daß in dem ganzen Universum sich keine Kraft äußert, welche nicht ihre Basis in einer Materie hat und von dieser abhängig ist; von der Seele insbesondere, *daß auch sie sich nirgends selbstständig und unabhängig vom Körper thätig zeigt*. Es ist wahr, daß es bis Jetzt der Physiologie eben so wenig als irgend einer anderen Wissenschaft gelungen ist, auch das *Wie* der Entwicklung unseres seelischen Lebens aus der Materie vollständig aufzuklären. Man ist nicht weiter gelangt als zu der Entdeckung, daß das Nervensystem das letzte Instrument ist, mittelst dessen die Thätigkeit der Seele bewirkt wird. Auch weisen merkwürdige Experimente mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hin, daß die Electricität dabei eine bedeutende Rolle spielt. Weiter ist man bis Jetzt nicht gekommen. Aber deshalb bleibt nicht minder wahr, *daß sich unabhängig von dem Nervensysteme und der körperlichen Materie überhaupt noch nie eine seelische Thätigkeit geltend gemacht hat*. Muß die Physiologie auch noch beweisen, daß eine solche selbstständige und unabhängige Thätigkeit der Seele *überhaupt gar nicht möglich sei*? Ich dächte, sie hätte Genug gethan, zu beweisen, daß dieselbe *nicht in das Gebiet der erkennbaren Wirklichkeit fällt*. Wer die entgegengesetzte Möglichkeit behauptet, *Der* möge sie beweisen. Affirmanti, non neganti incumbit probatio. Wer mir ankündigt, daß mir ein großes Glück bevorstehe, dem werde ich erst dann für seine Nachricht dankbar sein, wenn er mir die Wirklichkeit, die Wahrscheinlichkeit, oder doch mindestens die Möglichkeit davon nachgewiesen hat. Ihr habt also zum Mindesten die *Möglichkeit* einer selbstständigen, unabhängigen und unsterblichen Seelensubstanz nachzuweisen. Was für eine Möglichkeit? *Die Möglichkeit innerhalb der irdischen Weltgesetze*, oder *die Möglichkeit über alle Berge hinaus*? Die Möglichkeit

innerhalb der irdischen Weltgesetze könnt ihr nicht beweisen. Wo findet sich etwas Eurer Behauptung Analoges im ganzen Universum? Wo existirt eine Kraft unabhängig von aller Materie? Wahrhaftig nicht in dem Verhältniß zwischen Violine und Violinspieler, welches neulich in der Augsburger allgemeinen Zeitung als Analogon für Leib und Seele geltend gemacht wurde. Wie sich der Violinspieler auf der Violine bethätige, so bediene sich die Seele des Körpers als Instrumentes, und wie der Violinspieler auch nach der Zertrümmerung der Violine übrig bleibe, so könne auch die Seele nach Zertrümmerung des Körpers übrig bleiben. Aber mein Gott! warum bleibt denn der Violinspieler nach Zertrümmerung der Violine übrig? Weil Violinspieler und Violine zwei von Hause aus getrennte, selbstständige Gegenstände sind. Nichts einfacher! Nicht nur der Eigenthümer der Violine, sondern auch alle anderen Violinspieler, die je einmal darauf gespielt haben mögen, ja alle Violinspieler überhaupt, noch mehr, alle Menschen, sogar alle Krametsvögel und Buchfinke bleiben übrig nach Zertrümmerung der Violine, eben weil sie von ihr getrennte selbstständige Existenzen sind. Findet nun zwischen Seele und Körper dasselbe Verhältniß Statt? — Das ist ja gerade, was erst bewiesen werden sollte. Die sinnliche Wahrnehmung spricht dagegen. Man hat Körper und Seele noch nie getrennt von einander gesehen, etwa so, daß sich meines Körpers auch eine andere Seele, als die meine, als Instrumentes bedienen könnte. Hier liegt also ein offenbarer Zirkelschluß vor. Viel entsprechender wäre es, die Violine dem Leibe, den Ton der Seele zu vergleichen. Aber Das wird unserem Gegner nicht passen, weil, wenn man die Violine zertrümmert, es auch mit dem Ton ein Ende hat. An Beispielen aus dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung könnt Ihr also die gewünschte Möglichkeit nicht nachweisen. Die Physiologie kann eher das Gegentheil. Die Möglichkeit über alle Berge hinaus, Die braucht Ihr aber nicht erst zu beweisen. Die versteht sich von selbst, kann also auch nicht widerlegt werden. Soll man sich in dieser letzten Position der Mög-

lichkeit über alle Berge hinaus halten? Soll man um dieser Möglichkeit willen der hiesigen Welt Abbruch thun, um ihn der jenseitigen zuzuwenden? der Kirche irdische Güter für himmlische Glückseligkeit opfern? Das halte Jeder nach Belieben.

Wohl zu bemerken ist nun aber weiterhin, daß mit dem Vordersatze: „Keine Kraft ohne Materie“ nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch der freie Wille fällt. Wer nicht zu diesem Resultate kommen will, der besinne sich zweimal, ehe er den Satz: „Keine Kraft ohne Materie“ zugibt. In der That, wenn es keine Kraft ohne Materie gibt, wo pflanzen wir denn die Kraft des freien Willens hin, wenn nicht in die Materie? Sitzt aber auch der Wille in der Materie, so ist auch er kein Selbstständiges, kein von Außen her über sie Herrschendes, sondern ein aus ihr Hervorgehendes, eine Function der Materie. Ich frage mich in diesem Augenblicke: Arbeite ich noch fort, um dieses Kapitel zu beendigen, oder setze ich meine Arbeit bis Morgen aus, um jetzt spazieren zu gehen? Es machen sich zwei Functionen meiner Materie geltend. Ich möchte wohl noch zu Ende kommen; aber ich fühle mich auch etwas angegriffen und der Erholung bedürftig. Noch halten die beiden Functionen meiner Materie die Wagschale der Entscheidung im Schwanken. Das nenne ich: Ich bin im Zustande der freien Wahl. Jetzt erhält die Function meiner Materie, welche mich zum Spazierengehen treibt, das Uebergewicht. Das nenne ich einen Act des freien Willens. Bei'm Lichte betrachtet gibt es aber keine freie Willensinstanz über der Materie, von der aus wir, willkürlich und unabhängig von der Materie, über dieselbe entscheiden könnten. Sogar die Selbsttödtung ist nur eine Function der Materie.

Hätte ich gestern, statt spazieren zu gehen, auch fortarbeiten können? Ohne Zweifel, wenn meine Materie, unter irgend einem Einflusse, dahin den Ausschlag gegeben hätte, z. B. auch unter dem Einflusse des Wunsches, damit die Existenz meines freien Willens zu beweisen. Hätte ich die Freiheit meines Willens damit auch wirklich bewiesen? Nein! Es hätte sich da-

durch nur eine andere Function der Materie als vorwiegend dargestellt.

Sehen wir nun zu, was wir, durch diese veränderte Anschauung von unserem Wesen, Alles einbüßen. Die außerkörperliche Einherrschaft, der Absolutismus und Monovitalismus des Willens über den Körper fällt; an dessen Stelle tritt die Selbstentscheidung des Körpers durch die freie, panvitalistische Entscheidung aller functionirenden Atome. Dies erachte ich für einen Gewinnst. Der Absolutismus der Seele über den Körper führt zum Ruin des letzteren und dadurch auch der Seele; Das habe ich erfahren. Der Absolutismus der Materie über das Seelenleben führt vom Menschlichen ab zum Thierischen. Selbstbewußtes Ringen nach Harmonie aller unserer Kräfte in sich und mit der Außenwelt, darin besteht das Echtmenschliche. Verlieren wir dadurch an Freiheit? Nein! Auch das selbstständig und unabhängig gedachte Seelenleben unterstellten wir ja doch immer gewissen Gesetzen, über die es nicht hinaus könne. Wir sprachen von guter und böser Gemüthsart, von starkem und schwachem Verstande. Gut! so frei wie damals, sind wir auch noch jetzt, nur daß die maaßgebenden Gesetze jetzt in der Materie beruhen. Auch der übrigen Welt gegenüber bilden wir dadurch eine eben so bestimmte Persönlichkeit wie früher, nur mit dem Unterschiede, daß die Fähigkeit der Anziehung und Abstoßung, daß Haß und Liebe ebenfalls in der Materie wurzeln.

Der Leser wird wohl schon eine Vorempfindung von der Rückwirkung haben, welche diese veränderte Anschauung von uns selbst auf unsere Anschauung von der Welt haben muß. Das Geschöpf dachte sich den Schöpfer so, wie es sich selbst fühlte. Dem außerkörperlichen freien Menschenwillen entsprach der außerweltliche persönliche Gott. Nachdem der Mensch seinen außerkörperlichen freien Willen in sich zurückgenommen hat, kann er nicht umhin, auch den außerweltlichen persönlichen Gott in die Welt zurückzunehmen. Dem Panvitalismus des menschlichen Körpers entspricht der Pantheismus des Kosmos.

Damit haben wir freilich keinen gütigen Gott mehr, an den wir uns als Helfer in der Noth wenden könnten. Aber dafür gibt es Weltgesetze, einen Weltgeist, den man studiren kann. An die Stelle der Verzweiflung an Sich selbst und des thatlosen Hülferufes tritt das Streben nach Erkenntniß und die eigene Kraftentfaltung. Der Satz: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott“ wird zur Wahrheit. Zeigt denn die Kirche nicht selbst bisweilen auf diesen Weg hin? Z. B. durch jene Auffassung des Gebetes, nach welcher dessen nützliche Wirkung nicht sowohl in der Einwirkung auf den Willen Gottes, als vielmehr in der dadurch erlangten eigenen Weihe und Kräftigung bestehe? Und wer kann denn davon erzählen, daß ihm je anders geholfen worden sei als durch die Wechselwirkung zwischen sich und der sichtbaren Außenwelt? Was uns gelungen, haben wir's nicht selbst vollbracht? Und wenn uns Hülfe gebracht wurde, geschah Dies nicht stets durch sichtbare Hände? In Folge der Wirkung unseres Seins auf fremdes Sein? Dürfen wir nicht mit Prometheus fragen:

Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Dürfen wir nicht an Zeus die Frage richten:

Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Und wie wird mir die Welt reicher und erfüllter, wie schlägt mir der Pulsschlag des ihr wiedergewonnenen Gottes aus jedem Felsen, aus jedem Baume, aus jeder Blume, aus jedem Grashalme entgegen? Ich war gestern an einem meiner Lieblingsplätzchen in der Umgebung von Nizza, um vor meiner Abreise Abschied zu nehmen. Die Cypressen ragten ernst und es durchsäuselte sie wie Scheidegrüße. Die wilden Myrthen standen

gerade in der Blüthe und dufteten liebreichen Abschied. Ja hoch oben vom Fels bewegte ein hoher Stengel prächtiger Glockenblumen sich sichtbar zum Scheidegruße. S'ist möglich, daß irgend ein Zephyr dabei mit im Spiele war. Auch mit den Zephyrn stehe ich auf freundlichem Fuße.

Oder sollen wir uns etwa darüber betrüben, daß wir nun auch Niemanden mehr haben, der uns strafe und belohne? Um so besser. So thun wir hinfort das Gute um des Guten willen und nicht aus Hoffnung auf Belohnung, so lassen wir hinfort das Böse um des Bösen willen und nicht aus Furcht vor Strafe. Ich weiß nicht, wo war es doch, daß ein Weib mit einer lodernden Fackel und einem Eimer voll Wasser durch die Straßen lief und auf die Frage nach ihrem Vorhaben erwiederte: Mit dem Wasser will ich die Hölle auslöschen, damit das Böse hinfort unterlassen werde um des Bösen willen, und nicht aus Furcht vor Strafe; mit der Fackel will ich den Himmel in Brand stecken, damit das Gute hinfort um des Guten willen geschehe, und nicht aus Hoffnung auf Belohnung. — Wahrlich, die freie Sittlichkeit kann dabei nur gewinnen. — Aber, sagt man: Was soll aus der Welt werden, wenn das Volk nicht mehr durch den Zügel der Furcht zurückgehalten wird? Seid ohne Sorgen! Wer die freie Sittlichkeit in sich aufgenommen hat, ist ungefährlich auch ohne den Zügel der Furcht. Wer aber die freie Sittlichkeit noch nicht in sich aufgenommen hat, der wird auch den Zügel der Furcht nicht los, und stellte er sich äußerlich noch so frivol. Auch entspricht ja der Furcht des Ungerechten eine Wirklichkeit. Die Welt wußte sich noch immer selbst zu helfen, indem sie den Störefried ihres jeweiligen Seins und Bedürfens in seine Ohnmacht zurückschleuderte.

S'ist wahr, sich auflösen, seine Einheit einbüßen, ist bitter. Aber was wir im Jenseits verlieren, bekommen wir als Lebenszuwachs hienieden wieder. Forsche, prüfe, rede, hilf! Entwickle Dich nach bestem Wissen aus Dir heraus, ringe Dich nach besten Kräften in Deine Mitwelt hinein, und wenn Du Großes, Schönes geleistet hast, so wirst Du nicht bloß des Lohnes der

Selbstbefriedigung genießen, nein! so darfst Du auch hoffen, durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch Menschenherzen zu Großem und Schönem zu bewegen, wenn Dein Körper längst zu Staub zerfallen sein wird. Das ist schöne, *sichere* Unsterblichkeit! Und würde Dir noch eine andere zu Theil, so nimm sie dankbar als schöne Zugabe hin und fahre fort auf dem betretenen Wege zu stets höherer Vervollkommnung durch redlichen Gebrauch der Dir verliehenen Kräfte.

Ist der Wille des Menschen durch seine Materie gebunden, ist er nur das durch ursprüngliche Anlage *und äußere Einwirkung* bedingte Ueberwiegen einer Strömung über die andere, so müssen wir uns doppelt aufgefordert fühlen, im Sinne des von uns als recht, gut und schön Erkannten auf unsere Mitmenschen *einzuwirken*. Die Erziehungsfrage verliert durch die neue Anschauung Nichts von ihrer Bedeutung. Wenn die Erziehung die gewünschten Resultate nicht erreicht, so haben wir zwar kein Recht zur *Strafe*, aber uns bleibt das Recht der *Vertheidigung*. Dadurch kann das menschliche Zusammenleben nur an Milde gewinnen, und dazu war es wohl längst Zeit. Zuletzt bleibt uns sodann noch *Wohlgefallen* und *Mißfallen*, das ist das Gesetz des *Schönen*.

Als ich mich von meiner langwierigen Krankheit allmählig wieder zu erholen und auch die Frage über den freien Willen wieder in mir zu verarbeiten begann, dankte mir eines Tages Frau S. für einen Dienst, welchen ich ihr mit einiger Selbstverläugnung erwiesen hatte. Darauf erwiederte ich: „Sie brauchen mir nicht zu danken. Meine Handlung war ja keine Frucht meines freien Willens, sondern eine bloße Function meiner Materie.“ „Nun denn! — entgegnete meine Freundinn — wie Sie wollen. Dann erkläre ich eben, daß eine Materie, welche solche Functionen hervorbringt, mir lieber ist als eine andere, welche Das nicht thut!“ Man fühlt die Tragweite dieser Worte. Das Gebiet des *Schönen* ist uns gerettet und mir dünkt, das Recht verliere Nichts dabei, hinfort als bloße Stufe im Aufsteigen zum sittlich Schönen betrachtet zu

werden. Schönheit und Vertheidigung, was brauchen wir Mehr? Dafür, meine ich, lohne sich's noch immer, auf dieser Welt ein Mensch zu sein. Ein Absolutes haben wir freilich nicht. Aber es will mir bedünken, auch Eure bisherigen Absoluten, Euer absolutes Recht wie Eure absolute Moral, seien nur Relative gewesen, d. h. der Ausdruck der jedesmaligen Uebereinstimmung der großen Mehrheit. Diese bleibt uns glücklicherweise auch jetzt. Jede Zeit weiß sowohl, was sie zu vertheidigen hat, als auch was schön ist vor ihrem Richterstuhle. Dabei mag es Denjenigen, welche mehr Vertheidigungs- als Schönheitsbedürfniß haben, noch zum besonderen Troste gereichen, daß die Uebereinstimmung über Dasjenige, was zu vertheidigen sei, sich leichter herstellt als ein übereinstimmendes Urtheil über das Schöne.

Wollt Ihr die ganze vorstehende Weltanschauung Materialismus nennen, weil sie auf dem Satze ruht: „Keine Kraft ohne Materie", so mögt Ihr's thun. Aber daß es ein thierischer und seelenloser Materialismus sei, dagegen muß ich mich verwahren. Nachdem mir „vor meiner Gottähnlichkeit bange geworden", habe ich deshalb noch gar keine Lust, in meiner Thierähnlichkeit zu schwelgen. Ich bin ein Mensch, Nichts mehr aber auch Nichts minder. Ich weiß, was ich mit dem Thiere gemein, ich weiß aber auch, was ich vor ihm voraus habe. Zunächst zeigt sich ein bedeutender Unterschied in den Verstandes-Kräften. Wahr ist, daß das Thier vom einzelnen Falle zu abstrahiren und das durch diese Abstraction gewonnene Erfahrungsurtheil auf andere Fälle zu übertragen weiß. Der Hund kennt den Stock, mit dem er einmal Schläge bekommen hat und flüchtet oft vor dessen bloßem Anblicke, ohne daß ich denselben auch nur zur Hand nehme. Das Thier hat also von dem früheren Falle abstrahirt und sich ein Erfahrungsurtheil gebildet. Man sagt: die Raben riechen das Pulver, will sagen: die Raben kennen die Flinten und haben eine abstrahirte Vorstellung von deren Wirkung. Aehnliches erlebt man hundertfach auf der Jagd. Mein Oheim, früher ein

arger Nimrod, hat mir folgende Geschichte von einem Fuchse erzählt. Es waren zwei Feldhühner an einem Waldrande eingestrichen. Meister Reinecke hat das von der Veste Malepartus aus gesehen. Er schleicht leise und sittsam heran. Als er auf Sprungweite an die Hühner herangekommen ist, hält er inne, sammelt den Athem und macht dann seinen Sprung. Er springt fehl und die Hühner fliegen gickelnd von dannen. Reinecke schaut ihnen mit ausgerecktem Halse nach. Dann schleicht er sich zu dem Punkte, von wo er zum Sprunge angesetzt hatte, beschämt zurück und macht den Sprung noch zweimal. Mein Oheim versichert, Das sei kein Jägerlatein. Dem sei nun, wie ihm wolle, das Thier hat Fähigkeit zur Abstraction, zur Bildung allgemeiner Urtheile über Das, was ihm nützen und schaden kann, es hat Verstand. Aber es hat diese Fähigkeit in einem merklich geringeren Grade als der Mensch. Das gesteht auch Vogt zu. Ja er gibt auf die Frage, ob das Thier je zu der hohen Stufe der Abstractionsfähigkeit gelangen könne, auf welcher der Mensch steht, z. B. zum Bewußtsein der Schwerkraft, zur Antwort: Gewiß nicht! jedoch mit dem nachgeworfenen Anhängsel: „Wenigstens so bald noch nicht!“ Nun, diesen Glauben kann man dem sonst so Ungläubigen eben als Glaubensartikel überlassen. Wir haben von ihm gelernt, uns lieber an das Gegebene zu halten.

Und wie steht es mit den höheren Aeußerungen des seelischen Lebens? Wir haben im Menschen das Recht der Vertheidigung und das Bedürfniß der Schönheit, insbesondere das der sittlichen Schönheit, übrig behalten. Ich füge hinzu, daß in unserer Selbstbeschränkung auf die Vertheidigung, mit Verschmähung des Angriffs, und in der dadurch ausgesprochenen Anerkennung des Rechtes des Nächsten, bereits ein gewisser Grad sittlicher Schönheit enthalten ist, welcher sich darüber hinaus bis zur höchsten Stufe der Menschenliebe steigern kann. Das sind nicht eitel Worte. Oder bestände der Genuß einer guten Handlung wirklich nur in der Hoffnung äußerer Vortheile, die uns daraus erwachsen können? Gäbe es keine Unzufriedenheit

über eine schlechte That als diejenige, welche aus der Furcht vor Schaden entsteht, der uns daraus entspringen könnte? — Nein! es liegt etwas Tieferes, Ureignes im Menschen, das Gericht des Gewissens, welchem sich Niemand zu entziehen vermag. Daraus sind alle jene wunderbaren Rechts- und Sittenordnungen hervorgegangen, die unter wechselndem Glücke im Kampfe mit dem brutalen Elemente im Menschen sich durch die Jahrhunderte hindurch mehr und mehr entwickelt haben. Gibt es auch kein Absolutes, ist auch Jeder für das Rechte und Gute zunächst nur seinem eigenen Richterspruche unterworfen, so zeigen doch diese Rechts- und Sitten-Ordnungen, bis zu wie großer Uebereinstimmung dieser Richterspruch der Einzelnen gedeihen kann. Ja wir wagen es zu prophezeien — doch ist Dies ein bloßer Glaube! —, daß am Ende dieser wunderbaren Kette von Entwicklungen der vollständige Friede unter der Gattung mit freier Selbstbeschränkung aller Rechtsgebiete liege.

Was findet sich Aehnliches im Thierreiche? Seien wir dem Thier gerecht. Unsere Rechts- und Sittenordnungen entspringen aus zwei Factoren, aus dem Selbsterhaltungstriebe und dem Mitgefühle, aus der Selbst- und der Nächstenliebe. Den Selbsterhaltungstrieb, die Selbstliebe hat das Thier. Hat es auch Mitgefühl und Nächstenliebe? Ja! es hat auch diese Empfindungen. Opfert sich das Thier nicht oft für seine Jungen? Retten gewisse Hunde nicht Menschen? Sind nicht Hunde an der Leiche ihrer Herren verhungert? Wir hatten zu Hause einen Hund, der mir jedesmal, wenn ich aus den Ferien nach der Universität zurückkehrte, mehrere Tage lang nachtrauerte, Tag und Nacht unter dem Bette lag, in dem ich geschlafen hatte, und weder Speise noch Trank nahm. Derselbe Hund ward während des Leichenbegängnisses meiner Schwester eingesperrt. Und doch fand er später den ¼ Stunde von unserem Wohnhause entfernten Kirchhof, und auf dem Kirchhofe das Grab, an dem er mehrere Wochen hindurch ganze Stunden verbrachte. Das war ein treuer Hund. — Helfen befreundete Hunde sich nicht auch im Streite gegen Dritte? — Daß alles Dies bloßer In-

ſtinct ſei, Damit iſt wenig geſagt. Auch unſere Liebe iſt nur eine Function der Materie, hervorgebracht durch die Einwirkung Dritter auf dieſelbe; aber es iſt eine höhere Function. Und dieſe höhere Function hat auch das Thier. Wir finden auch im Thierreiche nicht bloß die Furcht vor der Strafe und die Hoffnung des Vortheils, ſondern auch die uneigennützige Liebe, das höhere Angezogenſein als Motiv der Handlungen. Wer hätte unſeren Hund beſtraft, wenn er mir nicht nachgetrauert, wenn er das Grab meiner Schweſter nicht aufgeſucht hätte? Und wer hat ihn dafür belohnt, daß er Dieſes doch that? Niemand. Im Gegentheil, er hat ſich, durch Verſchmähung der Nahrung, an den niedrigeren Bedürfniſſen ſeiner Materie ſelbſt Abbruch gethan, um ſich dem höheren Bedürfniſſe der Sympathie und des Schmerzes hinzugeben. Dagegen bemerke man, daß das Thier über die Familienliebe oder doch über die Liebe und Freundſchaft in engſtem Kreiſe nicht hinauskommt, daß ihm das Gattungsbewußtſein abgeht, welches den Menſchen zur Schaffung ſeiner Rechts- und Sittenordnungen für die ganze Gattung führt. Wir ſehen gewiſſe Ordnungen im Ameiſen- und Bienenſtaate. Jeder Einzelne hat da ſeine geregelte Sphäre. Aber welches Verhältniß beſteht zwiſchen Bienenſtock und Bienenſtock, zwiſchen Ameiſenhaufen und Ameiſenhaufen? Werden die Thiere auch einmal zum Gattungsbewußtſein, zur Gattungsliebe und zu der Fähigkeit gelangen, ſich auf Grund derſelben durch Abſtraction, durch Vernunfturtheile, allgemeine Rechts- und Sittenordnungen zu ſchaffen? Bis Jetzt iſt dieſe Fähigkeit charakteriſtiſch menſchlich. Sie bei den Thieren, Mangels äußerer Beweiſe, ebenfalls vorauszuſetzen, iſt eben wieder Glaubensartikel.

Dies führt uns auf einen dritten großen Unterſchied, der zwiſchen Menſch und Thier in der Perfectibilität überhaupt ſtattfindet. Was wäre aus dem Thierreiche der Fortbildung des menſchlichen Staates vom Patriarchal- zum Feudal- und weiter zum Rechtsſtaate in ſeinen verſchiedenen Formen zur Seite zu ſtellen? Die Bienen- und Ameiſenſtaaten leben noch heute wie

vor 6000 Jahren. Was das niedrigere Gebiet der bloßen Verſtandesurtheile anbetrifft, ſo erzählt Vogt uns eine Anecdote von einem alten Hunde in Boudry am Neuſchateler See, welcher einen jüngeren Hund, ſo oft dieſer die Fremden anbellte, am Halſe packte und zurückhielt; was der Eigenthümer dadurch erklärte, daß der alte Hund oft wegen ſeiner Unarten gegen die Fremden beſtraft worden ſei. Ferner beruft Vogt ſich auf die Vertheidigungsmethode der in den Savannen Südamerika's verwilderten Pferde gegen die Jaguare. Die Pferde ſtecken nämlich die Köpfe zuſammen und ſchlagen mit den Hinterfüßen aus, und zwar nicht bloß die einheimiſchen, ſondern auch die von Außen her eingeführten und in den Savannen verwilderten, welche früher gar Nichts von Jaguaren wußten. Aber was ſind denn Das für Fortſchritte? Der Hund in Boudry iſt vielleicht neidiſch; was er nicht ſoll, will er auch dem Anderen nicht geſtatten; und die Pferde, was thun ſie anders als dem ganz natürlichen Triebe folgen, den Kopf in Sicherheit zu bringen, während ſie ſich mit den Hufen wehren? Und vorausgeſetzt, die betreffenden Thiere hätten dadurch einen erheblichen Fortſchritt gemacht, was gewinnt die Gattung durch die Fortſchritte der Einzelnen? Die Thiere haben ja kein Gattungsbewußtſein, keine Gattungsverbindung, keine Gemeinſchaftlichkeit erkannter Gattungsintereſſen, welche die Mittel der Mittheilung zu ſchaffen vermocht hätte. Der Fortſchritt des einzelnen Thieres geht mit ihm zu Grunde; er kommt der Gattung nicht zu Gute, dieſe kann darauf nicht fortbauen. Was läßt ſich den Gattungsfortſchritten der Menſchheit, wie Reiten, Seefahren, Pflügen, Schießen an die Seite ſtellen? Hat man je gehört, daß wilde Thiere zu ſchießen verſucht haben? was Affen allerdings durch das höhere Vorbild des Menſchen lernen, ohne es jedoch ihrer Gattung mitzutheilen. Der Elephant, wie man ſagt, das klügſte aller Thiere, ſteht heute für unſere Erkenntniß noch auf derſelben Stufe der Kultur als zu Zeiten des Königs Pyrrhus oder Alexanders. Ich ſage: für unſere Erkenntniß. Was darüber hinausgeht, iſt Glaubensartikel. Mag man übrigens in den

Thieren noch so interessante Dinge voraussetzen, von denen wir Nichts wissen, Soviel steht doch z. B. fest, daß sie nicht schießen. Das wissen wir. Wir aber schießen und das ist ihnen wohlbekannt; denn sie laufen davon, wenn wir auf sie anlegen.

Ich räume ja gerne dem Thiere ein, was ihm gebührt; aber ich sehe nicht ein, warum der Mensch sich gewaltsam hinabzwängen soll, um dem Thiere möglichst nahe zu kommen. Daraus, daß das Seelenleben nur eine Function der Materie ist, folgt doch noch keineswegs, daß wir nun alle höheren Functionen zu den niederen herabziehen sollen. Aus demselben Grunde müßte man, weil es keine Blume ohne Pflanze gibt, diese letztere, so viel als möglich, aller feineren Bildungen berauben und zum Strunke verunstalten. Die Seele ist die feinste Blüthe des Körpers. Je glanzvoller und duftiger diese Blüthe ist, um so schöner ist der Mensch. Wer möchte behaupten, dieser Glanz und Duft sei Quark? Er hätte nicht mehr Autorität für den schönen Menschen, als das Unkraut, was zur Rose sagte: Dein Glanz und Duft sind Quark. Das fällt ja aber auch keinem vernünftigen Physiologen ein, am Allerwenigsten meinem Freunde Vogt. — Die Philosophen brauchen sich daher auch gar nicht so sehr über die schonungslosen Forschungen der Physiologen zu ereifern. Die Physiologie wird die Philosophie nie überflüssig machen. Mag sie die Körper zerschneiden und die gewonnenen Atome unter das Mikroscop legen, mag sie die Blut- und Nervenflüssigkeit chemisch untersuchen; unser Geistes- und Gemüthsleben wird daneben stets ein eben so nützlicher als edler Gegenstand der Forschung bleiben. Die Naturwissenschaften sind das Erste und Nothwendigste; sie sind aber nicht das Letzte und Höchste. Auch kann Einer ein ausgezeichneter Naturforscher, ein vorzüglicher Physiologe sein, ohne deshalb auch ein strammer Logiker und ein feiner Psychologe zu sein. Deshalb darf aber der Philosophe ihm nicht entgegen setzen: Weil Du nicht alle Gebiete des Seelenlebens durchforscht, weil Du nicht alles Detail desselben erkannt hast, deshalb ist Deine Behauptung: Keine Kraft ohne Materie! unsicher. Eben so gut könnte ein Blumenkenner mir

entgegen werfen : Weil Du nicht alle Blumen geſehen und in allen Theilen erforſcht haſt, deshalb kannſt Du nicht ſagen : Es gibt keine Blume ohne Pflanze. Beſſer wäre offenbar, er zeigte mir eine Blume ohne Pflanze, ſtatt in's Blaue hinein groß zu thun.

Ich kann mich irren; aber die oben entwickelten Anſichten über Gott, Welt, Menſch und Seele bilden meine aufrichtige Ueberzeugung. Ich habe in dieſen hohen Fragen durchaus kein Bedürfniß der Libertinage. Wer ſich mit denſelben ernſtlich beſchäftigt, der findet ſo viel Großes und Gewaltiges außer ſich und ſo viel Schranken und Schwächen in ſich, daß ihm alle Luſt zur Frivolität vergeht. Dazu ſind meine letzten Ueberzeugungen am Rande des Grabes erwachſen, in welches ich heute eben ſo ruhig hineinſchaue, als damals, da ich, noch ein Kind, meine Händchen faltete und meiner Mutter nachbetete :

Guter Gott! mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm.

4. Letzter Reisebericht aus der Schweiz.

— Herbst 1853. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von Genf über Villeneuve, durch das Wallis und über die Gemmi in's Berner Oberland. Ein Zusammentreffen im Postwagen. Vanille-Eis. Die schwäbischen Freundinnen in Unterseen. Eine alte Bekanntschaft in Interlaken. Jungfrau und Montblanc. Die Berner Verfassungsfeuer. Ankunft Rödinger's. Das Lallen der Natur und die „Burgfluh" am Eingange des Simmenthales. Auf die Wengernalp. Eintreffen Vogt's. Bilder. Die Königinn von Holland im Oberlande. Schwingfest in Brienz. Dahlmann, Gervinus, Heinrich von Arnim, Prinz Carl von Preußen und Fürst Radziwill unter den Zuschauern. Zur Frage der Allianzen und Nationalitäten.

Bald, nachdem Frau S. nach Dieppe abgereist war, um sich im Meere ihre Gesundheit wieder zu erbaden, trat ich meine beabsichtigte Fußreise durch die Schweiz an, um meinem verhätschelten Körper einen gesunden Sporn zu geben, insbesondere mein Blut etwas durcheinander zu schütteln. Es war bereits Ende Juli. Ich nahm den Weg über den Genfer See, durch's Wallis bis Leuk, von da links hinauf durch das Dalathal und über die Gemmi in's Berner Oberland. Das Alles kann man wiederholt sehen; dabei steigert sich der Genuß. Da ich aber den

ganzen Weg schon früher beschrieben habe, so werde ich Dies jetzt unterlassen. Von Martigny bis Sion rutschte ich diesmal per Post. Im Wagen erfreute ich mich einer eigenthümlichen Reisegesellschaft, eines bejahrten katholischen Priesters in langer schwarzer Soutane und eines jungen flinken Burschen mit einem gewaltigen Ziegenhainer, den ich, dem Aeußeren nach, für einen deutschen Studenten hielt. Der Priester fand bald Gelegenheit, den verderblichen Einfluß der neuen Bundesregierung hervorzuheben und zu erklären, daß es gegenwärtig in der Schweiz nur noch fünf wahrhaft väterliche Regierungen gebe, in Bern, Schwyz, Uri, Zug und Unterwalden. Die protestantischen Conservateure Bern's mögen sich für das gemachte Compliment bei dem Katholicismus bedanken. In allen anderen Cantonen — fuhr der Priester fort — werde das Volk durch mehr oder minder ehrgeizige Radicale mißleitet. Darauf hob mein vermeintlicher Student sogleich mit vollen Backen an, wie man in Deutschland unter der Monarchie viel besser und glücklicher lebe, wie bei dem allgemeinen und allem Stimmrechte nie was Gescheidtes herauskomme, wie das dumme Volk überall regiert werden müsse, wozu ein guter Soldatenstand ausschließlich militairischen Geistes, woran es der Schweiz leider gebreche, das beste Mittel sei. Zum Schlusse vermaß er sich sogar, mit einigen Säcken Rothschild'schen Goldes auf dem gepriesenen Wege des allgemeinen Stimmrechtes sich zum Herrn des Cantons Wallis aufwerfen zu wollen. Das war kein deutscher Student. Ich erkannte meinen Irrthum, und ein Paar Fragen belehrten mich alsbald, daß ich einen östreichischen Subalternbeamten, wahrscheinlich einen jungen Unteroffizier vor mir hatte, der zu Reise- oder irgend anderen Zwecken aus der Lombardei herübergekommen war. Die Geschichte machte mir Spaß und ich konnte dem Reize nicht widerstehen, den vorlauten Herrn Unteroffizier etwas abzuführen. Ich erkannte meinen Vortheil sofort darin, über die inneren Parteiungen der Schweiz hinwegzusehen und mich auf den nationalschweizerischen Standpunkt zu stellen, um so, wo möglich, den jungen Naseweis zu isoliren und durch das Mißgefühl hülfloser Unwissenheit zu

bestrafen. Vielleicht daß der Priester doch nicht ganz ohne schweizerisches Nationalgefühl war! Und richtig! Als ich dem jungen Manne entgegenwarf, daß die Schweiz allerdings des Glückes entbehre, für stehende Heere, Staatsschulden und Civillisten ungeheuere Summen aufbringen zu müssen, daß sie sich in der ärmlichen Lage befinde, an Steuern durchschnittlich per Kopf nur 5 bis 6 Gulden zu entrichten, während der gleiche Durchschnitt in Deutschland etwas mehr als 13 Gulden betrage; da schaute mich der Schwarze aufmerksam an. Als ich hinzufügte, daß es doch wohl etwas voreilig sei, eine Bevölkerung, in die man eben erst eintrete, von der man höchstens einige Personen flüchtig gesprochen haben könne, für so schlecht zu halten, daß sie sich ohne Weiteres dem ersten besten Herläufer, der Gold unter sie streue, mit Leib und Seele verkaufen werde; da konnte derselbe sich eines beifälligen Nickens nicht erwehren, und Das um so weniger, als ich nicht versäumte hinzuzufügen, daß ja auch das von ihm als väterlich geschilderte Regiment Blösch sowie die vier anderen väterlichen Regierungen auf dem allgemeinen Stimmrechte beruhten. Als ich endlich auf die rechts und links von der Straße mit Aufladen des Heues und Schneiden des reifen Getraides beschäftigten Bauern hinwies, von welchen ein namhafter Theil durch Einführung des Söldnersystems dieser nützlichen und ehrenvollen Beschäftigung entzogen werden würde, während nach dem schweizerischen Milizsysteme jeder dieser arbeitenden Bauern dennoch seine Muskete zu handhaben wisse; als ich Dem noch manches Andere, Speziellere hinzugefügt hatte, da zog der Priester eine silberne Dose aus der Tasche, bot mir freundlich eine Prise an und sagte: Der Herr scheint großes Interesse an der Schweiz und ihren Institutionen zu nehmen! — Von nun ab setzte sich das Gespräch fast ausschließlich zwischen mir und dem Geistlichen fort, ich erfuhr manches Interessante über die volkswirthschaftliche Lage des Cantons von ihm, so die Notiz über die Weinberganlagen des Herrn Maçon von Lausanne und die von Berlinern betriebenen Bergwerke im Einfischthal. Unser Sohn des Mars saß unterdessen isolirt und

stumm geärgert in seiner Ecke. Noch einmal suchte er die Gunst des Priesters zu gewinnen, indem er ihn im geläufigen Tone des verhältnißkundigen Subalternen also anredete: »Hochwürden reisen bis Sitten!« »»Ja!«« war die Antwort; aber das Gespräch wurde mit mir fortgesetzt. Es war zu putzig und ich hatte meinen Heidenspaß daran, diese beiden Stützen der heutigen Ordnung also auseinander zu halten. Der Geistliche schien übrigens ein guter alter Herr. Den würde ich, hätte ich zu richten, für allen überzeugungslosen Hocuspocus, den er sein Lebtag getrieben haben mag, mit leichter Buße absolviren, und wäre es auch nur um der warmnaiven Ueberzeugung willen, mit welcher er mir den in der Nähe von Sion wachsenden »Humagne« (vinum humanum) als eine große Wohlthat für das Menschengeschlecht, ja für einen »wahren Göttertrank« bezeichnete. Schon Julius Cäsar habe denselben als gar vortrefflich befunden. So fügte er hinzu und beantwortete von nun an jede, auch noch so verschiedenartige Frage, die er nicht recht verstanden hatte, mit einer neuen Lobeserhebung auf diesen Wein. — Noch einmal ließ sich der junge Krieger vernehmen, indem er, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, die orientalische Frage, welche damals schon in der Ferne auftauchte, herbeizog und bemerkte, die Türkei sei das schönste Land der Welt, noch schöner als Italien, und es sei Dauer und Schade, wenn man nicht die erste beste Gelegenheit benutze, dieselbe dem Sultan abzunehmen, der sie ja auch mit keinem anderen Rechte, als dem des Schwertes, besitze. Ich warf nur so hin, Das sei schon ganz schön, wenn man sich nur über die Theilung einigen könne. Sowie die Sachen aber jetzt stünden, Frankreich und England hüben, Rußland und Oestreich drüben — so setzte ich damals voraus —, bleibe den beiden Ersteren, um den Mangel einer entsprechenden Landarmee an Ort und Stelle zu ersetzen, Nichts übrig, als Polen, Ungarn und Italien zu insurgiren, wodurch die dortigen östreichischen Garnisonen in eine recht unbehagliche Lage versetzt werden könnten. Das war ein Schuß in's Centrum; mein Gegner preßte seinen Ziegenhainer mit krampf-

hafter Verbiſſenheit, und es dauerte ziemlich lange, ehe er wieder zu einigen Worten aufthaute.

Er hatte ſein Reiſehandbuch ſammt Karte verloren und wußte nun ſeine Reiſeeintheilung nicht zu machen. Ich ſah ſeine Verlegenheit, dachte daran, daß die Seele nur eine Function der Materie ſei, und das Menſchliche ſiegte. Ich ging ihm mit meiner Karte zur Hand und zeichnete ihm ſeine Route über die Grimſel durch's Berner Oberland und über den Brünig nach Luzern genau vor. In Sitten ſtieg der geiſtliche Herr aus. Ich war ihm dabei hülfreich, und als er mir dafür die Hand drückte, dachte er gewiß eben ſo wenig als der junge Landsknecht, daß er ſich in Geſellſchaft eines ſo verabſcheuungswürdigen Hochverräthers befunden habe. —

Ich war noch ziemlich ängſtlich hinſichtlich meiner Verdauung und wagte es nicht, unmittelbar nach dem Eſſen, ſelbſt nach dem bloßen Frühſtücke, zu marſchiren. Ich ſtieg daher des Morgens um 5 Uhr nüchtern, mit einem bloßen Trunke friſchen Waſſers, die ſchwindelſteile Gemmi hinan. Dies war die erſte Bergbeſteigung nach meiner Krankheit; es ging ganz leidlich und ich fand mich allmählig, doch nur allmälig, in meine alten Geleiſe wieder hinein. Auf der Höhe belohnte ich mich für den vergoſſenen Schweiß durch den prachtvollen Rückblick auf die Poenniniſchen Alpen. Auf das Großartige folgte dann das Liebliche, — ich meine die Alpenblümchen, Jelängerjelieber, Gentianen und Vergißmeinnicht, welche am Daubenſee, dicht am Rande des friſch weggeſchmolzenen Schnees, in ganzen Familien emporſproßten. Hinter Schwaribach fand ich wieder Alpenroſen, auch das „Brändeli“ mit dem röthlichbraunen Doldenköpfchen und dem köſtlichen Vanillengeruche. Es war ſehr heiß, ich gedachte des Eisgenuſſes in Vevay, und konnte mich einer abentheuerlichen Phantaſie lüſternſten Inhaltes nicht erwehren. Wie — träumte ich in der drückenden Mittagsſchwüle — wie, wenn da oberhalb des Altelsgletſchers eine gütige Fee über ein üppiges Beet ſolcher Brändeli's eine reiche Schale ſüßen Rahmes ausgöſſe, der unten in kühlſtockenden Strömen köſtlichen Vanille-Eiſes ankäme? —

So träumte ich und die Kühlung kam wirklich über mich, aber nicht in behaglich genießbarem Eise, sondern in einem Gusse durchnässenden Regens aus trübseligen Wolken, die sich unterdessen zwischen dem Lämmerngletscher und dem Gellihorn zusammengezogen hatten. Die Häupter der Berge verhüllten sich wie mit grauen Turbanen und ihre kopflosen Leiber nahmen sich nur um so fabelhafter aus. Doch war's nur ein Gewitterregen, welcher die Atmosphäre reinigte und das schönste Wetter vorbereitete. In Fruttigen erwischte ich am folgenden Tage einen Retourwagen, welcher mich des Nachmittags nach dem Berner Oberlande brachte. Schon oben auf der Spiezwieler Höhe lacht Einem ein blaues Stück Sees aus Fruchtbäumen freundlich entgegen. Alsbald zeigte sich zwischen zerrissenen Wolken das Schreckhorn, dann die Jungfrau, — tausend Erinnerungen aus den da unten verlebten Tagen stiegen in meiner Seele auf, — wir fuhren in das Thal hinab, vorbei an dem malerischen Schlosse Spiez, und nach Verlauf von etwa einer Stunde hatten wir, zwischen den Ufern des blauen Sees und üppigen Fruchtbäumen, aus welchen von Zeit zu Zeit die hölzernen Häuschen der Bauern sauber hervorblickten, das Ostende des Sees erreicht. Dann ging's im Fluge durch Untersee'n, wo ich gleich Frau Rödinger zu einem Fenster hinausschauen sah — weiter durch Aarmühli und Interlaken mit seinem Fremdengeräusch. Dort stieg ich aus und begab mich zu Fuß nach Bönigen, wo ich, nach so langer Zeit, in der Pension Schuhmacher wieder freundliches Quartier fand. Von da aus machte ich tägliche Ausflüge in die Umgebung und kostete deren Reize bis in's Einzelnste wiederholt durch. Dieser lebensvollen Natur wird man nie müde. Bald fuhr ich auf dem Brienzer See nach dem reizenden Iseltwald, nach dem Giesbach, nach Brienz oder nach Rinkenberg, bald streifte ich durch das fruchtbare „Bödeli" nach Interlaken, Unterseen oder Neuhaus. In Neuhaus hatten sich jetzt die Aeltern der Frau Schuhmacher, die Eheleute Michel, niedergelassen. Dort führte Marianneli das Steuer der Wirthschaft, während Aenneli in der Pension Schuhmacher aushalf. Marianneli sagte mir, sie finde mich weder

gealtert noch magerer, aber weißer und zarter als früher. Ja! Das glaub' ich, so eine Krankheit kann Einen schon weiß und zart machen. Noch heute habe ich die alte Energie der Farbe und Züge nicht wiedererlangt. In Unterſee'n fand ich nicht nur Frau Rödinger, ſondern auch ihre Schweſter, Frau Mayer. Sie führten daſelbſt mit mehreren ihnen verwandten Frauen und Mädchen ein ſtillgemüthliches Leben. Sie legten eine aufrichtige Freude an den Tag, den vor einem halben Jahre am Rande des Grabes Schwebenden nun auf dem Wege in's Leben wiederzuſehen. Auch „Göckele“ und „Bille“ ſah ich wieder. Wahrhaft rührend war das Verhalten des 5jährigen Göckele, der, wie mir die Damen ſagten, ſchon die ganze Zeit über täglich gefragt hatte: „Wann kommt dann der Simon?“ — und der nun, als ich mich zu ihm niederbückte, um ihn zu küſſen, vor Schluchzen und Thränen nicht zu Worte kommen konnte. — Auch in Interlaken erneuerte ich eine alte Bekanntſchaft, was meinem Herzen unendlich wohl that. Die Dame war zwar nicht mehr ganz jung, ihre Züge aber fand ich von unveränderter Friſche und Reinheit, die ganze Erſcheinung wahrhaft bedeutend und voll ſchwellenden Reichthums. Durch ihr Weſen ging eine Stetigkeit, Sicherheit und Hoheit der Haltung, welche durch keine Flughitze getrübt wurde; und doch war über das Ganze eine ſtrahlende Milde ausgegoſſen, ſo daß ſie ihre ganze Umgebung beherrſchte und verſchönte. Leichteren Naturen mochte ſie vielleicht nicht beweglich genug erſcheinen. Wenn aber ein wahrhaft löſender Strahl ihren Buſen durchdrang, dann bewegte ſich's um ſo mächtiger, durchbrach alle Schranken und riß unwiderſtehlich mit ſich fort. Ich meine die Königinn der Berner Hochalpen, die Jungfrau, wie man ſie von Interlaken aus, majeſtätiſch vereinſamt, im dunklen Rahmen der vor ihr zuſammenſtoßenden niedrigeren Berge, nach Herzensluſt betrachten kann. In Unterſee'n tritt ihr ſchon der Mönch, in Neuhaus auch noch der Eiger zur Seite, und ich liebe es mehr, mich von Interlaken aus, ungeſtört durch ſchwächere Nebenfiguren, in ihr Bild zu verſenken. Nicht als ob ich eiferſüchtig wäre auf Mönch und Eiger. Nein! die Zwei ſind nicht

die Glücklichen. Ich habe ganz Anderes erkannt. Schon längst ist der Blick dieser hohen Jungfrau sehnend nach Südwesten gerichtet, und wer jemals von Morges, Chateau Buflens oder noch besser vom Signal de Bougy aus das hehre Brustbild des gewaltigen Montblanc, ähnlich vereinsamt, im Rahmen der Savoyer Vorberge gesehen hat, der weiß, wer dieser hohen Jungfrau allein würdig ist.

Ich ging nun fast täglich nach Interlaken, Untersee'n und Neuhaus, um die Freunde zu besuchen, und mich zu erkundigen, ob Freund Rödinger, den man erwartete, noch nicht angekommen sei. Am 31. Juli war ich auch nach Neuhaus gegangen. Gegen Anbruch der Nacht loderten plötzlich ringsum auf allen Höhen helle Feuer auf. Der Himmel war, besonders am Gebirge, von finsteren Wolken umhüllt, und die Feuer traten auf diesem Hintergrunde um so lebendiger hervor. Von Neuhaus bis Brienz aufwärts und bis Thun abwärts lohte es von allen Alpen der Haupt- und Seitenthäler, und bezeugte mit feurigen Zungen, daß das Bernervolk seine Freiheitssiege auch nach dem Sturze der Radicalen nicht vergessen hatte. Der 31. Juli ist nämlich der Jahrestag der 30er wie der 46er Verfassung des Cantons Bern. Die Partei Stämpfli hat im Jahre 1846 die Sanctionirung der neuen Verfassung, welche noch jetzt den Canton Bern beherrscht, absichtlich am Jahrestage der 30er Verfassung vollzogen, weil diese letztere, obgleich von der 46er Verfassung überholt, denn doch ihrer Zeit ebenfalls einen Fortschritt gegen die Vergangenheit darstellte. Ich ging mit Marianneli zu den Knechten hinab und wir zündeten am Ufer des Sees ebenfalls ein großes Feuer an. Als die Anderen bereits in das Haus zurückgekehrt waren, blieb ich noch einige Zeit draußen und warf mit meiner verfehmten Hand noch ein Paar Scheite nach, daß die Flamme von Neuem hoch aufflackerte. Dabei war mir ganz eigen zu Muthe und es kamen mir allerlei Gedanken. Auf aller Welt nicht einen Fuß breit festen Rechtsbodens unter den Füßen haben, bei aller Gastfreundlichkeit und Zuvorkommenheit der Leute doch eigentlich nur von deren Gnade leben, seinen Tribut

der Freih… müssigen Augenblicken blätterten
sei's! … Büchern, die uns gerade unter die Hand
es dem… sich auch Auerbach's Dorfgeschichten,
Einze… Freundinn Marianneli geschenkt hatte. Bei
ich … „Frau Professorin“ konnte Marianneli sich schon
m… die Frage stellen, ob sie selbst Lust habe, Frau Pro-
f… werden. Trotz des traurigen Schicksals ihrer Vor-
gängerin wagte Marianneli, als Vogt ihr wirklich seine Hand
bot, ihren Anstand, einzuschlagen, und ich glaube, mit Recht.
Einmal hat Vogt nicht das Bedürfniß Reinhards, sich zu be-
trinken und nach Hofe zu traben. Sodann liebt er es nicht, das
Leben in einer Weise zu sublimiren, bei welcher die Einfachheit
und Wahrheit Nichts gewinnen und die Schönheit nur verlieren
kann. Endlich ist ja jetzt schon ein junger Reichsregent auf der
Welt, an den der Vater eine überfließende Zärtlichkeit verschwen-
den soll. Glaubt es nur, dieser schonungslose Naturforscher hat
eine scharfe Zunge, aber ein Herz voll wirklicher Güte und Liebe.
— Doch da ist er ja selbst. Eines Nachmittags kam er mit
seinem Malerkasten und einem ganzen Sack voll Mineralien, die
er auf dem Wege von Genf hierher, besonders im Simmenthale,
aus den Bergen herausgeklopft hatte, in einem kleinen Schiffchen
über den See gefahren. Er landete bei Neuhaus, wo er seine
Ferien zubrachte, malend, steineklopfend, die zweite Auflage seiner
physiologischen Briefe besorgend, ausruhend, genießend, scherzend,
lachend und seine Umgebung, wie immer, bereichernd und
belebend.

Eine von ihm in Genf angefertigte Copie einer Diday'schen
Ansicht vom Brienzer See, welche er mit sich führte, gab Zeug-
niß von außerordentlichen Fortschritten in der Technik. Ja, die
Copie spielte im Glanze der Vollendung, so daß man sie eher
einer Künstler- als einer Dilettantenhand zuschrieb. Das Ori-
ginal dazu ist nicht die Diday'sche Brienzerlandschaft im Musée
Rath zu Genf, welcher letzteren wohl das Ufer von Iselwald
zu Grunde gelegen hat. Vielmehr ist dasselbe Eigenthum Fazy's
in Genf und faßt die Landschaft so auf, daß das Ostende des

See's mit einigen Schneebergen, dem Platenstock und Susten-horn, den Hintergrund bildet. Weiter vor zeigt sich dann ein Stück Seespiegel mit lebendigen Uferfelsen und schönen Bäumen, aus denen sich einer in herbstlichem Vergänglichkeitsschimmer gegen das noch kräftige Grün der übrigen melancholisch abhebt. Hierbei muß ich auch wieder an den Calame'schen Brienzersee im Musée Arlaud zu Lausanne denken. Dieses Meisterwerk scheint mir von Brienz her genommen, so daß die schließenden Gebirge wohl von der Riesen- und Stockhornkette herkommen.

Das Thuner Dampfboot landet zweimal des Tages bei Neuhaus und schüttet die ganze Saison über jedesmal einen ganzen Strom von Fremden an's Ufer. Wir faßten, wie die Studenten sagen, das Dampfboot jedesmal ab, ließen die Fremden Revüe passiren, und lasen uns häufig alte Bekannte heraus, sei es aus der Schweiz, sei es aus Deutschland. Heute waren es Wiener und Gladbach, morgen waren es alte Parlamentsfreunde. Andere waren an uns empfohlen, und so machten wir manche neue Bekanntschaft, wovon ich aber besser schweige, da es vielleicht Manchem daheim nicht gut vermerkt werden würde, daß er so bösartige Menschen, wie Vogt und mich, aufgesucht habe.

Auch die Königinn von Holland, eine Tochter des Königs von Würtemberg aus erster Ehe mit einer russischen Prinzessin, hielt sich damals mehrere Wochen in Interlaken auf. Sie machte häufige Ausflüge in die Umgebung und aus dem Zusammentreffen ihrer königlichen Haltung mit dem Landesdialect gingen manchmal die komischsten Effecte hervor. Eines Tages hatte sie sich zum Dampfboote ansagen lassen, um Herrn v. Rougemont in Thun zu besuchen. Als sie nicht zur rechten Zeit kam, fuhr das Dampfboot republikanisch ab. Das war verdrießlich und veranlaßte die Königinn, ihren Kutscher, einen Lohnkutscher des Landes, zu fragen, warum er nicht rascher gefahren sei? Dieser aber antwortete in schlecht verhochdeutschtem Schweizerdeutsch: „Verziehet, Frau Chönigin, Ihr seyed Schuld; i bi rasch g'nu g'fahre, aber Ihr habet mi e ganze Stund warte

la!“ An einem anderen Tage kam sie dann wirklich zur rechten Zeit, so daß man sie mit Muße betrachten konnte, was ich dann auch nicht versäumte. Darüber äußerte sich ein gerade auch auf Neuhaus befindlicher Deutscher: „Das hätte ich nicht gedacht, daß so ein Erzdemokrat, wie der Simon, einer Königinn zu Lieb' eine ganze Viertelstunde am Dampfboote auf- und abgehen werde!“ Mir dünkt aber, ich hätte viel weniger Freiheit bewiesen, wenn ich mich in irgend einem Winkel bemüht hätte, beschränkter Weise so viel Gleichgültigkeit zu produciren, um eine Königinn nicht sehen zu wollen. Ich sehe nicht ein, warum ein gekröntes Haupt dem Beschauer nicht eben so viel Interesse soll darbieten können als ein Mädchen aus dem Oberhaslithale. Die Königinn ist von großer schlanker Gestalt, wohl etliche und 30 Jahre alt, hochblond mit blauen Augen, von hübschem ovalem Gesichte, mit einem halb geringschätzigen, halb wohlwollenden Ausdrucke um den Mund. Wem diese Empfindungen gelten, ob und welche dem Menschengeschlechte, dem königlichen Gemahle oder wem sonst, kann ich natürlich nicht sagen. Aber da sind beide; auch sagte man mir, daß sie im Vorbeigehen einem armen Teufel am Ufer 20 Franken gegeben habe. Ihr Gefolge war klein und ließ mir keinen Eindruck zurück, mit Ausnahme einer ältlichen Dame von dunklerem Teint und schwarzen Haaren, mit jenem etwas scharfen Gesichtsausdrucke, wie er sich unter den besonderen Einflüssen des Hofes wohl auszubilden pflegt.— Als die Königinn des Nachmittags mit einem Extraschiffe zurückkehrte, waren keine Wagen am Strande. Es blieb daher Nichts übrig, als das Fuhrwerk des Bürgers Michel zu requiriren. Es war aber augenblicklich Nichts zur Hand als der s. g. „Schmetterling“, ein kleiner char à côté, der nur zwei Personen faßt. Zum Glücke war gerade Fürsprech Hubler von Burgdorf mit seiner Kutsche da, und stellte diese dem Bürger Michel zum Dienste der Königinn bereitwilligst zur Verfügung. Und so wurde die Königinn und ein Theil ihres Gefolges in diese Kutsche, der andere Theil des Gefolges in den „Schmetterling“ gepackt. Nun aber hatte der eine Michel'sche Fuhr-

knecht, mit Namen „Köbel“ (— Jacob —), den ganzen Tag über Mehl geladen und war weiß wie ein Mehlsack. Deshalb schwang sich Ritter v. Gonzenbach, der von Thun mit herübergekommen war, auf den Bock, während „Köbel“ hinten aufkletterte, und mehlverbrämt, wie er war, von Zeit zu Zeit seinen neugierigen Bauernhals in die Kutsche vorstreckte. Als die erstaunte Königinn sich mit den Worten umwendete: „Was willst Du denn da, Du bist ja ganz weiß!“ erwiederte er gelassen: „I ha Mähl g'lade, Frau Chöniginn, un muß das Fuhrwerk hei fahre!“ — Noch mehrmals kam „Köbel“, der täglich nach Interlaken fuhr, um sein Fuhrwerk zu Spazierfahrten auszubieten, mit dem königlichen Kreise in Berührung, und als er eines Tages seine Pferde zum Reiten an das Gefolge herlieh, beging eines derselben die republikanische Rohheit, ein Hoffräulein unsanft in den Koth zu setzen. — Uebrigens waren einige Mitglieder des Michel'schen Hausgesindes höchlich überrascht, die Königinn ohne Krone und Scepter reisen zu sehen. Aus Anlaß davon erzählte mir Aenneli eine prächtige Geschichte von einem „Fraueli“ aus Krattigen am Südufer des Thuner Sees. Als Aenneli dies Fraueli frug, ob sie denn auch den — damals im Oberlande weilenden — König von Schweden gesehen habe, antwortete sie: „Nei!“ und auf die weitere Frage: „Ob sie denn auch den König kenne: — „Ei, so e Chönig hat ja e Chrone uf em Chopf und ebbes Chnebels in der Hand mit eme Chnuppel druf!“ (— eine Krone auf dem Kopf und etwas (einen) Knebel in der Hand mit einem Knuppel drauf. —)

Um jene Zeit hatte auch in Brienz ein Schwingfest Statt, welches wir zu besuchen nicht versäumten. Inmitten eines zahlreichen Zuschauerkreises, Angesichts ihrer prächtigen Berge, rangen Brienzer und Oberhaslier einerseits, Unterwaldener und Emmenthaler andererseits um den Preis. Es war das erste „Schwinget“, was ich sah. Obgleich die Hauptschwinger der Schweiz fehlten, auch keine besonders kecken und geschickten Schwünge vorkamen, so interessirte es mich doch. Es ist eine vortreffliche Leibesübung, welche Gewandtheit, Mannhaftigkeit

und Selbstvertrauen fördert. Schade, daß die Leute nicht nackt schwingen, der Art, daß man auch das Muskelspiel sehen könnte, wann sich die Kämpfer, oft anscheinend ruhig, doch mit der höchsten Anstrengung gefaßt halten. Im Zuschauerkreise waren viele Fremde. Darunter hatte der Zufall eine merkwürdige politische Schattirung aus Deutschland geworfen. Auf der äußersten Linken Vogt und ich, im Centrum Dahlmann und Gervinus, etwas mehr rechts Heinrich v. Arnim und auf der äußersten Rechten der preußische Prinz Carl mit dem Fürsten Radziwill! Dahlmann und Gervinus schienen sich von dem Kummer um das Vaterland ziemlich erholt zu haben; denn sie sahen recht gut aus. Vogt meinte sogar, Gervinus habe „Kummerspeck" angesetzt. Ich weiß nicht, ob sie uns wiedererkannt haben. Wir erkannten sie gleich wieder, fanden es aber nicht angemessen, sie anzureden. Heinrich v. Arnim hat, obgleich er mit einem Fuße ein wenig lahmt, weshalb die Kreuzzeitungsmänner ihn „Mephisto" nennen, ein ganz gutes Aeußere, gar nichts Mephistopheliſches, eher etwas Vertrauenerweckendes, auch nichts preußisch Scharfes, eher etwas Süddeutsches. Ich spreche nur vom Aeußeren, da ich von Herrn v. Arnim nur weiß, was allgemein bekannt ist. Er ist der Märzminister, welcher im J. 1848 den bekannten Umzug mit der deutschen Fahne veranstaltete. Im Jahre 1852 paukte er sich auch noch einmal ganz gut für Schleswig-Holstein. Schon im Jahre 1846 berichtete er als preußischer Gesandter von Paris aus, daß die Juliusdynastie unrettbar verloren sei. Er empfahl zugleich die Lösung der nordischen Allianz und entwickelte den Gedanken einer Trippelallianz Preußens mit Frankreich und England. Das war schon ganz klug und schön. Aber dann durfte man als Märzminister die Polenfrage nicht vertuschen, was Herr v. Arnim bewirkte, indem er Rußland und Frankreich, Eines durch das Andere, im Schache zu halten suchte. Dies konnte natürlich auf die Dauer nicht vorhalten. Heute stehen sich Frankreich und Rußland in Waffen gegenüber. Preußen ist aber nicht in der gewünschten Trippelallianz, sondern steht Rußland näher als

Oestreich. Aus dieser Trippelallianz kann auch Nichts werden, so lange nicht die durch Herrn v. Arnim im Jahre 1848 vertuschte Frage der Nationalitäten wieder aufrichtig an die Tagesordnung kommt, wie sie damals daran war, und so lange nicht eben dadurch der preußische Lebensnerv von Neuem getroffen wird. So hängt Alles in der Welt zusammen, und was einmal versäumt ist, holt sich so leicht nicht nach.

„Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt.
Nimmt man die Fluth wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Noth und Klippen winden."

Brutus im Julius Cäsar.

Prinz Carl und Fürst Radziwill waren in leichtem Reisecivil und trugen kleine Strohhüte mit gemachten Alpenrosen. Die natürliche Alpenrose pflücken wir auf selbsterklommener Felswand und stecken sie frischduftig auf unseren Hut.

Aenneli und Marianneli waren mit auf dem Schwingfeste, in vollständiger und feinster Landestracht. Die Mutter hatte uns die beiden Töchter anvertraut, welche übrigens im ganzen Oberlande wie zu Hause sind. Durch ihren schlanken Wuchs und ihre hübschen Gesichter erregten sie die allgemeine Aufmerksamkeit und Mancher mag uns im Stillen um unser Cavalier-Amt beneidet haben. Als es mit dem Essen nicht recht vorwärts wollte, griffen sie selbst munter mit an, so daß wir noch bei Zeiten zu dem Schwingen kamen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach Bern. Wiederbegrüßung der Familie Vogt. Die v. Rappard'sche Familie in Wabern. Ein Bibelgeschenk. Ueber Natur und Kunst. Der freie Wille. „Frankreich, seine Entwicklung und ihre Elemente." Form und Wesen. Zu den deutschen Preßzuständen. Horrer und sein Kriterium guter Musik. Ein Besuch aus den Rheinlanden. Zur preußischen Volksstimmung. Verbesserungen im Landwehrinstitute. Die classificirte Einkommensteuer. Zu Vogt in's Oberland. Am Todtensee. Nach Zürich zu Heinrich Simon. Frau Professor Gärtner. Das Bothmer'sche Haus. Göthe. Die orientalische Frage. Der Rheinfall bei Schaffhausen. Der Bodensee. Erinnerungen. Arenenberg und Louis Napoleon. Constanz. Würth in Rorschach. Das Marienbild in Einsiedeln. Wiedereintreffen in Genf.

Bald darauf verließ ich das Oberland, wo Vogt noch zurückblieb, und begab mich nach Bern. Ich wurde von Frau Vogt auf das Freundlichste empfangen, sie frug mich nach den näheren Umständen meiner Erholung von so heilloser Krankheit, und als Vater Vogt in die Stube trat, streckte sie ihm die Finger entgegen, schälte Rübchen und sagte: „Etsch! Etsch!" dazu. Der alte würdige Herr aber trat freundlich auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte, daß sich gewiß Niemand mehr über die glückliche Wendung meiner Krankheit freue, als er. Mayer wohnte nun nicht mehr in Wawern, sondern in Neuschatel, wo er seiner Goldwaarenfabrik eifrig oblag. Ich glaube, daß sein Geschäft schon ziemlich geht. Er hatte zwar, außer manchen anderen Behinderungen, das Unglück, daß ein nach New-York bestimmtes Schiff, welches eine Anzahl werthvoller Erzeugnisse seiner Industrie trug, der „Humboldt", am amerikanischen Strande scheiterte. Aber von seinen Goldwaaren wurden einzelne am Ufer wiedergefunden, welche, als Muster dienend, ihm bald darauf ansehnliche Bestellungen verschafften. Wäre Mayer nicht ein so lasterhafter Mensch, so würden gewiß Manche den Finger Gottes darin erkennen. So aber bleibt Nichts übrig, als dieses Glück im Unglücke dem Ocean zuzuschreiben, der wohl mit den Bewegungsmännern geheime Ver-

bindungen haben könnte. Statt der Familie Mayer hatte sich in dem v. Fellenberg'schen Hause zu Wawern Freund Rappard mit seinem mikroskopischen Institute niedergelassen. Dort kehrte ich ein, um mehrere Wochen mitten im Schooße einer großen Familie zu verleben. Bei Rappard waren nämlich auf Besuch: Vater und Mutter, eine verheirathete Schwester, die auch als Schriftstellerinn bekannte Frau Professorinn Kapp aus Soest, zwei unverheirathete Schwestern und eine Cousine. Man war allerseits gegen den Reconvalescenten gar freundlich und aufmerksam. Aber Alle waren natürlich mehr oder minder ganz anderen Geistes Kinder, als ich und Conrad. Wir befanden uns wie die Raben unter den Singvögeln. Die Eine der Schwestern war wahrhaft und aufrichtig fromm, und suchte Einen von dem unmittelbaren Genusse der Natur zu dem höheren emporzuheben, welcher in dem Gedanken an den Schöpfer liege. Das Cousinchen, Tochter eines Oberappellationsrathes, kaum 18 Jahre alt, war die helle Unschuld und wurde, bei meinen noch so maßvollen Aeußerungen über den Verlauf der politischen Entwicklung seit dem Jahre 1848, manchmal ganz liebenswürdig roth für die preußische Regierung und ihren guten König. Der alte Herr, früheres Mitglied der Berliner Oberrechnungskammer und Inhaber des rothen Adlerordens zweiter Klasse, zählte damals bereits 75 Jahre, die Mutter nicht viel weniger. Dieselben haben bereits ihre silberne und goldene Hochzeit gefeiert, und hoffen es auch noch zur diamantenen zu bringen, welche man 10 Jahre nach der goldenen zu feiern pflegt. Und in der That war das Ehepaar noch so rüstig, daß mir alle Aussicht dazu vorhanden schien.

In den vier Jahreszeiten von Göthe steht irgendwo geschrieben, Das sei das Höchste und Heiligste, was die meisten Menschen verbinde, — und wir mußten schon ziemlich hinauf- oder vielmehr in die Tiefe des Allgemeinmenschlichen hinabsteigen, um unsere gegenseitigen Verbindungspunkte zu finden. Wir fanden sie aber doch, und zwar so sehr, daß mir Rappard's Mutter am Vorabende der Abreise vor dem Schlafengehen in

gemüthlicher und bewegter Verstohlenheit ein kleines »neues Testament« mit dem Bemerken übergab, daß sie dasselbe selbst fünf Jahre gebraucht habe. Ich hatte nämlich in unseren religiösen Gesprächen meine Verehrung für dieses hohe Werk niemals verläugnet, freilich nicht ohne neben dem Principe der duldenden Liebe auch Das der berechtigten Kraft zur Eroberung hervor zu heben. Jedenfalls sind so aufrichtige Empfindungen, wie die der guten Frau, an mir nicht verloren. Ihre Wirkungen sind ganz unerreichbar für jeden schlechten Witz, den dieser Vorfall etwa hier oder dort hervorrufen möchte.

Freund Rappard hatte vermöge des Mikroskopes stets tiefere Blicke in den Reichthum der Natur gethan, welchen er mir, bis in die kleinsten Details hinein, als ganz unerschöpflich schilderte. Ja er, der die bedeutendsten Gemäldegallerieen Europa's und fast alle Antiken im Original gesehen hatte, ging so weit, die Kunstschöpfungen des Menschen gegen den spontanen Reichthum der Natur weit zurück zu setzen. Das war mir Zuviel. Ich betrachte den Menschen auch als der Natur angehörig und seine Kunstschöpfungen als die höchsten im ganzen Schöpfungsbereiche. Ja! selbst zugegeben, daß sich Schöneres außerhalb seiner Organisation vollendet vorfinde, so gehört doch immer erst seine Auffassung dazu, um es als schön zu erkennen. Um die Natur als schön zu erkennen, bedarf es wesentlich der künstlerischen Auffassung. Ohne diese wäre der Seelenspiegel nicht mehr als eine todte Daguerrotyp-Platte. Ob der Mensch seine schöne Auffassung in Wort, Bild oder Structur wiedergibt, ist dabei ganz gleichgültig. In diesem Sinne hat man ja wohl gesagt, Raphael würde der größte Maler gewesen sein, wenn er auch ohne Hände und Füße geboren worden wäre. Und so ist's. Das Wesentliche ist die menschliche Auffassung. Ohne diese gibt es für uns kein Schönes. Ohne künstlerische Disposition für das Schöne könnte sich Rappard blind sehen mit seinen Mikroskopen; er würde nichts Schönes entdecken. So begreift sich auch der Ausspruch Hegel's: „Der schlechteste Einfall eines Menschen sei besser als der Sonnenauf-

gang.“ Ich sehe darin den Gegensatz der objectiven Natur zur Thätigkeit der menschlichen Seele, ohne welche es für den Menschen nichts Schönes gibt.

Auch Reinstein wohnte noch in dem v. Fellenberg'schen Hause. Ich trug die ganze Reise über meine neuesten Resultate über den freien Willen mit mir herum, und wäre gar nicht abgeneigt gewesen, mir dieselben widerlegen zu lassen. Ich brachte daher eines Tages die Frage in Gegenwart zweier preußischer Justizbeamten, welche sich gerade bei Reinstein auf Besuch befanden, zur Sprache. Ich gebe Etwas auf Reinstein's Kopf, und auch die beiden Fremden waren ferme Logiker, in der Materie völlig zu Hause, ja sogar meiner Meinung. Reinstein hatte es also mit uns Allen zu thun. „Was“, sagte er, „ich soll nicht die freie Wahl haben, hier zweimal, einmal oder gar nicht auf den Tisch zu klopfen?“ Und er klopfte lachend zweimal, darauf einmal auf den Tisch, und fügte dann boshaft hinzu: „Und jetzt klopf' ich gar nicht.“ Darauf erwiderten wir Anderen einstimmig: Deine Materie hat jetzt so lebendig die Function hervorgebracht, Deinen freien Willen beweisen zu wollen, daß Du gar nicht anders hättest handeln können, als Du gehandelt hast!“ — Erledigt Das die Sache? — Das beantworte sich Jeder selbst.

Während meiner Anwesenheit in Bern wurden mir vom Buchhändler mehrere neue Schriften überschickt, aus welchen ich unter anderen auch „Frankreich, seine Entwicklung und ihre Elemente, Stuttgart bei Göpel,“ herausgriff. Es schien mir ein durch seine Einseitigkeit recht nützliches Buch für Den, welcher sich den Gegensatz, soweit er berechtigt ist, aus sich selbst wiederherzustellen vermag. Es stellt den Satz voran, daß diejenigen Völker eine Zukunft haben, welche von der Staatsgewalt Nichts verlangen, als Freiheit zur Bewegung, welche ihre Kraft nicht in der Staatsgewalt aufgehen lassen, sondern an sich behalten und als Einzelne von sich aus geltend machen. (England, Amerika, Deutschland, — germanische Race.) — Dagegen haben

diejenigen Völker keine Zukunft, welche ihre Kraft in der Form aufgehen lassen und nunmehr von der Staatsform und Staatsgewalt alles Heil erwarten. (Frankreich, Spanien, Celtoromanen, Romanen und Slaven.) Insbesondere sei dieser letztere Verlauf in der Geschichte Frankreichs vom Celtenthum durch die römische Beherrschung durch bis zur germanischen Eroberung sichtbar. Die durch's Germanenthum nach Gallien hineingetragenen Freiheitselemente seien durch das Celtoromanenthum, welches sich dadurch freilich immer gestärkt habe, schließlich immer wieder absorbirt worden. So seien die Feudalherren, selbstständige Existenzen aristokratischer Freiheit, in Frankreich, ganz dem Geschmacke des Volkes gemäß, vom absoluten Königthume verschlungen worden, während dieselben aristokratischen Freiheitsexistenzen in Deutschland von Unten aufstrebend das Kaiserthum abgeschwächt und schließlich ausgestoßen hätten. Möge der Feudalismus nach Unten hin unterdrückt haben, nach Oben hin habe er die Freiheit, wenn auch nur die aristokratische Freiheit, zu selbstständiger Geltung gebracht. — Diese Idee ist nicht neu. Man hat ja wohl schon früher gesagt, daß der deutsche Bundestag eigentlich eine hocharistokratische Republik sei. — Kurz und gut! so habe Frankreich immer die freien, selbstständigen Einzelexistenzen verschlungen und die Freiheit dran gegeben, um sich der Gleichheit gleicher Sclaverei zu erfreuen. — Das liege in der celtoromanischen Race, zeige sich an der Geschichte des Protestantismus in Frankreich, an den mißglückten Staatsversuchen zu Colonisation und industriellen Unternehmungen, während England und Amerika in beiden Hinsichten mit schwachen Staatsgewalten und stets bewahrter und ausgeübter Einzelkraft groß geworden seien. — Aber Deutschland? Ja Das leide an zuviel Selbstständigkeitsgeist und Zersplitterung. Es genüge nämlich nicht mit der Bewahrung und Ausübung der Einzelkraft, dazu müsse noch der Sinn zu gegenseitiger friedlich-freier Vereinbarung des Einzelnen hinzutreten. Ja Das glaub ich auch.

Frankreich hat also Zuviel, was wir Zuwenig haben, Aufgehen des Einzelnen im Ganzen, und wir haben Zuviel, was Frankreich Zuwenig hat, Selbstständigkeitsdrang, obstinaten Individualismus. Daraus sollte man wohl folgern, daß wir uns gegenseitig mitzutheilen hätten; aber Das ist nicht des Verfassers Folgerung, sondern die Celtoromanen sind unverbesserlich verloren, — wir sind verbesserlich und haben eine Zukunft! — Fatal dabei ist aber, daß wenn der Verfasser, zur Hervorhebung germanischer Erfolge, der Beispiele bedarf, — immer England und Amerika herhalten müssen, während das unvermischte, keusche Deutschland verschämt im Hintergrunde bleibt. Wo sind seine Colonieen, wo ist seine Flotte? Die letztere wurde erst kürzlich durch den deutschen Individualismus mit der deutschen Einheit begraben! — Bei England aber vergesse man nicht die häufige Racenkreuzung!

Von demselben Verfasser war bereits früher „Deutschland und die abendländische Civilisation“ erschienen. Später erschien ein drittes Buch: „Die orientalische Frage“. Von einem auf einer Schweizerreise begriffenen deutschen Buchhändler erfuhr ich damals, daß das erste dieser Bücher von der Maßregel der Confiscation betroffen worden sei, und erhielt, im Anschluß daran, allgemeine Mittheilungen über heimische Preßzustände. In ganz Deutschland unternehme wohl kein Buchhändler mehr, ein von den Regierungen verfolgtes Buch auf Grund der Preßschutzgesetze doch noch durchsetzen zu wollen. Alles, was geschehen könne, sei rascher und geschickter Vertrieb. Was auf diesem Wege nicht in's Publikum gebracht werden könne, sei verloren, da gegen denjenigen Buchhändler, der sich etwa einfallen lasse, sich auf die Gerichte zu steifen, mit Concessionsentziehungen aller Art bis zum Setzkasten vorgeschritten werde. Es komme daher darauf an, die Bücher so zu schreiben, daß nicht dagegen eingeschritten werde, oder sich auf allerlei Verluste gefaßt zu machen. — Diese Zustände scheinen mir für die Regierungen weit vortheilhafter als die Censur, d. h. was man so vortheilhaft nennt. Gleichzeitig erfuhr ich, daß augenblicklich im Buchhandel fast

Nichts gut gehe als Naturwissenschaften und Auswanderung, wohl auch noch Werke statistischen, compilatorischen oder sonst allgemein practischen Inhaltes. So ist man überall auf das Thatsächliche, Reale, durch sich selbst Sprechende zurückgekehrt. Subjective Färbung ist theils verboten, theils ohne Curs. Theoretisirende Beredsamkeit hat seit 1848 eine zu große Rolle gespielt. Wir liegen im Rückschlage.

Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Wawern ging ich fast täglich hinüber in das Gladbach'sche Institut, wo ich mit Freund Horrer, einem Schwaben, Lehrer im Institute, Beethoven'sche Sonaten spielte. Wir nahmen sie fast alle durch und ich konnte schon wieder zwei nacheinander spielen. Horrer spielte mir auch Einzelnes von Richard Wagner vor, und erfreute mich oft durch den Klang seiner prächtigen Baßstimme. Ich hatte wieder den unmittelbaren Genuß von aller guten Musik, deren bestes Kriterium, besser als alles Detailliren und Reflectiren, nach Horrer ist: „wenn es Einem den Rücken heraufrieselt.“ Er ist ein tüchtiger Musiker von Festigkeit und Geschmack, wenn auch von weniger Fertigkeit als meine Genfer Freundinn, Fräulein Bertholet.

Ein besonderer Umstand veranlaßte mich noch einmal in's Berner Oberland zurückzukehren. Eines schönen Tages kam nämlich ein rheinischer Advocat und Parlamentsgenosse daher, welcher mich und Vogt bereits an verschiedenen Orten vergebens aufgesucht hatte, und mich nun endlich in Wawern erwischte. Da war es denn nicht mehr als billig, daß ich seinem Wunsche, ihn zu Vogt zu geleiten, nachgab. Wir machten den Weg bis Thun zu Fuße. Es herbstete schon stark. Der Tag hatte sich häufig schon aus starken Nebeln hervor zu arbeiten. Dann glänzte aber die Sonne um so goldener und bestrahlte Gebirg und Matten mit um so reicheren Lichtern. Aus dem dunkelen Laube ächzender Fruchtbäume schauten rothwangige Aepfel und gelbe Birnen hervor, und schon donnerten einzelne Tennen der umliegenden Bauerngehöfte. Der rheinische Freund theilte mir manches Interessante über die geliebte Heimath mit. So z. B.

daß nach einem offiziellen Berichte die Zahl der Abonnenten auf die ſtenographiſchen Berichte der zweiten preußiſchen Kammer ſechszehn betrage, ſage ſechszehn. Da kommt ja gerade auf jede Million Einer, und die preußiſchen Conſtitutionellen können wahrhaft ſagen, daß das Volk hinter ihnen ſtehe. Eine gleiche Theilnahmloſigkeit zeige ſich bei den Wahlen. Es ſei ſehr häufig, daß nur ein Paar Wähler erſchienen. Ja es ſei ſogar vorgekommen, daß nur Einer erſchienen ſei und ſich ſelbſt erſt zum Wahlmanne und dann zum Abgeordneten gewählt habe. Solche Fahrläſſigkeit in Wahrnehmung ſeiner Rechte bezeichnete der Abgeordnete Reichenſperger ſpäterhin von der Rednerbühne mit dem ſtrafenden Worte „Servilität“. Eigentlich hat der geehrte Abgeordnete Recht. Denn durch dieſe hartnäckige Weigerung, nach einem Wahlgeſetze zu wählen, welches Einem nicht gefällt, verſetzt man ſich gewiſſer Maßen in ein Verhältniß der Dienſtbarkeit zu ſeinem eigenen Geſchmacke. Doch möchte Dies immerhin einige Nachſicht verdienen, da es doch wohl nicht ſo leicht werden dürfte, unzweifelhaft nachzuweiſen, daß alle Preußen mit der Verpflichtung auf die Welt gekommen ſeien, ſich gerade für Dasjenige zu begeiſtern, was dem Geſchmacke des Abgeordneten Reichenſperger entſpricht. — Sodann erfuhr ich von meinem Landsmanne, wie man das Landwehrinſtitut unter Anderem weſentlich dadurch zu verbeſſern ſuche, daß man die Landwehroffiziere nunmehr auch in das zweite Aufgebot, d. i. nach kurzer Zeit ſo gut wie in Inactivität übergehen laſſe, wodurch man es ermögliche, das erſte Aufgebot nur in den Händen ganz junger Landwehroffiziere und älterer, beſonders hierzu commandirter Linienoffiziere zu halten. In Folge dieſer Maßregel ſeien ſofort eine Menge alter Landwehroffiziere in das zweite Aufgebot, d. i. ſo gut wie in Inactivität übergegangen, was doch einiges böſe Blut gemacht habe. — Die Maßregel ändert allerdings, ohne den äußeren Schein zu verletzen, das Weſen, aber doch nicht gründlich. Die Hauptſache bleibt, daß in den Mannſchaften der Landwehr Geiſt und Stimmung des Landes bis zu einem gewiſſen Grade enthalten ſind. Dieſen Inhalt kann

man allerdings mit schützenden Schranken umgeben. Aber damit wird es eben gehen wie mit allen Schranken. Bis zu einem gewissen Grade halten sie zusammen; darüber hinaus befördern sie die gelegentliche Explosion. Die Mißstände des Landwehrsystems sind so leicht nicht zu heben. — Hinsichtlich der neuesten preußischen Steuermaßregeln sagte mir mein Freund, daß die neue s. g. »classificirte Einkommensteuer« nicht gar wohlgefällig aufgenommen worden sei. Kein Wunder, da es wohl vorkomme, daß ein Steuerpflichtiger, der früher nach der einfachen Klassensteuer nur 94 Thlr. zahlte, jetzt nach der classificirten Einkommensteuer 1200 Thlr. entrichte, per Jahr nämlich. — Zahlen muß also die Bourgeoisie so wie so, unter der Monarchie so gut wie unter der Demokratie. Eine andere Frage ist freilich die, ob man für sein gutes Geld auch ein entscheidendes Wort mit drein zu reden hat, insbesondere über die Frage der Verwendung. In dieser letzteren Beziehung fügte der Freund hinzu, die durch das strengere Heranziehen der Reichen erzielte Mehreinnahme sei nicht etwa zu Verminderung der Lasten der niederen Klassen, sondern für das Militair bestimmt. — Als wir mit dem Dampfboote von Thun in Neuhaus anlangten, war Vogt mit seinem Malerkasten gerade in das Habkerenthal gegangen, von wo aus er schon früher eine Berganſicht zu nehmen begonnen hatte. Ich kannte das Plätzchen und wir beschlossen ihn zu beschleichen und zu überrumpeln. Sieh! da sitzt er einsam im Tannenwald, in Hemdärmeln, mit Pinsel und Palette, vor seinem Bilde, an dem er eifrig malt. Dann steht er auf und mustert singend, was er vollbracht. Unterdessen schleichen wir wie vorsichtige Tirailleure von Baum zu Baum heran. Er setzt sich wieder und malt. Rings lautlose Stille; wir sind dicht in seiner Nähe. Jetzt brechen wir hervor, ihn erfassend. Erst überraschtes Aufschrecken, dann laute Freude und Fragen nach Diesem und Dem! — Abends bei'm Abendbrot sprach man sich aus, am folgenden Tage machten wir eine Partie an den Brienzer See. Wir stiegen auf die Höhe von Rinkenberg mit dem kleinen Todtensee. Die Abendbeleuchtung war prächtig und selbst Vogt und ich, die wir doch

schon ziemlich Viel gesehen hatten, wurden durch ein ganz neues Schauspiel überrascht. Die in rosiger Gluth stehenden Berge hinter Bönigen spiegelten nämlich ihre Häupter in dem Todtensee. Diese Rosagluth in dem finstern, fast schwarzen Seespiegel, daneben das saftige Laub einer Buchengruppe machten einen ganz merkwürdigen Eindruck. Nach Sonnenuntergang fuhren wir nach der Pension Schuhmacher in Bönigen hinüber, wo wir das Abendbrot nahmen. Der rheinische Freund theilte Vogt mit, daß seine Schriften zu den gelesensten in Deutschland gehörten, fügte aber hinzu, ob es ihm denn nicht möglich sei, bestehende Irrthümer und Vorurtheile etwas milder zu bekämpfen? Er suche den Leuten nicht nur einfach ihre alten Ueberzeugungen zu nehmen, sondern wie mit Widerhaken herauszureißen, und Das thue verflucht wehe. Ob er die Widerhaken nicht bei Seite lassen könne? — Warum nicht gar? Nehmt dem Vogt seine Widerhaken und es ist der Vogt nicht mehr. Naturen lassen sich nicht theilen. Der Freund verweilte nur zwei Tage bei uns und kehrte dann über Thun und Bern nach Deutschland zurück.

Bald darauf setzte ich meine Reise über den Brünig in den Canton Unterwalden und von da über den Vierwaldstätter- und Zuger-See nach Zürich fort. Vogt begleitete mich über den Brünig, welcher mir als der leichteste der bisher überstiegenen Pässe vorkam, bis Lungern. Auf unserem Wege fanden wir die späte große Gentiane mit der doppelten Reihe zahlreicher Glocken an im Bogen überhängendem Stängel. Das Blau steht an Tiefe und Frische kaum hinter dem der kleinen Gentiane zurück. Es ist eine stolze prächtige Blume, die sich nicht leicht übersehen läßt.

In Zürich kehrte ich bei Heinrich Simon ein, welcher daselbst, in einer hübschen Gartenwohnung am Schanzenberg, mit seiner Cousine, der Wittwe des verstorbenen Professors Gärtner, und deren Kindern, welchen Heinrich als Vormund vorsteht, ein gemüthliches Familienleben führt. Ich hatte bei Professor Gärtner in Bonn noch das Naturrecht gehört, und erinnerte mich lebhaft der Bestimmtheit, mit welcher er für das-

ſelbe eintrat, zu einer Zeit, in welcher in Bonn von anderer Seite behauptet wurde, es gebe eigentlich gar kein Naturrecht; dasſelbe ſei nur eine Abſtraction von den poſitiven Rechten. Wie man nur ſo Etwas aufſtellen konnte! Wo kommen denn die poſitiven Rechte her? — Doch wohl aus der menſchlichen Vernunft. Nun, das Gemeinſchaftliche, Ewigmenſchliche, was ſich in dieſer Vernunft vorfindet, iſt die Quelle des Naturrechts, aus welcher dann, je nach den verſchiedenen Zeiten und Volksthümlichkeiten, die verſchiedenen poſitiven Rechte gefloſſen ſind. Frau Gärtner ſtand dem Hauſe vor und waltete mit Ernſt und Liebe unter ihren Kindern, fand aber doch Zeit genug, auch mir ein freundliches Intereſſe zuzuwenden. Nicht nur wurde auf meine noch ſchwache Geſundheit alle Rückſicht genommen, ſondern Frau Gärtner frug mich auch, wie ich es mit meiner Zukunft zu halten gedenke. Schon damals hatte ich Nachrichten von Frau S., daß ſie mit den Kindern wahrſcheinlich nach Nizza gehen werde. Ich dachte an's Mitgehen und theilte dies Frau Gärtner mit. Sie meinte, ob ich mir durch dieſen Fortgenuß der wohlthuenden Einflüſſe des Familienlebens nicht für ſpäter das Wiederertragen der Einſamkeit noch erſchweren werde? Sie fühlte die ganze Bedeutung eines durch das Leben in einer Familie beruhigten Seelenzuſtandes für die Reconvalescenz nach ſolcher Krankheit, wie die meine. Sie hatte wohl Recht, ſo zu fragen. Aber Das iſt ja mein Schickſal, daß ich mir das Wohlthuende im Leben nur mit flüchtiger Hand heraus zu greifen vermag. Deshalb möchte ich es aber doch nicht ganz verſäumen. Nachher muß man ſich dann wieder auf ſich ſelbſt und die Natur zurückziehen, auch auf einzelne Menſchen. Doch geſtehe ich offen, daß ich nicht mehr leicht neue Bekanntſchaften ſchließe. Ich glaube, ich bin etwas verwöhnt. Die Menſchen genügen mir nicht mehr ſo leicht, und oft habe ich, aus irgend einer Geſellſchaft auf mein Stübchen zurückgekehrt, zu mir geſagt: „Wären's Bücher geweſen, ich hätte ſie nicht geleſen.“ — Bei Heinrich Simon bewohnte ich dieſelben Zimmer, in welchen Klopſtock, Wieland und Göthe bei ihrem Freunde Bothmer auf Beſuch

gewesen waren. Das Haus, welches jetzt Herrn Maler Vogel gehört, ist nämlich das alte Bothmer'sche Haus. Ich genoß derselben Aussicht, von welcher Göthe in Dichtung und Wahrheit spricht. Er sagt daselbst von dem im Osten Zürichs sich darstellenden Bergpanorama, daß man sich von Zürich aus die einzelnen Berge zu „benamsen“ vermaß. Da sind wir heute weiter. Wir nennen jeden einzelnen Berg mit Bestimmtheit und finden Das gar nicht vermessen. — In Zürich sah ich außer Heinrich Simon auch Temme, Schulz, Hildebrand und Kolb wieder. Kolb war eben, des langen Haders müde, von Speier herübergekommen, um sich in Zürich einen ruhigeren Aufenthalt zu gründen. Ich fand ihn frisch, lebendig, stets angeregt und anregend, wie immer. Auf unseren Spaziergängen kam natürlich auch die Politik auf's Tapet. Es war gegen Ende September, als die Türken gerade Miene machten, sich gegen die Schwäche ihres Großherrn gegenüber russischem Uebermuthe, offen zu empören. Ueber die Lebenskraft des türkischen Volkes waren trotzdem Zweifel gestattet. Das war aber gewiß, daß selbst der Verwesungsprozeß der alten Türkei nicht vor sich gehen könne, ohne die Lebenskraft aller übrigen Völker Europa's und Asien's gewaltig aufzustacheln. Die glücklichen Zeiten waren vorbei, in denen der Bürger sagen konnte:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die dunklen Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.“

Ich will nicht verschweigen, daß wir Alle etwas Schadenfreude darüber empfanden, daß dem Philister, komm' es wie es wolle, nun die Schläge auf den eigenen Rücken fallen mußten. Wir waren noch immer die „nichtsnutzige Linke“, welche bereits im Jahre 1848 dem Parlamente zugemuthet hatte, sich mit der Lage

der auch damals von den Russen besetzten Donaufürstenthümer, mit den versandeten Sulinamündungen und mit der ganzen orientalischen Frage zu befassen. Nicht wahr, Herr Laube, wie schändlich, daß man der in so nützlicher Thätigkeit begriffenen Majorität durch so unnützes Geschwätz seine kostbare Zeit raubte! — Jetzt wird man diesen Fragen allerdings einiges Interesse schenken müssen. Ja, diese Eisenbahnen, diese Telegraphen, dieser gotteslästerliche Verkehr und Zusammenhang. S'ist fatal! —

Nach kurzem Aufenthalte bei Heinrich ging ich noch zu Fuß an den Bodensee, wo ich außer Freund Würth einige deutsche Freunde sehen sollte, um dann nach Genf zurückzukehren. Ich besuchte den Rheinfall bei Schaffhausen. Wer den vollen Eindruck davon haben will, der wähle ja zum Hinwege das linke Rheinufer und gehe über Flurlingen. Man gewinnt dadurch den großen Vortheil, daß man von dem kleinen Erker, der unmittelbar auf dem vorspringenden Felsen über den Fall erbaut ist, durch den Anblick des ganzen prachtvollen Schauspiels plötzlich überrascht wird. Vom rechten Ufer aus ist der Eindruck weit unbedeutender. Von dem Erker steige man hinab zu einem darunter befindlichen Gerüste, welches, einem Bugspriete gleich, fast bis in den Sturz der Wogen hineinragt. Man sieht hier die gewaltige, smaragdgrüne Wassermasse sich, geschmolzenem Erze gleich, unter erschütterndem Getöse hinabwälzen, so daß die menschliche Stimme verhallt. Der Rheinfall ist nicht so hoch, wie der Aarefall, die höchste Höhe des eigentlichen Falles ohne die vorhergehenden Stromschnellen beträgt nur 60, aber die Breite 300 Fuß. Es sind eben wahre Wassergebirge. Mitten aus Strudel, Wasserstaub und Getöse ragen vier malerische Felsen empor. Dieses Wasserschauspiel ist das erste; es geht Nichts darüber. — In Schaffhausen oder vielmehr gegenüber in „Feuerthalen" im „Hirsche" fand ich des Abends in alter guter rheinischer Sitte die Philister an langen hölzernen, ungedeckten Tischen, Jeden hinter einem Schöppchen, sprechend von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn dahinten — — — — Halt! da ist sie schon wieder die verdammte orientalische Frage! Fort mit ihr! Morgen früh

löst sich ja wieder die ewige, wenn die Sonne hinter den Tyrolerbergen emporsteigt. Bei meiner ferneren Wanderung an den Ufern des Bodensees umrauschten mich tausend Erinnerungsklänge. Das Wiedersehen des Rheines hatte mich aufgeregt. Es klang mir wie Moselsage und Kindheit, wie

„An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und hehr!" —

wie Commersch und Mensur; ich sah in Gedanken die Lorelei, wie sie ihr Haar mit goldenem Kamme kämmt und ein Lied dabei singt, — Das hat eine gewaltige Melodei! — ich sah Rolandseck, Königswinter und Nonnenwerth; ich schwamm als Student, einen Weidenkranz auf dem Haupte, an das Dampfboot und warf denselben auf's Verdeck; ich spazierte in den Promenaden Frankfurts, ich stand auch auf der Rednerbühne, da ward mir's warm um's Herz; ich fuhr in stockfinsterer Nacht, von Landjägern verfolgt, durch den Schwarzwald; ich sah schwäbische Rosseshufe über die Leiche deutscher Volkssouverainetät hinwegtraben; dann kam auch Todesurtheil und Schandpfahl; — aber durch Alles hindurch klang doch siegreich:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!

Wohl empfand ich Wehmuth; aber der Muth war herrschsam über das Wehe! —

Hinter Schaffhausen geht die Landschaft prächtig auf wie ein glückliches Herz. Rechts und links saftiggelbe Wiesen, hie und da mit keuschweißen Klostermauern; auf den Höhen allerlei Laubholz, aus welchem romantische Burgen hervorragen; an den Abhängen Wein. Die schönen Nußbäume des Genfer Sees fehlen; dagegen bildet die ganze Landstraße am linken Ufer eine reiche, lachende Obstallee. Auch hat der Bodensee die schönen Inseln, die „Reichenau" und die „Meynau", von welcher letzteren Bädecker (hierin sicher inspirirt von einem flüchtigen Polen, Juden oder Litteraten) unschuldig bemerkt: „Früher Sitz eines Deutschordens-Commenthurs, zuletzt einer mit dem Großherzog Ludwig von Baden näher bekannten Gräfinn Langenstein gehörend,

auch wohl die Isola bella des Bodensees genannt.“ — Auch an Schloß Arenenberg kam ich vorbei und gedachte seines ehemaligen Besitzers. Ich frug die Leute auf der Straße, auf dem Felde und später in Constanz wiederholt nach dem Leben dieses Mannes. Die Antworten lauteten meist zu Gunsten seines damaligen Privatlebens. Wenn man sie aber frug, ob sie etwa auch so glücklich gemacht zu werden wünschten, wie die Franzosen durch den Coup d'État, so lautete die Antwort regelmäßig : Nein! —

„Constanz liegt am Boden- Bodensee,
Wer's nicht glaubt, geh' hin und seh!“

So gerade hineinzugehen, schien mir doch minder zweckmäßig, obwohl mir gerade die Cigarren ausgegangen waren. Ich faßte daher in Kreuzlingen, ¼ Stunde vor den Thoren von Constanz, Fuß und schickte einen ungeächteten Schweizerknaben hinein. Da lag es vor mir das altehrwürdige Constanz, dessen Bisthum 87 Bischöfe in fortlaufender Reihe zählte, welches an Stelle der jetzigen 5300 Einwohner deren ehemals 40,000 zählte; da ragt er empor der Dom, in dem vor 400 Jahren Johannes Huß vor dem Concil stand, das ihn zum Feuertode verurtheilte; und dort führt sie hinüber die Brücke, über welche die erste republikanische Armee Deutschlands in's Exil schritt! —

In Rorschach fand ich die erwarteten Freunde aus Deutschland nicht vor. Dagegen verbrachte ich mit Freund Würth und einem Badenser Kaufmanne, Bumüller, welcher seit der Revolution sein Geschäft von drüben nach der Schweiz hinüberverlegt hatte (— Die hatten's am Leichtesten! —) einige gemüthliche Tage. In einer Tochter Würth's fand ich eine vortreffliche Clavierspielerinn. Rasch wurde eine Violine herbeigeschafft, worauf wir beide uns so schnell zusammenverstanden, daß wir verschiedene Sonaten Beethoven's sofort ohne Anstand vom Blatte spielten. Würth war gerade auf dem Sprunge, nach Chur überzusiedeln, und so nahm auch ich bald meinen Rückweg nach Genf, über St. Gallen, Rapperswyl, Schwyz, den Vierwaldstätter-See, und zurück über den Brünig durch's Berner Oberland.

Ich hatte Eile; denn es war schon spät an der Jahreszeit. Doch besuchte ich in heftigem Schneegestöber noch das hochgelegene Einsiedeln im Canton Schwyz, den berühmten Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen Marienbilde, zu welchem jährlich an 150,000 Gläubige pilgern. Ich betrat die Kirche. Im Mittelschiff erhebt sich ganz abgesondert die „Capelle der h. Jungfrau“, von schwarzem Marmor, mit einem Gitter versehen, durch welches man beim Scheine einer ewigen Lampe das Palladium, ein kleines Marienbild mit dem Kinde, von schwarzem Holze, erblickt, mit glänzenden Gewändern behangen, mit Kronen von Gold und Edelsteinen geschmückt. Vor dem Heiligthume lag ein Weib, Brust und Stirne wider den kalten Marmor einer Treppenstufe gepreßt, in wahrhaft ergreifender Inbrunst. Kann man solchem Glauben zürnen? Nein! Zürnen kann man Denen, welche das Wunder erfunden haben; zürnen kann man Denen, welche, obgleich sie selbst nicht an die Wunderthätigkeit des Bildes glauben, dieselbe dennoch, um eigennütziger Zwecke willen, Andere glauben machen. Aber so tiefer, aufrichtiger Inbrunst kann man nicht zürnen. Woraus geht dieselbe denn anders hervor als aus jenem tiefen Bedürfnisse nach Licht und Wärme, welches in uns Allen lebt und sich nur in verschiedener Weise äußert? So dachte und fühlte ich schon lange, und das zerknirscht flehende Weib rief mir unwillkürlich folgende Strophen in das Gedächtniß zurück, die ich bereits im Jahre 1840 niedergeschrieben hatte:

Ich schritt das Kirchlein jüngst entlang,
Der Tag war am Verscheiden,
Die Orgel rauschte tief und bang
Und voller voller Leiden.

Im Kirchlein hielt man Abendstund',
Die lieben Leute sangen,
Daß leise mir und unbewußt
In's Auge Thränen drangen.

Von Weh erfüllt war jeder Klang,
Von Schmerzen, tief und stille,
Wohl Mancher seine Hände rang:
„O Gott! erfüll', erfülle!“

Ein Jeder sucht Erleichterung
Für seine Herzbedrängniß,
Von Gott, von seiner eignen Kraft,
Vom Weltgeist, vom Verhängniß.

Doch Keiner findet Ruh und Rast
Bei allem, allem Streben,
Der unerfüllten Wünsche Last
Schleppt Jeder durch das Leben.

Und wenn der schönste Stern erlischt
In stiller Morgentagung,
Man glühend aus dem Auge wischt
Die Thräne der Entsagung.

Ich meide Pfaff und Kirche längst
Und werde fort sie meiden,
Doch mag ich für mein Leben gern
Euch lieben Leute leiden." —

Diese Sympathie für gläubige Inbrunst ist mir geblieben. Was aber das Meiden von „Pfaff' und Kirche" betrifft, so habe ich mir nicht Wort gehalten. Ich habe vielmehr auch unter dem Priestergewande häufig den Menschen gefunden, und in Italien sogar häufig die Kirchen besucht. Am hellen heißen Tage ist's so schattig und kühl in den hochgewölbten Kirchen mit ihren Marmorplatten; auch war ich immer andächtig, freilich in meiner Weise. —

In Genf wieder angelangt freute ich mich sehr, meine Freundinn durch den Einfluß der in Dieppe genommenen Meerbäder wieder ziemlich erholt zu sehen. Zu vollständiger Herstellung hatten die Aerzte nun noch eine Wintersaison in Nizza verordnet, und die Reise war schon beschlossen. Was mich angeht, so hatte ich auf meiner Reise bedeutend von Unordnungen des Blutes zu leiden gehabt, worüber ich dem Dr. Peliſſier damals komische Briefe geschrieben haben muß. Denn meine Stimmung dabei schwankte gewöhnlich zwischen dem Pathos des Schmerzes und der Selbstironie. Peliſſier fragte mich über Alles aus und sagte mir dann, daß auch mir zur besseren Wie-

derbelebung der ſo lange gelähmt geweſenen Organe ein Winter in Nizza gute Dienſte leiſten werde. Ich überlegte kurz. Was ich mir zu arbeiten vorgeſetzt hatte, konnte ich in Nizza eben ſo gut vollbringen als anderwärts; dazu lernte ich wieder ein neues Land und neue Leute kennen. Ich beſchloß daher mitzugehen. Auch Anſelmo Guerrieri erklärte ſich anſchließen zu wollen.

5. Reiſebericht von Genf nach Nizza.

— November 1853. —

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Von Genf nach Chambéry. Ein Gefeſſelter. Gegenſatz zwiſchen Schweiz und Savoyen. Freiheit der Preſſe und gemäßigter Fortſchritt im Königreich Sardinien. Eine Langue de Dijon. Elephantenmonument und Ständchen in Chambéry. Durch das Iſere-Thal nach Grenoble und Valence. Bayard. Diligencen-Wirthſchaft. — Die Familie Bathyany und Biſchof Horvath. Avignon. Jourdan Coupe-tête und Petrarca. Per Eiſenbahn nach Marſeille. Das Meer.

Eines Morgens zu Anfang November 1853 beſtiegen wir alſo die Diligence von Genf nach Chambéry, Frau S. mit ihren Töchtern, Anſelmo und ich. Die Söhne waren, der eine in London, der andere in Deutſchland, und ich rückte von nun an vollſtändig in die Rechte und Pflichten eines wirklichen Mitgliedes der Familie ein, wobei ich wahrlich nicht zu kurz kam. Frauen wiſſen uns die Dienſtleiſtungen, welche wir Männer beſſer verrichten, durch tauſenderlei Aufmerkſamkeiten zu vergelten, welche uns das Leben angenehmer machen. Trotz des unfreundlichen Morgens hatten ſich am Wagen mehrere Freunde und Freundinnen des Hauſes mit duftigen Abſchiedsſträußen eingeſtellt und

es ging nicht ganz ohne naſſe Augen ab. Frauen, welche durch ſchlichte Natürlichkeit und angeborene Feinheit eine ſo behagliche Atmoſphäre um ſich verbreiten, welche alle Welt ſo ohne alle Abſicht gewinnen, wie Frau S., ſind aber auch nicht gar häufig.— Die Peitſche knallte und wir rollten aus der trefflichen Schweiz der ſavoyiſchen Gränze zu.

Ja! aus der trefflichen Schweiz! Es war nun ſeit vier Jahren zum erſten Male, daß ich ihren Boden verließ, und mir war zu Muthe als wenn ich von einem zweiten Vaterlande ſchiede. Ja macht nur Chorus gegen dieſe Schweiz, ihr Ariſtokraten und Communiſten, ihr Einen, weil hier kein Raum iſt für das behagliche Polſter des trägen Vorrechts, ihr Anderen, weil hier der Boden mangelt für euren widerwärtigen Gleichheitsdespotismus! Aber hier herrſcht friedliche Freiheit, dieſer Lebensſporn für alle nützliche Thätigkeit, hier herrſcht rühriges Schaffen, practiſche Lebensweisheit und weitverbreiteter Wohlſtand. Gewiß bleibt auch in der Schweiz Manches zu wünſchen übrig. Aber Regel iſt doch wenigſtens, daß ſie Dich in Entfaltung Deiner Kräfte und Beſtrebungen nicht hindert. Das iſt ſchon ſehr Viel; ja eigentlich ſollte für die gewöhnlichen Fälle, außer Unmündigen, Kranken und Krüppeln, kein Menſch vom Staate Mehr verlangen.

Nach Verlauf einer ſtarken Stunde überſchritten wir bei St. Julien die ſavoyiſche Gränze. Die Sonne war des ſtarken Morgennebels noch nicht Meiſter geworden; unſere Blicke blieben daher vorderhand auf Dasjenige beſchränkt, was ſich auf der Straße ſelbſt und in deren nächſter Umgebung darbot. Sieh da einen ſauberen jungen Burſchen mit gefeſſelten Händen, aber mit ſtolz in den Nacken geworfenem Lockenkopfe, von zwei Gensdarmen in ihren quer aufgeſetzten Napoleonshüten escortirt. Dieſe, die Stirne und Naſe gänzlich freigebende, ja hervorhebende Kopfbedeckung iſt ordinairen Geſichtern außerordentlich ungünſtig und kann gewiſſe Geſichtsausdrücke bis zum Entſetzlichen ſteigern. Der Gefeſſelte ſah gar nicht aus wie ein Spitzbube, viel eher wie Einer, der öffentlich ein zu kühnes Wort der Ueberzeugung

5. Reiſebericht von Genf nach Nizza.

— November 1853. —

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Von Genf nach Chambéry. Ein Gefeſſelter. Gegenſatz zwiſchen Schweiz und Savoyen. Freiheit der Preſſe und gemäßigter Fortſchritt im Königreich Sardinien. Eine Langue de Dijon. Elephantenmonument und Ständchen in Chambéry. Durch das Iſere-Thal nach Grenoble und Valence. Bayard. Diligencen-Wirthſchaft. — Die Familie Bathyany und Biſchof Horvath. Avignon. Jourdan Coupe-tête und Petrarca. Per Eiſenbahn nach Marſeille. Das Meer.

Eines Morgens zu Anfang November 1853 beſtiegen wir alſo die Diligence von Genf nach Chambéry, Frau S. mit ihren Töchtern, Anſelmo und ich. Die Söhne waren, der eine in London, der andere in Deutſchland, und ich rückte von nun an vollſtändig in die Rechte und Pflichten eines wirklichen Mitgliedes der Familie ein, wobei ich wahrlich nicht zu kurz kam. Frauen wiſſen uns die Dienſtleiſtungen, welche wir Männer beſſer verrichten, durch tauſenderlei Aufmerkſamkeiten zu vergelten, welche uns das Leben angenehmer machen. Trotz des unfreundlichen Morgens hatten ſich am Wagen mehrere Freunde und Freundinnen des Hauſes mit duftigen Abſchiedsſträußen eingeſtellt und

es ging nicht ganz ohne naſſe Augen ab. Frauen, welche durch ſchlichte Natürlichkeit und angeborene Feinheit eine ſo behagliche Atmoſphäre um ſich verbreiten, welche alle Welt ſo ohne alle Abſicht gewinnen, wie Frau S., ſind aber auch nicht gar häufig.— Die Peitſche knallte und wir rollten aus der trefflichen Schweiz der ſavoyiſchen Gränze zu.

Ja! aus der trefflichen Schweiz! Es war nun ſeit vier Jahren zum erſten Male, daß ich ihren Boden verließ, und mir war zu Muthe als wenn ich von einem zweiten Vaterlande ſchiede. Ja macht nur Chorus gegen dieſe Schweiz, ihr Ariſtokraten und Communiſten, ihr Einen, weil hier kein Raum iſt für das behagliche Polſter des trägen Vorrechts, ihr Anderen, weil hier der Boden mangelt für euren widerwärtigen Gleichheitsdespotismus! Aber hier herrſcht friedliche Freiheit, dieſer Lebensſporn für alle nützliche Thätigkeit, hier herrſcht rühriges Schaffen, practiſche Lebensweisheit und weitverbreiteter Wohlſtand. Gewiß bleibt auch in der Schweiz Manches zu wünſchen übrig. Aber Regel iſt doch wenigſtens, daß ſie Dich in Entfaltung Deiner Kräfte und Beſtrebungen nicht hindert. Das iſt ſchon ſehr Viel; ja eigentlich ſollte für die gewöhnlichen Fälle, außer Unmündigen, Kranken und Krüppeln, kein Menſch vom Staate Mehr verlangen.

Nach Verlauf einer ſtarken Stunde überſchritten wir bei St. Julien die ſavoyiſche Gränze. Die Sonne war des ſtarken Morgennebels noch nicht Meiſter geworden; unſere Blicke blieben daher vorderhand auf Dasjenige beſchränkt, was ſich auf der Straße ſelbſt und in deren nächſter Umgebung darbot. Sieh da einen ſauberen jungen Burſchen mit gefeſſelten Händen, aber mit ſtolz in den Nacken geworfenem Lockenkopfe, von zwei Gensdarmen in ihren quer aufgeſetzten Napoleonshüten escortirt. Dieſe, die Stirne und Naſe gänzlich freigebende, ja hervorhebende Kopfbedeckung iſt ordinairen Geſichtern außerordentlich ungünſtig und kann gewiſſe Geſichtsausdrücke bis zum Entſetzlichen ſteigern. Der Gefeſſelte ſah gar nicht aus wie ein Spitzbube, viel eher wie Einer, der öffentlich ein zu kühnes Wort der Ueberzeugung

gesprochen; und den Mädels that das Herz im Leibe weh um den hübschen Burschen. — Auch Das ist eine der unseligen Folgen des Jahres 1848, daß man heutzutage unter den vielen Gefesselten, welche man auf allen Landstraßen antrifft, nie mehr recht sicher ist, einen „rechtschaffenen Spitzbuben“ vor sich zu haben. Früherhin konnte man sich doch in seiner warmen Postwagenecke jenem behaglichen Grauen hingeben, welches die sichere Tugend gegenüber dem gefesselten Laster empfindet. Heutzutage verspürt man sogar häufig sträfliche Sympathieen und die heilsame Scheidewand zwischen Tugend und Laster droht mehr und mehr von einer allgemeinen Verwirrung aller Begriffe überfluthet zu werden. Was wir von Menschen, menschlichen Wohnungen und menschlicher Wirthschaft auf unserem Wege zu sehen bekamen, stach meist durch Verwahrlosung und Aermlichkeit unvortheilhaft gegen die saubere Ordnung und die Spuren der Wohlhabenheit ab, welche in der Schweiz so häufig sind. Wer einmal über den Genfer See gefahren ist, dem sagen wir damit gewiß nichts Neues. Da liegt auf den beiden Ufern, hier dem schweizerischen, dort dem savoyischen, der Gegensatz sich handgreiflich gerade gegenüber. Man mag ihn nun sehen wollen oder nicht, er drängt sich Jedermann auf. Von Tendenzmacherei ist hier um so weniger die Rede, als ich nicht so bornirt bin, der Monarchie alle diese Uebelstände zur Last legen zu wollen. Ich thue Das eben so wenig, als ich der Monarchie die schönen braunen Augen voll schwimmenden Glanzes jener Knaben zuschreibe, die dort am Wege spielen, Augen, in denen sich mehr Innigkeit als Klarheit, mehr Fähigkeit zur Hingebung als Bedürfniß der Selbstherrschaft ankündigen. Vielmehr ist es der Volkscharakter, aus welchem die Zustände, die socialen wie die politischen erwachsen. Ein jedes Volk bringt eben hervor, was es vermag, was seinen Kräften und Bedürfnissen entspricht. Uebrigens herrscht hier zu Lande im Augenblicke ein ziemlich anständiger Grad von Freiheit. Ein Paar Blicke in die caution- und stempelfreien sardinischen Blätter überzeugen Dich, daß die Presse hier viel freier ist als in Deutschland. Die Regierung selbst bewegt sich in mancher Richtung,

so z. B. dem Clerus gegenüber, auf der Bahn des allmähligen Fortschrittes. Freilich hört man viel darüber klagen, daß die Steuervermehrung sich eines weit gedeihlicheren Fortschrittes erfreue, und für den Volkswohlstand ist es gewiß nicht gleichgültig, ob auf den Kopf, wie in der republikanischen Schweiz, eine durchschnittliche Steuerquote von etwa 12 Franken, oder, wie im Königreich Sardinien, von etwa 25 Franken kommt. Diese Klagen sind übrigens nicht selten von dem Geständnisse begleitet, daß die Steuerzunahme zum Theil gerade in den Freiheitsbestrebungen der letzten Jahre, den leider mißglückten, ihren Grund habe.

Allmählig begann auch das Wetter sich aufzuhellen und wir bekamen noch einen schönen Tag. Der Herbst stand in dem vollen Schmucke seines melancholischen Farbenreichthums, vom noch frischen Grün durch alle Schattirungen von Gelb und Braun hindurch bis zum hellen Roth des absterbenden Kirschblattes. Aus den Wiesen brach schon der gelbe Schimmer der Vergänglichkeit hervor, und die nicht an Stöcken aufgebundenen, sondern schon nach italienischem Brauche in Guirlanden von Baum zu Baum gezogenen Reben waren gänzlich abgeerndtet. Nur hie und da huschte eine Schwarzdrossel, welche noch eine vergessene Beere gefunden hatte, durch die gelichteten Räume ihrem dichteren Verstecke zu. Rechts und links erhob sich in wechselnder Gestaltung schönes Gebirg, hinter welchem von Zeit zu Zeit die Schneehäupter der Savoyeralpen in heiterer Würde hervorschauten.

Gegen Mittag hielten wir vor dem Gasthofe eines kleinen Ortes; der Conducteur kündigte uns an, daß uns die nöthige Zeit gestattet sei, hier ein Mahl einzunehmen. Soviel stand nun von Vorne herein fest, daß wir in diesem Gasthofe kein Mahl zu uns nehmen würden, da Frau S. mit Kennerschaft für kalte Küche und Wein vorgesorgt hatte, welche unbedingt vorzüglicher waren, als Alles, was man uns hier vorsetzen konnte. Dagegen schien es den Damen etwas hart, die Hoffnungen des Wirthes nicht nur zu täuschen, sondern auch noch, Angesichts seiner ge-

deckten Tafel, unsere eigenen Vorräthe kaltblütig zu verzehren und ihm die Knochen vor die Thüre zu werfen. Möglich! Doch

„Thöricht ist's,
In allen Stücken billig sein; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören!"

Mir schien es, bei der lebendigen Eßlust Aller und den empfindlichen Verdauungswerkzeugen Einiger, eine wahre Grausamkeit gegen uns selbst, diese zwanzig Minuten gelegener Ruhe wie eine Ewigkeit mißbehaglich zu vergähnen, um nachher, wenn der Wagen sich wieder in Bewegung gesetzt, mit wackelnden Händen hastig hinüber und herüber zu reichen und unseren guten Wein halb zu verschütten. Ich setzte denn auch durch, daß ein goldgebräuntes Huhn und eine rosige Langue de Dijon hervorgeholt, auch eine Flasche Bordeaux schallend entpfropft wurde. Schon der bloße Anblick gab uns Allen Stärke; als aber gar erst einige Bissen genossen und ein Schluck gekostet war, da trat an die Stelle übelverstandener Humanität das feierlichste Rechtsbewußtsein, und unsere sämmtlichen Vorräthe waren binnen Kurzem mit heiterem Muthe aufgezehrt. Doch äußerte am Schlusse, zur Beschwichtigung jeden Scrupels, noch eine gute Seele, unsere Selbstverläugnung würde dem armen Wirthe ja doch keinen wirklichen Vortheil gebracht haben; das ihm zusätzlich zugefügte Uebel sei nur ein eingebildetes, habe sich hingegen für uns zur entschiedensten Wohlthat gestaltet. So mächtig wirkt eine treffliche Mahlzeit auf die Gesinnungen der Menschen. Die Ochsenzunge von Dijon war im Tode beredter gewesen, als meine lebendige Rede. — Dieses kleine Ereigniß ist mir im späteren Zusammenleben mit meiner Adoptiv-Familie oft zu Statten gekommen. So oft die Opfer auf dem Altare der Humanität oder der Convenienz zu groß zu werden drohten, mahnte ich nur an die Langue de Dijon, und es wurde sofort aus langweiliger Gesellschaft aufgebrochen oder in irgend anderer Weise der Pflicht der Selbsterhaltung Genüge gethan.

Gegen Abend langten wir wohlbehalten in Chambéry an. Das Wetter hatte sich wieder zum Schlimmen gewendet, wir

hatten ohnehin keinen Ueberfluß an Zeit, und so wurde kurzweg beschlossen, die Merkwürdigkeiten Chambéry's, einschließlich des Elephantenmonumentes, nicht in Augenschein zu nehmen. Wer gerade besondere Sehnsucht nach Elephanten empfinde, dem wurde anheim gestellt, sich aus seinen Menagerie-Erinnerungen ein naturgetreueres Bild dieser Thiergattung herzustellen, als die vier hochbeinigen Rüsselträger mit hochgewölbten Stirnen und kleinen Ohren an dem gedachten Denkmale gewähren, welches man einem gewissen General de Boigne zu Ehren errichtet hat, der sich im vorigen Jahrhundert in Ostindien bedeutende Reichthümer erwarb und bei seinem Tode seine Vaterstadt Chambéry reichlich bedachte. Diese unsere Geringschätzung stützte sich auf die Autorität Vogt's in „Ocean und Mittelmeer." — Sodann wurde beschlossen, eine warme Mahlzeit einzunehmen, und darauf der Militairmusik, welche sich in der Nähe unseres Gasthofes eben zu einer Serenade versammelte, mit behaglicher Herablassung aus unseren Fenstern so zuzuhören, als wenn diese Serenade eigens zu Ehren unserer Ankunft dargebracht würde. Wer wollte uns daran verhindern, und wenn wir diese Vorstellung wirklich in uns zu erzeugen vermochten, was hatte dann die Standesperson, der die Huldigung wirklich galt, vor uns voraus? — Die Hauptfrage aber blieb noch zu erledigen, die nämlich, ob die kommende Nacht uns auf den unwirthbaren Schneekuppen des Mont-Cenis oder in der gastlich-warmen Vertiefung hiesiger Betten finden solle? Für den letzteren Fall bot sich uns des anderen Morgens der Weg durch Frankreich dar, durch das Isère-Thal mit der Diligence nach Grenoble und Valence, von da mittelst Dampfbootes rhoneabwärts bis Avignon, von Avignon per Eisenbahn bis Marseille, und von Marseille dann zur See oder per Achse längs der Küste nach Nizza. Wir waren eigentlich in der Absicht nach Chambéry gekommen, unsere Reise ganz auf sardinischem Gebiete über den Mont-Cenis und den Col de Tende zurückzulegen. Zur Reise durch Frankreich hätten wir besser gethan, uns von Genf gleich nach Lyon einzuschreiben. Dies war aus guten Gründen nicht geschehen. Unterdessen war

aber das Wetter so bedenklich geworden und die Leute sprachen von Dem, was uns da oben möglicher Weise bevorstehe, so schlimm, daß das abschreckende Bild, welches Vogt von seiner Reise über die beiden Pässe bei ungünstigem Wetter entworfen hat, mit voller Lebhaftigkeit in unserer Phantasie wieder erwachte. Vergeblich waren alle heroischen Erinnerungen. In dieser Gegend war bereits vor mehr als 2000 Jahren Hannibal mit 50,000 Mann, 9000 Reitern und 37 Elephanten über die Alpen gegangen; — ob über den kleinen St. Bernhard, den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre oder welchen anderen Paß, darüber siehe die resultatlosen Untersuchungen von 38 Gelehrten! — Aber er brachte auch nur die Hälfte seines Heeres nach Italien hinüber. Wir aber wollten kein theueres Haupt einbüßen. Zudem versicherte man uns, daß wir von hier aus auch ohne das Visa des französischen Gesandten die Reise durch Frankreich sorglos unternehmen könnten. Es sei schon öfter vorgekommen, daß Reisende, welche ursprünglich den Weg durch Piemont zu nehmen beabsichtigt hätten, durch das schlechte Wetter gezwungen worden seien, hier ihren Reiseplan zu ändern und durch Frankreich zu gehen. In solchen Fällen hätten die französischen Behörden immer billige Rücksicht darauf genommen, daß in Chambéry kein französischer Consul residire. Der Regen schlug unlieblich an die Scheiben, wir warfen einen nochmaligen Blick auf die Karte; — dort ein schwarzes, verhängnißvolles Gewirre in die Kreuz und Quere laufender Gebirgslinien, hier die freundliche Oeffnung des ebenen, übersichtlichen Isère-Thales! — und unsere Entscheidung war gefaßt. Wir zogen den sicheren längeren Weg dem gewagten kürzeren, die anspruchslose Bequemlichkeit der rühmlichen Beschwerde vor. Also wirkte der Genius der deutschen Nation selbst noch in Einem ihrer Verbannten, freilich nicht mit der ganzen Kraft seines eigenthümlichen Wesens. Hätte er so gewirkt, so hätten wir eigentlich niemals an dem Orte unserer Bestimmung anlangen dürfen. Ein so vollständiges Resultat kann ich aber der Wahrheit gemäß nicht behaupten. Vielmehr kamen wir wirklich in Nizza an, wenn auch nicht ohne

auf unserem »sicheren« und »bequemeren« Wege eben so viele Unannehmlichkeiten und Hindernisse erduldet zu haben, als uns bei dem kürzeren Wagnisse nur hätten zustoßen können. So gefällt sich das Schicksal darin, von Zeit zu Zeit die brutale Ueberlegenheit des dummblinden Zufalls über die weise Berechnung vernünftiger Menschen zu plumper Geltung zu bringen.

Des anderen Morgens rutschten wir also durch das Isère-Thal der französischen Gränze zu. Mit den Pässen ging es ganz gut ab; dagegen war das Wetter ungünstig. Leider fanden wir die malerische Dauphiné in trübe Regenschleier gehüllt, welche nur selten und strichweise von einzelnen Sonnenstrahlen durchbrochen wurden. Des Nachmittags rollten wir bei schallendem Regen nach Grenoble hinein, dem römischen Gratianopolis. In der Nähe Grenoble's ist Bayard, der »chevalier sans peur et sans reproche«, geboren, welchem zu Ehren sich auf dem St. André-Platz eine colossale Bronzestatue erhebt. Von nun an bis nach Marseille blieb der Regen unser beständiger Begleiter, was uns um alle vor uns liegenden Naturscenen und Merkwürdigkeiten brachte. Von Grenoble ging's die Nacht durch nach Valence, wo wir des anderen Morgens in der Frühe anlangten. Ich war wie gerädert; diese Diligencen-Wirthschaft französischer Privatgesellschaften ist streckenweise ein wahrer Scandal. Man nimmt Dich und packt Dich da hinein wie einen trockenen Stockfisch. Von bestimmten Plätzen ist durchaus keine Rede. Je mehr Passagiere, desto besser. Man hatte mich mit anderen Unglücksgenossen in ein oberes Coupé neben den Conducteur gepackt. Ich konnte kein Glied rühren, ein Griff nach dem Taschentuch erschien als anarchisches Gelüste, und meine Seufzer wie meine Flüche verloren sich ohnmächtig in den dichten Gestankwolken einer pechschwarzen Cigarre, welche der eben so hart- als breitschulterige Conducteur gleichgültig vor sich hinplotzte. Mein Zustand war der Art, daß ich sogar mit einer Art verzweifelter Inbrunst unserer preußischen Büreaukratie gedachte, welche Dir doch für Dein gutes Geld auch einen guten, sauberen und bequemen Platz liefert. Ich bin gewiß gegen das Monopol im Allgemeinen;

wenn aber einmal, wie bei Posten, Eisenbahnen und anderen großen Unternehmungen, sich die Natur der Sache der Zulassung der freien Concurrenz entgegenstellt, so sei es auch der Staat selbst, welcher das Monopol im Namen und zum Vortheile Aller ausübt.

Unweit Valence mündet das Isère- in das Rhone-Thal. Die seitdem eröffnete Eisenbahn von Valence nach Avignon war noch nicht fertig. Wir bestiegen daher das alsbald von Lyon eingetroffene Dampfboot. Der anhaltende Regen bannte uns fortwährend in die Cajüte. Der ganze Rhonelauf von Valence bis Avignon, mit seinen Brücken, Inseln und Zuflüssen, mit seinen Ufergefilden, Städtchen, Dörfern, Bergen und Schlössern ging uns verloren. Doch konnte man noch eben sehen, wie auf dem rechten Rhoneufer, etwa gegenüber Montélimart, das Gebirg von den Sevennen her dicht an die Rhone herantritt. Hier, von Montélimart nur durch den Lauf des Flusses getrennt, liegt auch das Lava-Dorf Rochemaure, in dessen Nähe sich drei pyramidalische Lavafelsen erheben, von denen man einer herrlichen Aussicht über die Dauphiné von der Rhone bis zu den Alpen genießen soll. Für Das, was ich oben entbehrte, wurde ich jedoch in der Cajüte durch eine neue Bekanntschaft entschädigt. Es war dies eine Dame von aristokratischem Aeußeren in Trauer, von edlem und zugleich wohlwollendem Gesichtsausdrucke, nicht ohne Stolz in der Haltung; doch schien es nicht der kalte, entfernende Stolz der Geburt, sondern der milde, zugängliche Stolz eines berechtigten Bewußtseins. Unter ihrer Hut bewegten sich drei Kinder: Eine etwa 14jährige Blondine, lieblich und harmlos wie ein junges Röslein, das gerade so weit erschlossen ist, um seine innere Röthe zu verrathen; eine jüngere Tochter von 8 bis 9 Jahren, ein graziöses Kind von mehr eigenthümlicher als regelmäßiger Gesichtsbildung, das Dir gleich ein Paar Fragen stellt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; und ein feingliedriger Junge von 5 bis 6 Jahren, von feinem braunem Teint, glänzendschwarzen großen Augen und dunkelbraunem Haare, ein wahres Bild von einem schönen Aristokratenknaben. Hast Du

den blonden Knaben in weißem Atlas im Palaſt Durazzo zu Genua geſehen, dieſes Meiſterwerk van Dyk's, an dem man ſich nicht ſatt ſehen kann? Dazu iſt's der dunkle Pendant. Der Knabe heißt »Alamir« und iſt der einzige Sohn des am 6. October 1849 zu Peſth hingerichteten Grafen Ludwig Batthyany. »Illona« und »Emmy« ſind ſeine beiden Schweſtern, die Dame in Trauer, deren Mutter, iſt die durch jenen tragiſchen Tod verwittwete Gräfin Batthyany. In ihrer Begleitung befand ſich der ehemalige Biſchof Horvath, welcher treulich zur Sache eines freien und unabhängigen Ungarns geſtanden hatte, und nun dem einzigen Sprößlinge ſeines verblichenen Freundes eben ſo treulich zur Seite zu ſtehen ſchien. Ein glückliches Zuſammentreffen wollte, daß die Familie Batthyany und Frau S. mit ihren Kindern, ſomit auch ich, ſpäter in Nizza dieſelbe Campagne als Nachbarn bewohnten.

Von Zeit zu Zeit lockte mich doch der Schall der Schiffsglocke auf's Verdeck. Alsdann ſprachen aus den dichten Regenſchleiern, durch welche hier eine alte Stadt, dort ein Fels matt hindurchſchien, allerlei Erinnerungen zu mir. Ringsum klaſſiſcher Boden! In dieſer Gegend ſetzte Hannibal, vor ſeinem berühmten Alpenübergange, über die Rhone. Dieſes ganze Land gehörte zur ehemaligen »Provincia romana«, dem erſten Beſitzthume der Römer in Gallien. Von hier aus unterwarf Cäſar binnen 7 Jahren das ganze übrige Gallien und dann auch, den Rubicon überſchreitend, — die Freiheit ſeines eigenen Vaterlandes. Ebenſo bahnte ſich 1800 Jahre ſpäter Napoleon durch ſeine italieniſchen Feldzüge den Weg zur Bewältigung jener großen Revolution, auf deren Schultern er ſich erhoben hatte. Und wieder war es hier, auf dieſem heißen Boden des Südens, wo dieſe große Revolution dereinſt in den hellſten Flammen auflo-derte. Von Lyon bis Marſeille, in Städten und auf dem Lande, welch ein Kampf zwiſchen den Freunden der Gironde und den Freunden des Berges! Lyon, Marſeille, viele andere große Städte, 72 Departemente, die große Mehrheit ganz Frankreichs hat ſich für die Blüthe des Landes, die Gironde, erklärt! Den-

auch unsern nicht glanzlichste Bildung und glanzlichste Wohlleben dieses Element zu Gute kommen; Das kann nur die Liebe jugendlicher Begeisterung. Aber auch vollendeter Art wird in jenem Zeitalter nicht Alles verloren gehen, weil auch die Gesellschaft künftig auf die Dauer nicht in Flucht und Begeisterung, sondern in Bildung und Wohlleben leben will.

Seht mich da in dem prächtigen Avignon empfangen, welches soeben seine Gesellschaft durch eben diese Revolution des Elements seinen Pabst entrissen und dem neuen Jahrhundert, der Mutter der Freiheit, erworben wurde! Mit Blumen und Gesang, mit prächtigen Thoren und glänzenden Gastmahlen eilt es sich dort über den Rhonestrom. Hier waren es die päpstlichen Legaten, welche eine schwelgende Rache über sich heraufbeschworen. Nicht umsonst weint Ihr so lange die Gefahr der Menschheit Ein menschliches Ungeheuer, Jourdan Coupe-tête, schwelgen Augenblicks, wird euch mit Blut und Blei in einem Meere blutigen Hasses ertränken, dessen Wogen noch heute grausenerregend an unser Gemüth schlagen. Doch nicht so laut, daß nicht der liebereiche Liederquell des unsterblichen Dichters, dessen Laura hier unter Nabenten Orangen wandelte, siegreich hindurchklänge! Siegreich? — Ist's denn schon wieder an der Zeit der Reden und Liebe? Ist denn schon die letzte Saat des Hasses, welche siegreiche Gewalt durch alle Lande hin ausgestreut hat, aufgegangen? Haben wir bereits lang genug gehaßt, um schon wieder zu lieben? — Ach! ein voller, warmer Mensch kann ja ohne Leides nicht leben, nicht ohne Haß, aber auch nicht ohne Liebe; und wer sich nicht durch Selbstmitleid bis zu dem Grade erweicht oder durch Selbstüberschätzung bis zu dem Grade verhärtet hat, um den rechten Gefühlssinn für die wirkliche Wahrheit zu verlieren, dem wird es in schlimmster Zeit an liebenswerthen Menschen, denen er sich anschließen kann, eben so wenig fehlen, als in bester Zeit an Gegenständen verdienten Hasses.

Die Eisenbahn von Avignon nach Marseille ging erst des Abends ab, und wir benutzten die uns gebotene Muße, um uns

nach so viel entnervendem Regen durch eine warme Tasse kräftigen Kaffee's zu stärken. Draußen im geräumigen Hofe unseres Gasthofes spielte ein in Lumpen gehülltes, vor Kälte zitterndes Mädchen auf einer schnarrenden Geige die Marseillaise; vor ihm auf und ab schritt breitspurig ein Priester Gottes in warmer schwarzer Soutane, mit pharisäisch aufgeschlagenem Breviere. Nachdem wir unseren Kaffee genossen und dem armen Kinde ein Paar Sous gegeben hatten, fuhren wir zur Eisenbahn. Nach kurzer Unterbrechung regnete es schon wieder, und der Mangel eines gedeckten Bahnhofes verpflichtete uns, diese meteorologische Beobachtung in ihrem vollen Umfange unter freiem Himmel zu machen. Endlich kam es zum Einsteigen und wir sausten durch die finstere Nacht pfeilschnell der Küste zu. Alsbald empfand ich ein merkwürdiges Leben und Weben in meinem ganzen Wesen. Meine innersten Lebensgeister richteten sich empor, mein Lebensmuth hob sich, und mancher Entschluß ward von der Hoffnung frohen Gelingens beflügelt. Einen so außergewöhnlichen Anreiz der Kräfte hatte ich seit der im letzten September auf der Wengernalp, 5330 Fuß über dem Meere, verbrachten Nacht, nicht wieder empfunden. Es war die Wirkung der Nähe des Meeres, welches bereits eine gute Strecke vor Marseille in Gestalt einer starken Bucht weit in das Land hereintritt. Θαλαττα! Θαλαττα! flog es rascher durch meine Pulse; Θαλαττα! Θαλαττα! bebte es mir freudig durch jeden Nerv. Und als ich des anderen Tages es selbst sah, das blaue, endlos wallende Meer, da erst fühlte ich den ganzen Zauber dieses Wortes, da erst vermochte ich jenen 10,000 wackeren Griechen das helle Entzücken nachzuempfinden, das ihre Herzen durchstürmt haben mag, als sie nach 15 monatlichem Marsche durch die staubigen Ebenen und wilden Gebirge des fernen Asiens endlich wieder das Meer erreichten und, ihre Schilde zusammenschlagend, laut ausriefen: Θαλαττα! Θαλαττα!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Marseille. Temperatur-Unterschied. Der Marseiller Hafen. Ausländische Vögel. Die Straßen Canebière, Beauveau und St. Ferréol. Zwei Statuen. Der Louvre. Das Lazareth mit seinen Pest- Cholera- und Typhus-Gemälden. Aussicht von Notre-Dame de la Garde. Marseille's rühmliche Vergangenheit. Eine Verfassungsbestimmung der alten Phokäer. Die Insel If mit ihrem Schlosse und ihren Gefängnißzellen. Zur See. Sturm. Seekrankheit. — Frejus und Cannes. Ankunft in Nizza. Gegensatz.

Im Hôtel Beauveau zu Marseille fanden wir Erholung von unseren bisherigen Beschwerden. Hier empfand ich auch zuerst einen bedeutenden Unterschied in der Temperatur. In Genf mahnten bereits die herannahenden Abende mit fühlbarer Nachdrücklichkeit, bei Zeiten die Fenster zu schließen. Dieselbe Mahnung hatte ich noch kürzlich in Chambéry verspürt. Ich war daher freudig überrascht, als wir, Anselmo und ich, uns hier bereits bis zu den Hüften entkleidet gegenüberstanden, und mein Blick plötzlich auf die noch offenen Fenster fiel. „Nichtwahr, Sie Eisbär," sagte Anselmo im vergnügten Tone des Wiedereintrittes in altersverwandte Rechte, „nichtwahr, das nenn' ich mir einen Himmel, und in meinem schönen Italien gibt's noch ganz andere!" Wir schlossen die Fenster, nicht ohne, zur vollen Erhaltung unseres freudigen Eindruckes, uns gegenseitig verschwenderischer Vorsicht zu beschuldigen, und legten uns mit Wohlbehagen zu Bette. Doch fühlte ich noch die eherne Schulter des Conducteurs aus der verflossenen Nacht und meine mißhandelten Nerven gaukelten mir dieses Ungethüm mit der pechschwarzen Cigarre im Traume wieder zur Seite. — Erst ziemlich spät fanden wir unsere Damen beim Frühstücke wieder. Auch sie fühlten sich durch das mildere Klima erleichtert: dazu hatte sich das Wetter während der Nacht aufgeklärt. „Nicht zu Land, zur See, zur See!" riefen die Mädchen und ich schloß mich ihnen eifrig an. Hätte Frau S. uns gleich alle Gründe gesagt, die sie gegen die Seefahr hatt, so würden wir gleichwohl nicht die

Abfahrt des nächsten Dampfbootes, welche erst nach einigen Tagen erfolgte, abgewartet, sondern sogleich Plätze in der Diligence genommen haben. Sie hatte nämlich früher einmal unter dem Klima von Marseille gelitten. Das verschwieg sie aber und machte uns nur auf das noch unsichere Wetter, auf den in dieser Jahreszeit oft plötzlichen Witterungswechsel und alle damit auf der See verbundenen Uebelstände aufmerksam. Wir aber hatten Zuversicht zum Wetter und malten uns die nächtliche Seefahrt mit den reizendsten Farben aus. Unter dem blauen, reichgestirnten Himmel auf dem Verdecke zu sitzen, auf dem schönwallenden Meere in die herrliche Nacht hineinzugleiten, um nach kaum zwölfstündiger Fahrt die Sonne aus den Fluthen über Nizza aufsteigen zu sehen, wer würde auch Das nicht einer mehrtägigen Verpackung in einen Wagen vorgezogen haben? Es war allgemein anerkannt, daß die Landreise von Nizza nach Genua, die wir jedenfalls doch einmal machen würden, diejenige von Marseille nach Nizza an Schönheit bei Weitem übertreffe; dazu kam der Reiz der Neuheit, der übele Nachgeschmack unserer letzten Postfahrt, — und die Mutter gab unserem einstimmigen Wunsche nach.

Nach dem Frühstücke schlenderten wir in den nahebei gelegenen Hafen. Es war der erste Seehafen, den ich sah. Der Hafen von Marseille wird als einer der schönsten des Mittelmeeres bezeichnet. Zwar konnten wir, von unserem Standpunkte, dem nördlichen Quai aus, den Mastenwald nicht in seinem ganzen Umfange übersehen; aber derselbe drängte sich mit seinen flatternden Wimpeln von Weitem heran, so daß man dessen Anfang nicht unterscheiden konnte. Der Eindruck war gewaltig; das Auge verfing sich in den tausend und abertausend Tauen, welche sich zierlich gegen die Helle abzeichneten, und die Phantasie versenkte sich sinnend in die gewaltigen Schiffsleiber, welche theils Producte des Landes, Wein, Olivenöl, Saffian, theils pontisches Getraide und alle Schätze des Orientes bargen. In den Magazinen am Ufer sah man die letzteren in schimmernden Farben ausgebreitet, auf den Schiffen schrieen die schaffenden

Matrosen, am Ufer wogte die geschäftige Menschenmenge und unter den Gehenden und Kommenden tauchte hier ein Beduine, dort ein Araber, dort ein Türke in seiner Nationaltracht auf. Mitten unter diesem großartigen Leben fesselte ein eigenthümliches Schauspiel unsere Blicke. Es war dies eine ganze Menagerie ausländischer Vögel, welche, in zahllosen Käfigen theils abgesondert, theils nach Spezies vereinigt, zum Verkaufe ausgeboten wurden. Sieh da alle möglichen Arten von Papageien, der da mit eigensinnig abwärts gekrümmtem Schnabel still in seinem Ringe sitzend, ein anderer mit verbissener Ungeduld von Stange zu Stange springend, wieder Andere das Leben leichter nehmend und allerlei tolles Zeug schwatzend! Ringsum eine Menge anderer Fremdlinge von allen Größen und im überraschendsten Gefieder, diese karmoisinroth, jene azurblau, diese von glitzerndem Grün und jene von flammendem Goldroth. Durch das bunte Völkchen ging eine Unruhe und ein Klagegezwitscher, wie Sehnsucht nach der Heimath. Ihr armen Kinder des Südens, — dachte ich — ihr seid noch unglücklicher als ich. Ihr seid nicht nur euerer Heimath, ihr seid auch euerer Freiheit beraubt, Gefangene im fremden Lande! — Sein Vaterland missen, ist hart; aber Allem vor geht die Freiheit! —

Des Nachmittags sahen wir uns die Stadt an, traten auch in mehrere Kaffee's, unter denen das Café de l'Univers durch den glänzenden Reichthum seiner Wandgemälde, Spiegel, Säulen, Statuen und Springquellen sich auszeichnet. Im Café turc wirst Du von koketten kleinen Türken in sauberer Nationaltracht bedient, welche uns vortreffliches Eis vorsetzten. Die Straßen Canebière, Beauveau, Saint-Ferréol darfst Du ja nicht versäumen auch Abends anzusehen. Alsdann entfalten dort Teppich-, Shawl-, Spiegel-, Möbel- und andere Magazine, unter dem günstigen Einflusse reicher Beleuchtung und geschmackvoller Anordnung, eine wahrhaft erstaunenswerthe Pracht. Ich stand halbe Stunden lang vor einzelnen dieser Magazine, die Einen zum Bourgeois machen könnten, gefiele man sich nicht darin, die Noth zum Anlaß der Weisheit und Tugend zu machen; der

Weisheit, daß man sich dieser Schätze ja viel reiner und sorgloser am Schaufenster erfreue als in deren schwülgenüssigem Besitze; der Tugend, daß dieser Besitz uns gar häufig zum Sklaven von Bedürfnissen mache, vor welchen die edleren Ansprüche des höheren Seelenlebens nur zu leicht zurücktreten.

Auf späteren Ausflügen in die Stadt bemerkten wir einen von der Büste Homer's überragten Röhrbrunnen mit der Inschrift: „Dem Vater Homer die Nachkommen der Phocäer, 1803“; auch ein dem Bändiger der Anarchie, Napoleon dem Dritten, von dem dankbaren Marseille in neuester Zeit errichtetes Ehrenthor. Lächle nicht so erhaben, o! Vater Homer! Gelten denn unaussprechliche Thaten nicht reichlich ein bloßes Epos in ausgesprochenen Worten?

Den stattlichen Cours sahen wir ohne die schöne Welt Marseille's, die Bäume der breiten Allee'n waren bereits stark entlaubt und die braunen Blätter raschelten scharftrocken über diese Wahlstatt der Toilettenturniere, der gefährlichen Blicke und der verliebten Abenteuer. — Ueberhaupt hatte der Herbst die Bäume bereits ernstlich geschüttelt; um so stärker war der neue Eindruck des überlebenden Olivengrüns und des riesigen Schilfrohres, das einen Mann zu Roß reichlich geborgen hätte.

Auch die am Nordende der Stadt am Meere gelegene Quarantaine-Anstalt, das Lazareth genannt, besuchten wir. Vorher sahen wir noch im Vorbeigehen am nördlichen Hafenquai das Hôtel de ville nach dem Plane des berühmten Puget, dessen Wohnhaus man Dir in einem anderen Stadtviertel zeigt, und von dessen Meißel sich mehrere bemerkenswerthe Arbeiten in Marseille vorfinden. — Im Lazareth kannst Du ein Bild David's sehen, des Conventmitgliedes, eine Scene aus der Pest darstellend, welche im Jahre 1720 sechzigtausend Einwohner Marseille's hinwegraffte. Ringsumher hängen mehrere andere Bilder verschiedener Meister, welche ähnliche Scenen zum Gegenstande haben. Diese Pest-, Cholera- und Typhus-Bilder machten mir alle einen mehr oder minder peinlichen Eindruck. Ich äußerte zu meiner Begleitung, daß ich nicht begreife, wie ein Maler ein

Vergnügen daran finden könne, so das Leben von seiner widerwärtigen Seite zum Gegenstande seiner Kunst zu machen, und uns die entstellende Macht der häßlichsten Krankheiten vor Augen zu führen. Das sind leider unvermeidliche Naturereignisse; aber der Pinsel des Künstlers, meinte ich, sollte sie vermeiden. »Sie hätten Recht", erwiederte Frau S., »wenn der Künstler dadurch nicht oft Gelegenheit erhielte, das Gegentheil versöhnend einzuführen und den peinlichen Eindruck des Naturereignisses durch Entgegenstellung des Menschlichschönen siegreich zu überwinden. Darin besteht dann gerade der Triumph seiner Kunst. Seh'n Sie denn nicht, wie hier ein Bischof, dort ein Ritter, der eigenen Gefahr nicht achtend, den Kranken hülfreich naht, seh'n Sie nicht den Strahl der menschlichen Liebe, welcher aus deren Augen auf die armen Opfer der Seuche herabfließt und diese Nacht des Elendes tröstlich erhellt? —« Ich räumte die Richtigkeit der Bemerkung im Allgemeinen ein; aber diese Bilder alle befriedigten mich nicht; der Eindruck des natürlich Häßlichen blieb vorherrschend und wurde durch die Entgegenstellung des Menschlichschönen nicht überwunden. Das behauptete denn auch Frau S. nicht; es genügte ihr, im Allgemeinen einen Irrthum berichtigt zu haben. Geh' Du drum lieber in's Marseiller Museum, lieber Leser, wo Du unter Anderem einige echte Rubens findest. Oder sieh' Dir auch, auf meines Freundes Hartmann Autorität, das Altarbild der Kirche v. St. Victor, einen Joseph mit dem Christuskinde, auch die h. Philomena und Jesus, wie sie mit den Aeltern aus dem Tempel kommen, in der Kirche Marie majeure an, zwei Bilder des frühverstorbenen Papety aus Marseille, eines der bedeutendsten Maler des modernen Frankreichs, der, wie Moritz sagt, »überall die Zukunft suchte."

Im Osten von Marseille erstreckt sich die Küste noch tiefer südlich in's Meer hinein, unmittelbar hinter Marseille sogar mit einer westwärts zurückkehrenden Spitze. In dieser Richtung liegt das Fort: »Notre-Dame de la Garde«, von welchem aus man, nach Norden gewendet, eines großartigen Ueberblicks über Stadt, Hafen, Bucht und Land genießt. Der Hafen leckt in Gestalt

einer riesigen Zunge von Westen nach Osten in's Herz der Stadt hinein, so daß Schiffe und Häuser, Masten und Schornsteine dicht nebeneinander erscheinen. Ueber die Stadt weg erreicht Dein Auge das Küstengebirge, welches nördlich den Horizont schließt. Nach Westen hin gleitet Dein Blick aus dem Hafen in die Bucht, wo sich Dir mehrere Inseln, darunter die Inseln Ratonneau und If, darbieten. Auf der entgegengesetzten Seite, in südöstlicher Richtung, führt die Straße nach Rom.

Das ist also die Stadt der alten Phocäer, dieser wackeren Griechen, welche lieber, als daß sie ihren Nacken dem Joche des Cyrus beugten, Haus und Hof ihrer alten Heimath verließen, um sich hier durch rüstiges Streben ein neues Leben der Freiheit, des Wohlstandes und der Bildung zu erobern; Das ist also die unabhängige und freiheitliebende Massilia, welche dem großen Cäsar, bei dessen erstem Schritte über den Leib der altrömischen Republik zur Dictatur, ihre Thore verschloß und dafür schwere Leiden erduldete; Das ist also das republikanische Marseille, welches gegen einen „Veto“ sagenden König seinem wackeren Barbaroux jene 600 im Liede unsterblich gewordenen Männer mit dem lakonischen Auftrage zuschickte: „Auf! und schlagt den Tyrannen nieder!“ — Hattest Du, o Hauptstadt des Südens und zweite des Reichs nicht auch den König der Rednerbühne, vor dessen Worte die Throne Europa's erbebten, zu Deinem Vertreter erkoren? Ja! Mirabeau vertrat zwar seine Heimathstadt Aix in der Constituante; aber er war auch Erwählter von Marseille. — Ein schöner geschichtlicher Grund, auf den nicht jedes Denkmal neueren Datums paßt!

Das war ein merkwürdiges Völkchen, die alten Phocäer. Ursprünglich war ihre Verfassung ganz demokratisch. Auch später noch blieben ihre alten mithergebrachten Gesetze öffentlich ausgestellt; aber man mischte ihnen conservative Bestandtheile aller Art bei. Erblichkeit und Familienvorrechte blieben nach wie vor ausgeschlossen; auch griff man nicht zum Auskunftsmittel des Census, dagegen verlangte man, daß jeder Erwählte des Volkes Frau und Kind habe. Wie scheint Ihnen eine solche Verfas-

sung, wendete ich mich zu den Mädchen, worauf mir Fräulein B. rasch und kurzweg erwiederte: „Wer sich bloß aus politischem Ehrgeize verheirathet, Der kann es auch lieber ganz bleiben lassen.“ Sachte! sachte! beschwichtigte ich, die Verfassung gab ja nur einen allgemeinen Sporn zum ehelichen Leben, sie sagte nicht: Du sollst Dich ohne Neigung verheirathen.

Diese Verfassungsbestimmung der Phocäer frischte eine Erinnerung aus meiner Heimath in meinem Gedächtnisse auf, welche ich den Damen mittheilte. Im Jahre 1848, bei den Wahlen zum Frankfurter Parlamente seeligen Andenkens, sagte ein reicher Trierer zu mir: „Sie sind ein ganz ordentlicher Mensch, lieber Simon, ich habe Ihnen Nichts vorzuwerfen; aber Ihrem jugendlichen Ungestüm fehlt auch jeder äußere Zaum. Sie haben weder Haus und Hof, noch sonstiges Vermögen, — hätten Sie noch Frau und Kinder, so wollte ich Ihnen gerne meine Stimme geben; aber es hält Sie auch gar Nichts zurück; weiß Gott, wo Sie Springinsfeld dereinst inne halten werden!“ — Der gute Mann wußte gewiß nicht, daß er damit nur einen Gedanken aussprach, den schon die alten Massilier in ihrer Verfassung verwirklicht hatten. Von seinem Standpunkte aus mag er Recht gehabt haben; mir aber ist es ganz lieb, daß ich nicht verheirathet war. Denn entweder hätte die Liebe zu Frau und Kind meine freie Entwicklung wirklich gehemmt, oder ich wäre jetzt viel übler daran als ich es wirklich bin.

Des anderen Tages machten wir noch in Gemeinschaft mit der Familie Batthyany, welche ebenfalls im Hôtel Beauveau abgestiegen war, eine Ruderfahrt nach der Insel If mit ihrem Schlosse. Den Eingang des Marseiller Hafens bewachen rechts das Fort St. Jean, links das Fort St. Nicolas. Die Ausläufer der Felsen, auf welchen sich diese Forts erheben, treten hier so nahe zusammen, daß der Hafen mit einer Kette geschlossen werden kann. Das Meer war herrlich an diesem Tage, von majestätischer Ruhe, klar und durchsichtig, und die Sonne goß ihr strahlendes Gold reichlich über die wallende Fluth. Obgleich unsere Fahrt etwa anderthalb Stunden währte, verspürte doch

Niemand auch nur eine Anwandlung von Seekrankheit. Unsere Hoffnungen auf eine glückliche Nachtfahrt nach Nizza stiegen in dem Maaße, daß Frau Batthyany ihrer Tochter Emmy, die sich rasch mit B. befreundet hatte, gestattete, unter dem Schutze der Frau S. mit uns zur See zu gehen. Auch Bischof Horvath schloß sich uns an, während die Gräfinn mit ihren jüngeren Kindern den Landweg in eigenem Wagen nahm. — Das Schloß If diente zu verschiedenen Zeiten als Staatsgefängniß für verschiedene Verbrecher. Jetzt liegt eine kleine Garnison da. Außerdem bemerkten wir dort eine Anzahl unbeschäftigter Soldaten, welche, wie sie uns sagten, zur Ueberfahrt nach Algier bestimmt waren, wahrscheinlich zur Strafe. Sie schienen mit ihrem Loose Nichts weniger als zufrieden zu sein. Einige von ihnen sowie mehrere Arbeiter folgten uns, als uns der Pförtner mit rasselndem Schlüsselbunde voranschritt. Er öffnete uns viel knarrende Thüren und machte uns mit den ehemaligen Bewohnern der einzelnen Gefängnisse bekannt. „Meine Damen, das Gefängniß von Monte-Christo!“ Glaub's, wer will! — Dagegen saß hier in unbestreitbarer Leiblichkeit Egalité, Herzog von Orleans, dort Mirabeau, König der Rednerbühne; ein anderes Gewölbe umschloß noch vor Kurzem eine Anzahl Junikämpfer aus dem Jahre 1848. Die Soldaten und Arbeiter, welche uns gefolgt waren, machten uns auf allerlei Schnitzwerk aufmerksam, welches die Gefangenen mit einfachen Messern in die Mauersteine gegraben hatten. Einzelnes davon war ganz sauber ausgearbeitet. Ja, da seien gar geschickte Arbeiter drunter gewesen, meinten unsere Begleiter. Vor einer eingeschnitzten Traube wandte sich Anselmo lächelnd um und sagte: »Le raisin n'était pas encore mûr«. Ueber das Antlitz unserer Begleiter, die wohl merken mochten, daß diese Worte aus demokratischem Munde kamen, blitzte ein beifälliges Lächeln, das zwar nicht laut zu werden wagte, das aber zu sagen schien: Das nächste Mal wird sie hoffentlich reif sein, die Traube! — Ja! reif wird sie wohl einmal werden, ihr lieben Leute; aber reif in

dem Sterne, daß für Jedermann ein gleichsüßes Korn abfalle, fürchte ich, wird es nie!

Unterdessen war der Tag der Abfahrt des »Héraut« herangekommen. Glücklicher Weise fühlte Frau S., welche auch diesmal unter dem Einflusse eines entnervenden Südwindes ernstlich zu leiden gehabt hatte, sich wieder stark genug, um die Reise zu unternehmen, und so stiegen wir eines schönen Abends mit den besten Aussichten zu Schiffe. Wir hatten einige Stunden vorher ein leidliches Abendessen zu uns genommen. Es schien uns eben so unweise, der Seekrankheit einen durch Nahrungsbedürfniß geschwächten, als einen durch die ersten Anstrengungen der Verdauung in Anspruch genommenen Körper entgegen zu setzen. Wir richteten uns alsdann mit unseren Shawls, Mänteln und Pelzen darauf ein, die ganze Nacht auf dem Verdecke zuzubringen, einmal, um den Tücken der Seekrankheit, deren Macht in den geschlossenen Schiffsräumen größer ist, um so sicherer zu entgehen, dann aber auch, um die »ambrosische« Nacht in vollen Zügen bis zur Neige zu genießen. Das Firmament war dunkelblau und von diamantenen Sternen belebt; das Meer wiegte sich in majestätischer Ruhe. Wenn nur der Capitain kommen wollte, daß wir hinausführen, vor uns die schimmernde Küste, jenseits das endlose Meer! Viertelstunde auf Viertelstunde verging. Unverantwortlich! Der sitzt vielleicht noch behaglich hinter einer Flasche Weins, während hier eine ganze Gesellschaft seiner mit Ungeduld harrt. Endlich, anderthalb Stunden nach der zur Abfahrt bestimmten Zeit, langt er an.

Diese anderthalb Stunden hatten gerade hingereicht, um dem Wetter einen ganz anderen Charakter zu geben. Widerstrebende Windstöße hatten sich erhoben, Wolken auf Wolken wälzten sich drohend heran, die lieben Sternlein schlichen sich eins nach dem anderen davon, und das Meer begann sich unruhig hin und her zu wälzen. Beginnt's nicht schon zu regnen, sagte ich, die Hand ausstreckend, und ein Paar volle Tropfen bestätigten meine Befürchtung. Wir waren noch keine Stunde hinter Marseille, als das Wetter bereits einen entschieden stürmischen Charakter ange-

nommen hatte. Die Wogen gingen höher und höher, das Schiff wurde in jenem verhängnißvollen Tacte vom Vorder- zum Hintertheile auf- und abgeworfen, mit welchem das Reich der Seekrankheit beginnt, und schon schritt die blaßgrüne Unholdinn mit großen Schritten auf und ab, hier und dort ein Haupt berührend, welches sich dann sogleich welkend über die Schiffslehne hinabbeugte. Hier ein Haupt, — dort noch eins, — nun Frau S., — jetzt auch ich! — Vor Allem, Reisender, hüte Dich vor dem Anblick der Anderen. Setze Dich so, daß Du deren Leiden nicht siehst; sonst bist auch Du verloren. Doch bei unserem Wetter wäre auch diese Vorsicht vergeblich gewesen. Ich sprach später mit Reisegenossen, die schon größere Seereisen unter bedenklichen Umständen gemacht hatten, ohne von der Seekrankheit ergriffen worden zu sein. Auch sie waren diesmal unterlegen. Von der ganzen Reisegesellschaft war kein Haupt verschont geblieben. Nur das wettergehärtete Schiffsvolk in seinen Plumphosen und Schlapphüten verrichtete unangefochten seine Geschäfte und wechselte hie und da, im Hinblick auf die mannichfaltigen Scenen des Hinfalls, lachend ein Paar Worte in seinem mir unverständlichen Kauderwälsch.

Ich empfand die Seekrankheit als Uebelkeit und gewissenhaftes Bedürfniß, dem Kosmos den ganzen noch vorhandenen Raub von Nahrungsmitteln, dessen ich mich an ihm schuldig gemacht hatte, bis zum letzten Atome zurück zu erstatten. Diese tugendhafte Disposition war fortwährend von einem salzigen Thrangeschmacke begleitet. Moralisch entsprach diesem Zustande eine Art seelischer Auflösung, ein Gefühl demüthiger Schwäche, unter welchem jedoch geheime Rachegedanken, wie Feuer unter der Asche, glimmten. Ueberhaupt verlor ich keinen Augenblick die Besinnung und Herrschaft über mich selbst; ich sah, wie Einer nach dem Anderen die Treppe hinabschwankte oder getragen wurde, und setzte meinen ursprünglichen Entschluß, die ganze Nacht auf dem Verdecke zuzubringen, trotz Regen und Sturm durch. Außer dem dienstthuenden Schiffsvolke war ich der Ein-

zige, welcher die ganze Nacht auf dem Verdecke aushielt. Weißschäumende Wogen tobten unheimlich in der schwarzen Nacht um das ächzende Schiff; weiterhin verlor sich der Blick im sturmvollen Schooße der Nacht. Von Zeit zu Zeit schoß eine haushohe Welle zum Vordertheile des Schiffes mit solcher Gewalt hinein, daß die zischende Fluth bis zu meinen Füßen auf dem Hinterverdecke gelangte. Alsdann krachte das Schiff in allen Fugen, als wenn es bersten wollte. Es war eine schreckliche Nacht. Endlich kam der Morgen. Auch nicht ein tröstlicher Sonnenstrahl vermochte die dichten Regenwolken zu durchbrechen, welche sich, unter fortwährendem Toben des Meeres, von Zeit zu Zeit in schweren Güssen entluden. Hungrige Möven umkrächzten frechbegehrlich den Mast. Ich frug den Steuermann, ob wir nun bald in Nizza seien? „Ho!“ antwortete er, „bei solchem Hundewetter geht das nicht so rasch; — seh'n Sie da, Herr, das sind die Hyerischen Inseln!“ Ich folgte seiner ausgestreckten Hand und sah vor uns die trüben Umrisse von ein Paar Inseln. Wir hatten also noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Ha! wie fluchte ich innerlich dem Capitain! In den 1½ Stunden, die er uns bei noch gutem Wetter warten ließ, hätten wir ein Stück Wegs zurücklegen können, zu welchem wir jetzt drei Stunden brauchten; für die anderthalb Stunden, die ihm wahrscheinlich bei einer Flasche Wein noch zu rasch verstrichen waren, mußte die jetzige ganze Reisegesellschaft drei volle Stunden in dem peinlichsten Zustande verharren.

Ich stieg nun zum ersten Male in die unteren Schiffsräume hinab, um unseren Damen mitzutheilen, wie weit wir noch vom Ziele seien und anzufragen, ob ich den Kaffee bestellen solle. Ich fand aber Niemanden im Zustande, mich anzuhören oder mir gar Rede zu stehen. Frau S. lag da wie bewußtlos; der Capitain hatte ihren erstarrten Füßen nur durch heftiges Reiben einige Wärme wiederzugeben vermocht. Ich verzieh ihm dafür in meinem Herzen seine Verspätung. Die Mädchen lagen schwerathmend rings umher, mit gelösten Haaren, und die blaßgrüne Seekrankheit hatte mit neidischer Hand alle Rosen von ihren

Wangen weggelöscht. Eine fremde Dame richtete sich mit flehentlicher Geberde von ihrem Lager empor und frug mich im liebreichsten Tone: ob wir denn nun bald in Nizza seien? Ich sagte ihr, was ich wußte, worauf sie, wie von einem Dolchstoß durchbohrt, auf ihr Lager zurücksank.

In dem Herrenzimmer herrschte etwas mehr Leben. Dort lag noch Einer schwerathmend in seiner Kabine, — hier machte Einer seine Toilette, diesmal nicht ohne triftigen Grund, — Andere nahmen bereits den Kaffee, was jedoch nicht ohne die größte Vorsicht geschehen konnte, da das Schiff fortwährend von den heftigsten Stößen hin- und hergeworfen wurde. Auch ich verlangte eine Tasse Kaffee, trank einen Schluck, welcher sich aber so rasch zum Rückzuge genöthigt sah, daß er dem zweiten, den ich eben nachschicken wollte, bereits den guten Rath ertheilte, sich den unnützen Weg zu ersparen. Bis zum letzten Augenblicke unserer Fahrt befand ich mich in dieser absoluten Unmöglichkeit, der Außenwelt auch nur ein Atom zu eigenem Vortheile zu entfremden, und ich sagte mir im Stillen, bei so hartnäckiger Tugend müsse man zuletzt zu Grunde gehen.

Ich stieg wieder auf's Verdeck. Die Hyerischen Inseln lagen nun hinter uns. Toulon, noch weiter rückwärts, war mir im Schooße der Finsterniß völlig entgangen; doch steht's noch, trotz der 12,000 Maurer, welche dereinst, auf Befehl des Convents, die verrätherischen Mauern von der Erde vertilgen sollten. Von Zeit zu Zeit blickte ein trüber Küstenstrich durch die grauen Regenschleier. Dort liegt Fréjus, — dann kommt Cannes; ich machte eine unwillkürliche Wendung nach der Richtung von Egypten und Elba. Und ich sah über das stürmische Meer eine Heroengestalt herüber und hinüber schweben, in gar verschiedenem Aufzuge. Ein junger General von schmucker Taille und bronzefarbigem Antlitz, im dunklen Auge noch den Strahl des Sieges von Abukir, kommt von Egyptens Küste und setzt den raschen Fuß bei Frejus an's Land, — als Frankreich, unterlegen am Rhein, unterlegen in Italien, „keine Schwätzer, sondern einen Kopf und ein Schwerdt“ nöthig hat, — wenn auch nicht gerade

ein meineidiges. Oder vermochte nur schrankenlose Selbstsucht so viel Kraft zu entfalten, als Frankreich damals bedurfte? — Um so schlimmer! Denn am Ende pflegt sich die Menschheit doch nicht als bloßer Stoff zur Selbstverherrlichung »großer Männer« zu erweisen. Anstatt schuldvoll versäumter Selbstbeschränkung pflegt vielmehr schließlich zwangvolle Beschränkung durch die Außenwelt einzutreten. Und ich sah meinen Heros wieder, wie er als Kaiser, schwerfälligen Leibeswuchses, mit fetter Wade, gelbblaß vom beschränkenden Tage von Leipzig, bei demselben Frejus an Bord ging, diesmal zur Reise nach Elba. — Lande nur wieder bei Cannes zu kurzem Aufschwung und neuer Beschränkung! Stärker als alle Einzelnen Deiner Zeit, wenst Du gleichwohl schwächer als das Streben Aller nach Harmonie, sage: zunächst nach Ruhe und Frieden! Die Welt ist doch kein Spielball für Dich; so beuge Du Dich ihrem Gesetz, und denk' auf St. Helena nach über Washington's feineren Ehrgeiz!

Unterdessen war die zweite Nacht gekommen. Siehe da den Leuchtthurm von Antibes, dann den von Villefranche und zwischen beiden die ersehnten Lichter von Nizza. Endlich, nach 25stündiger Fahrt, liefen wir gegen 11 Uhr im »Porto di Limpia« — so heißt der Hafen von Nizza — glücklich ein. Hier war uns noch ein letzter Trunk aus dem Kelch der Bitternisse vorbehalten. Die Herren Gesundheitsbeamten waren bereits zu Bett gegangen, woraus für uns die Verpflichtung erwuchs, nach 24stündigen Leiden auch noch die künftige Nacht nicht zu Bette zu gehen, vielmehr auf dem Schiffe zu verharren, bis die Herren Gesundheitsbeamten sich durch erquickenden Schlaf hinreichend zu der Strapatze gestärkt hätten, uns des anderen Morgens noch nicht erkrankt zu finden.

Nun aber meldete sich das Bedürfniß nach Speise und Trank. Der Augenblick der Rache war gekommen. Niemals habe ich einen so plötzlichen Uebergang von Apathie zu Leben, von träger Enthaltsamkeit zu unbändigster Eßlust gesehen. Vor weniger als einer Viertelstunde noch wären auf unserem Schiffe die größten

Leckerbissen vor jedem Angriffe sicher gewesen; wir hielten noch keine Viertelstunde und schon war ein wahrer Sturm auf die Schiffsküche losgebrochen, an deren Eingängen wir uns um die letzte Kartoffel, um die letzte Brodrinde förmliche Gefechte lieferten. Anselmo, der Bischof und ich hielten uns wacker, und wir lasen aus den dankbaren Blicken unserer Damen reichlichen Dank für unsere ritterlichen Leistungen.

Jeder suchte nun seine Kabine wieder auf und auch ich stieg hinab, um nach 25stündigem Verweilen auf dem Verdeck mich zum ersten Male der meinigen zu bedienen. Ich fand aber alle besetzt, streckte mich gelassen auf eine Art allgemeiner Pritsche und schlief fest bis zum Morgen durch. Sonderbar! Trotz 25stündigen Aufenthaltes in Wind, Regen und Sturm befand ich mich ganz wohl; ja ich hatte mir noch nicht einmal den leisesten Schnupfen zugezogen. Es scheint, daß dieselbe innere Aufregung, welche sich jeder Aneignung von Speise und Trank entgegenstellte, stark genug war, auch jeder Erkältung den Zutritt zu verwehren. Am anderen Morgen, nach Zufriedenstellung der Herren Gesundheits- und Zollbeamten, gelangten wir aus dem Hafen, um den Schloßfels herum, in das Stadtviertel: »aux Ponchettes«, woselbst wir in dem dicht am Schloßfels liegenden »Hôtel aux Princes« durch Waschung, Gabelfrühstück und mehrstündigen Schlummer unsere Rettung vollendeten.

Bei'm Wiedererwachen welch ein Wechsel! Nachdem der trostbedürftige Blick während 25 qualvoller Stunden Nichts gesehen hatte als graue Wolken, wildes Meer und zuweilen ein Stück nackter Küste, fiel das schlummergestärkte Auge jetzt auf das erquickendste Grün. Der ganze Schloßfels war von großen Euphorbien (Euphorbia Dendroides) bedeckt, welche im reichsten Blätterschmucke standen. Dazwischen brachen hier und dort aus Schutt und Felsspalt riesige Cactus und Aloe's in üppiger Wildheit hervor. Des Nachmittags zeigte sich auch schon von Zeit zu Zeit ein Stück lichtblauen Himmels und ein vom tiefsten Orangegold entzündeter Abendhimmel gab uns wunderbare Kunde von einer uns noch unbekannten Sonne.

Dieſe verurtheilen Zeitungen, welche das Dogma anzweifeln, daß der Prieſter die Hoſtie und den Wein in das wirkliche Fleiſch und Blut Chriſti zu verwandeln vermöge, laſſen dagegen ultramontane Angriffe gegen das Statut ſtraflos durchſchlüpfen; dieſe confiſciren Bibelüberſetzungen und machen Denen den Prozeß, welche ſie verkaufen oder verbreiten. Denn die Auslegung der Bibel gebührt nur der unfehlbaren Kirche. Ob es wohl alte Geſetze gibt, auf welche man ſich dabei zu ſtützen vermag? Dann muß man eben ſagen, daß der Fortbeſtand und die fortwährende Anwendung derſelben unter dem gegenwärtigen Miniſterium, welches zu deren Aufhebung der Zuſtimmung der Deputirtenkammer gewiß wäre, nicht gerade für einen übermäßigen Liberalismus ſpricht, trotz der neuerlichen ſehr beſcheidenen Maßregel gegen die Kloſterwirthſchaft, welche übrigens die Erziehung des Volkes und der Beamten vor wie nach in den Händen des Klerus läßt! — Dagegen ſehe man die Preſſe an. Der bei Weitem größte Theil der unabhängigen Tagespreſſe iſt liberal, in politiſcher wie in kirchlicher Hinſicht. Das weiſt auf erfreuliche Intelligenzfortſchritte des Mittelſtandes hin, welcher die Maſſe des Volkes allmählig ſchon zu ſich heraufbilden wird. Gegenwärtig unterliegt die Maſſe, wie der Beamtenſtand, allerdings noch ziemlich den Einflüſſen des Klerus. Aber ſie hat den natürlichen Inſtinct der Freiheit, wenn auch ohne ſicheres Bewußtſein. —

Und was hätte ich Dir nicht Alles von der Natur zu erzählen! Von dem herrlichen Klima Nizza's, welches gegen die rauhen Einflüſſe des Nordens durch die ſchützende Wand der Seealpen faſt gänzlich geſchützt iſt. Von deren ſchneeigen Gipfeln gleitet der Blick dankbar abwärts zum ſonnigen Meeresſtrande, wo blaugrüne Aloes zahlreich und üppig emporſprießen; wo zwiſchen Lorbeern und Myrthen die Palme ihr mildgeſcheiteltes Haupt erhebt; wo zur Winterszeit die Orangen glühen und die Olive von fruchtbaren Zweigen fällt; wo im Sommer die Granate in wilden Hecken blüht und ſaftige Feigen und apfeldicke Pfirſiche zu köſtlichem Genuſſe einladen! — Von Monaco und Mentone,

von der Vallée de Careye und dem paradieſiſchen Pont St. Louis mit ihren Citronen- und Orangenwäldern, wo das ganze Jahr über die goldene Frucht neben der würzigen Blüthe prangt! — Von der ganzen Riviera di Ponente bis Genua mit dem Palmwalde von Bordighera! — Von dem ſtolzen Genua, mit ſeinen ſtattlichen Marmorpaläſten und dem Maſtenwalde ſeines Hafens! Von dem erſten echten Raphael, den ich dort geſehen, der Madonne à la Colonne, und wie es mich dabei urplötzlich überlief! Von den Titian's, Paul Veroneſe's, Guido Reni's, Michel Angelo's, Rubens und den zahlreichen Van Dyk's, an denen man ſich nicht ſatt ſehen kann! Sodann über Genua hinaus von der Riviera di Levante mit dem Golfe von Rapallo, in deſſen von Schönheit und Fruchtbarkeit ſchwellenden Buſen das Meer mit reiner Wolluſt hineinſpielt, während oben in lachenden Kaſtanienwäldern die Nachtigall des Apennins ihren Sang erſchallen läßt; — weiterhin von dem großartigen Golfe von La Spezia, dem größten und beſten Italiens; von den Marmorbrüchen von Carrara, welche mir ſchon auf meiner Wanderung über den Monte Bracco von Ferne wie Gletſcher und Schneefelder entgegenleuchteten! —

Davon und von vielem Anderen hätte ich Dir Viel zu erzählen, lieber Leſer. Aber es geht nicht an, wenigſtens jetzt nicht. Ich muß meine bisherige Lebensweiſe gründlich ändern; es muß noch ein Stück Spiritualismus unter die Füße, damit die Materie überlebe. Mein Vaterland hat mich ausgeſtoßen; das Ausland kann mich nicht brauchen, weder im Barreau noch in der Aula; mit der Schriftſtellerei geht es nicht. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich für dieſe Blätter einen Verleger finden werde! — Was ich nun anfange? — Ich werde Commis.

Nizza den 18. Juni 1855.

Anhang zum achtundzwanzigſten Kapitel.

Aus dem Süden.

I.

Unter dem Feigenbaum.

(Nizza, im Sommer 1854.)

In ſonnigem Bereiche
Hängt unter ſchatt'gem Zweige,
Gereifet bis zur Neige,
Des Südens Kind,
Die edle Feige.

Das Fleiſch, das roſig bleiche,
Durchquillt der Saft, der reiche,
Der würz'ge, nectargleiche,
Süßſchwellend ſie
Zu üpp'ger Weiche.

Komm Zweig, daß ich dich beuge,
Daß hold die Frucht ſich neige,
Daß ſehnend ich ſie reiche, —
Jetzt hab' ich ſie
Und ſchweige.

II.

Ueberſetzung von »La donna è mobile« aus der Oper Rigoletto von Verdi, — nach dem Volksmunde.

(Genua, Mai 1854.)

Das Weib der Feder gleich
Flattert im Winde.
Ach! wie geſchwinde
Wechſelt ihr Flug.

Eben ſo wonnereich
Weinen als lachen
Sind keine Sachen,
Iſt Lug und Trug.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

V.

Abschied.

(Mitte Sommer [illegible])

O Süden, schöner Süden,
Wo so die Strahlen sprühten,
Daß die Orangen glühten,
Wann sonst die Fröste wüthen;
Wo in [illegible] Brüten
Die Menschen kaum sich mühten;
Wo mild Winter schieden
Vor Lenzen, hold verfrühten;
O, Schweiger Du in Blüthen,
Wann ich von Dir geschieden,
Wo find' ich wieder Frieden?

[illegible]

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 892

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004